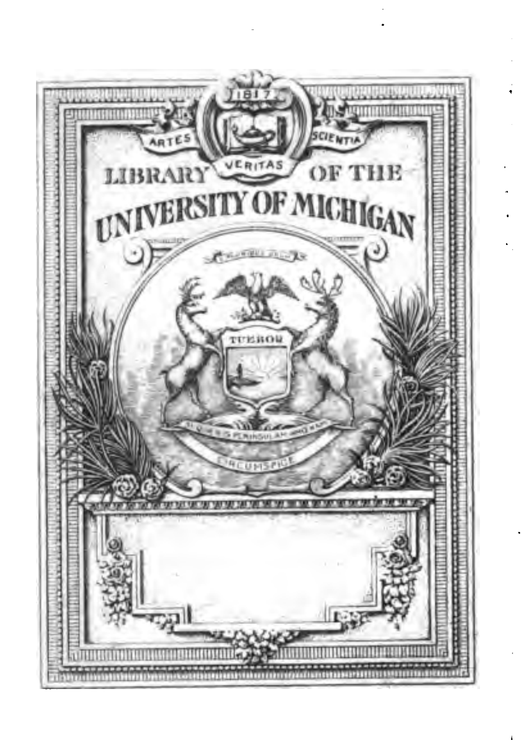
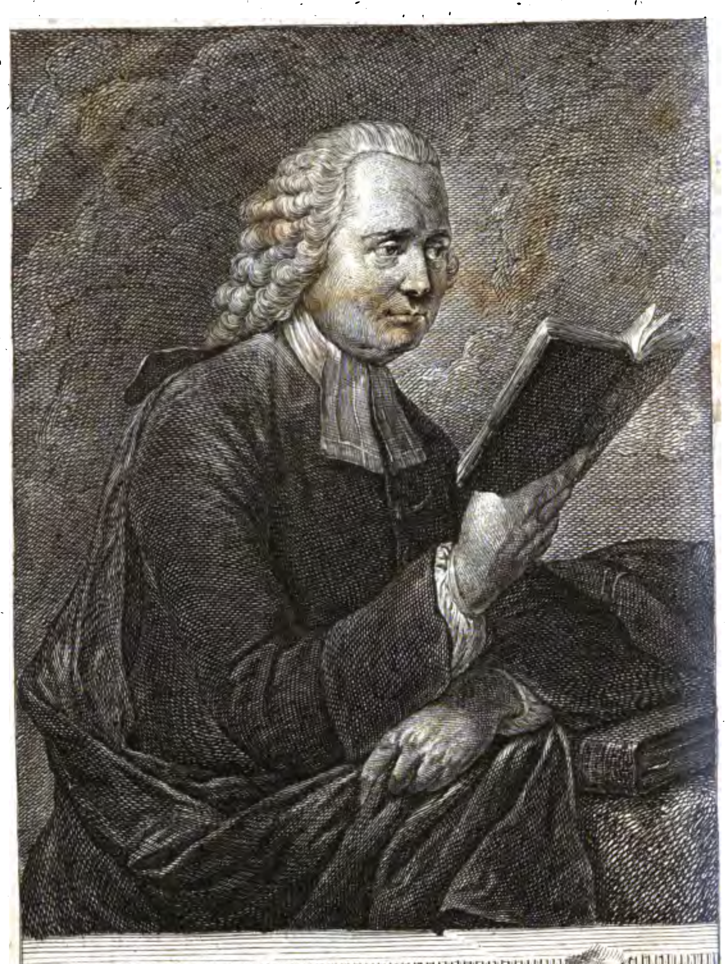



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Johann Joachim
Spalding

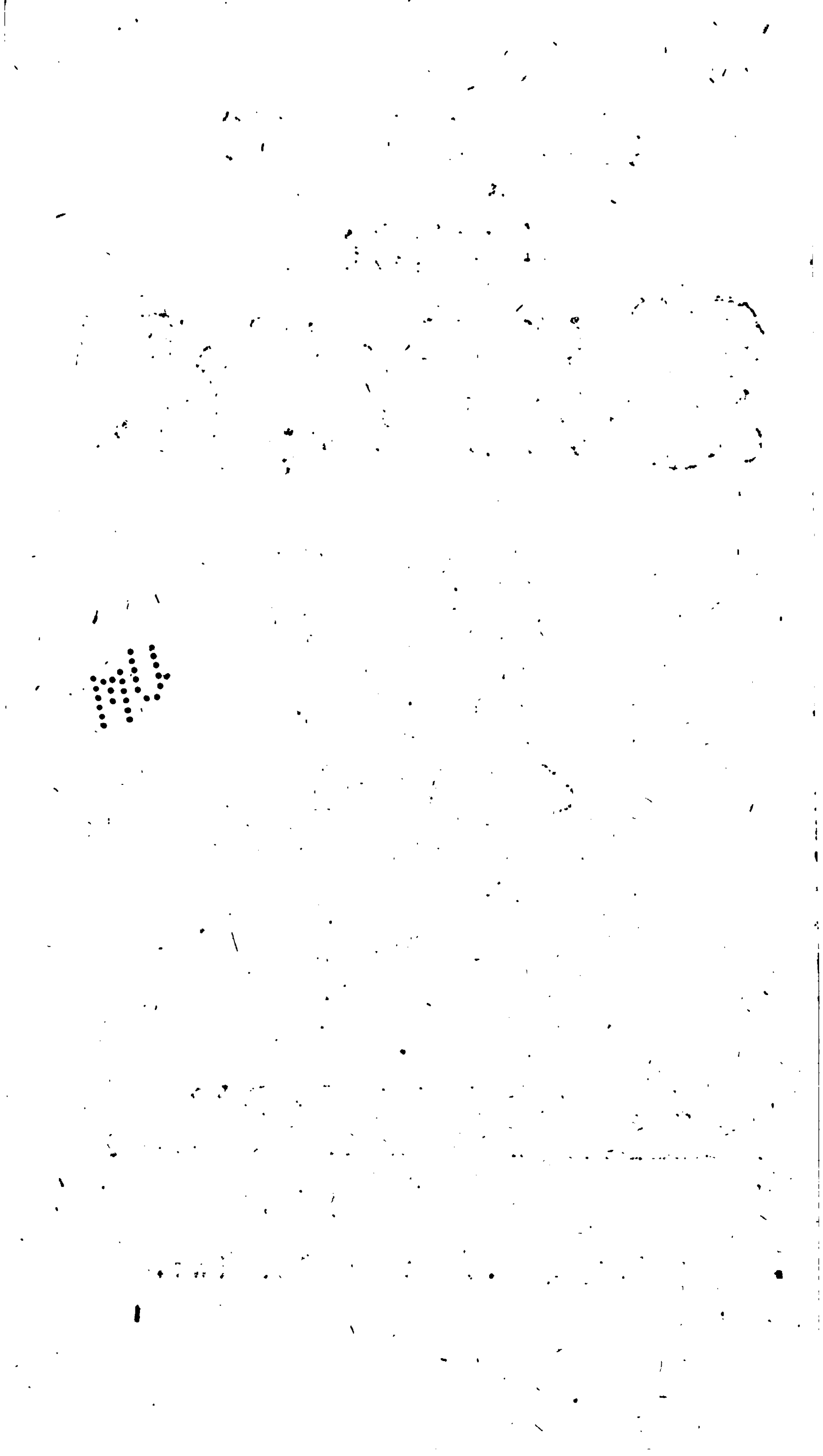
Rode pinx. | Schleuen sc.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zweyten Bandes erstes Stück.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1766.



Inhalt
der in des zweyten Bandes erstem Stücke recensirten Bücher.

Inhalt.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Phi-

Inhalt.

4. Philosophie.

5. Schöne Wissenschaften.

6. Von den schönen Künsten.

7. Geschichte, Geographie, Staatsrecht.

8. Mathematik.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

10. Philologie und Kritik.

11. Haushaltungskunst.

12. Vermischte Nachrichten.

)o(



I.

Friedrich Carls von Moser gesammelte moralische und politische Schriften. Zweyter Band, Frankfurt am Mayn bey Gebhard 1764. gr. 8. 1. Alph. 11. Bogen.

Die Stärke dieses berühmten Schriftstellers liegt in einer naiven Erzählung seiner Beobachtungen und der Dreistigkeit seiner daraus gezogenen Urtheile. Da er damit eine Känntniß vieler treffender Anekdoten, und eine Kunst, sie in das zur Entdeckung der Aehnlichkeit nöthige Licht zu setzen, verbindet: so hat dis seinen Schriften ein Interesse mitgetheilt, wodurch jeder zu den willigsten Lobsprüchen bewogen worden. Allein, alle diese erwähnte Stücke sind nicht unerschöpflich, und Schriftsteller, welche das Publicum mit selbstausgedachten Urtheilen unterhalten, müssen sich doppelt hüten viel zu schreiben, weil sie Gefahr laufen nicht sowohl andre, als sich selbst auszuschrei-

ben. Voltairen ist es so ergangen. Einem Rousseau widerfährt das nämliche. Eloise und Emile enthalten schon eben dieselbe Gedanken und Urtheile, die in seinen vorhergehenden Stücken vorgetragen sind. Beyde haben aber den Vortheil ergriffen, ihr Einerley in verschiedenen Gestalten darzustellen. Oden, Romanen, Briefe, Farcen und nun vollends Taschendictionnäre hat der Genfer Nachbar gewählt. Der Genfer Bürger beynahe eine gleiche Abänderung. Der Hr. v. Moser hingegen hat noch dazu immer eben denselben Vortragston beybehalten. Daß dieser Schriftsteller sich selbst ausschreibt, ist in seiner Abhandlung von der Aufrichtigkeit, die das erste Stück in dieser Sammlung ausmacht, deutlich zu sehen. Doch da dieses seinem eigenen Ruhme am schädlichsten ist, so könnten wir darüber hinsehen. Aber daß darinn gewisse Gedanken wiederholt sind, die entweder gar keinen Sinn haben, oder grundfalsch sind, ist einem denkenden Kopfe, wie der Hr. v. Moser ist, nicht so leicht zu verzeihen. Diese Gedanken zu widerlegen scheuet sich mancher, weil sie fromm scheinen, und man sich durch Widerlegung derselben in den Verdacht der Gottlosigkeit setzen könnte. Wir haben aber zu der Unterscheidungskraft unserer Leser ein besseres Zutrauen, und wagen es, einige dieser Sätze etwas näher zu beleuchten.

(S. 166.) „Die Tugenden der Weltmenschen „sind einem Kinde Gottes gleichgültig, ja ekelhaft.„ Der Hr. v. M. wird nicht läugnen, daß unter unsern Vorfahren, die manches nützliche gestiftet, nicht alle im Stande der Wiedergeburt sich befunden, daß uns aber doch gegen dieselbe Pflichten des Andenkens,

kens, der Dankbarkeit, der Nachahmung aufgelegt seyn, die doch unmöglich zu erfüllen sind, wenn wir ihre Thaten mit Gleichgültigkeit betrachten, ja aus Ekel gar die Augen davon wegwenden dürfen. Man hat es längstens den Konventikeln einer Mischung von Rechtschaffenen, Narren und Heuchlern vorgeworfen, daß sie alles, was nicht von einem aus ihrem Anhange herrührt, für unrein schätzen, und verachten: solte der Hr. v. M. hier wirklich ihren Grundsatz in voller Form vorgetragen haben? Gott allein, der das Herz kennet, kömmt es zu, dasselbe bey einer nützlichen That mit in Anschlag zu bringen, und vor seinem Auge kann manche gute Anstalt befleckt und verwerflich scheinen, die vor uns, ihrer Nützlichkeit wegen, immer verehrungswürdig bleiben muß. Der israelitische Priester durfte deswegen die Brandopfer nicht zurück weisen, ob sich gleich der Herr sehr strenge geäusert hatte, daß sie ihm nicht gefielen.

Eine heimliche Rache an den Weltkindern, deren oft erwiesene Ueberlegenheit an wahren Verdiensten zuweilen einen frommen Neid erreget, dürfte wohl bey manchen die Maxime, die wir itzt bestreiten, veranlasset haben. Man könnte es noch übersehen, wenn dergleichen Leute dagegen auf Verstand und Einsichten, die sie hassen, Verzicht thäten. Allein es scheint, daß sie bey allem Manna, das sie sich ausschliesungsweise zueignen, doch zugleich nach Egyptens Fleischtöpfen lüstern seyn. Frömmigkeit soll auch Verstand geben, und zwar nicht bloß das Verständniß, welches zum geistlichen Leben, und zur Führung des Christenthums nöthig ist, sondern auch die Klugheit, welche die mannigfaltige Vorfälle in öffent-

lichen und besondern Angelegenheiten unumgänglich erfordern.

(S. 315.) „Der Geist Christi macht seine „Schüler nicht dumm; er heitert vielmehr ihre Be„griffe über alle, auch zu ihrem äußerlichen Leben „und Wandel gehörige, Begriffe so auf, daß sie „alles mit weit klärern, schärfern und unparthey„schern Augen ein und durchsehen als, die — in dem „schwachen Lichte ihrer eigenen Erleuchtung zu wan„deln gedenken.„ Ein Schwärmer hat vielleicht einmal einen solchen wunderlichen Satz behauptet; Aber wir müssen gestehen, bey einem Manne von den Einsichten des Hrn. v. M. hätten wir nicht Gedanken gesucht, die man entweder für nichts als für einen frommen Schall halten muß, oder die den gröbsten Vorurtheilen Thür und Thor öfnen. Solte man nicht denken, das Geschäfte des Geistes, der die Neigungen des Menschen lenket, bestehe wirklich darinn, daß er den Menschen in allem, was zum Leben gehört, unterrichte? Wenn diß wäre: müßte man nicht von demselben zuerst den Unterricht in den Grundsprachen der Bibel erwarten, und müßte also nicht vor allen Dingen jeder Gläubiger im hebräischen und griechischen sehr stark seyn? Niemand hat jemals behauptet, daß der Geist Christi dumm mache, sondern nur, daß sehr viele herzlich dumm sind, die den Geist Christi zu haben glauben, und daß man in weltlichen Dingen einfältig bleiben könne, wenn man gleich ein redlicher und wahrer Christ ist. Der Hr. v. M. selbst sagt diß ausdrücklich in einer andern Stelle eben dieses Bandes. Und hier treibt er die Gefälligkeit gegen einige Leute so weit, daß er folgendes hinschreibet: (S. 310.)

(S. 310.) »Ich habe fromme Leute gesehen, die »zur Verwunderung aller, aus ihrer Frömmigkeit »treffliche Einsichten in ihren Berufsgeschäften be»kommen, ob man sie sonst gleich von ihnen nicht er»wartet:« als ob nicht diese Zunahme an Einsichten bey sehr mittelmäßigen Köpfen von der langen Uebung in einem Gewerbe weit eher herrührte, als von der Wirkung des Geistes.

Laßt uns einmal die Begriffe untersuchen. Es giebt wahre Fromme und anmaßliche Fromme. Die erstern finden sich in allen Religionen. Ihr Charakter besteht in einer solchen durch Uebung erlangten Richtung des Herzens, der zu Folge die Ehre und der Dienst des von ihnen erkannten Gottes, der oberste Bestimmungsgrund aller ihrer Handlungen, die eine solche Aufmerksamkeit verdienet, ist und bleibet. Da die Klugheit in den Geschäften theils auf die richtige Unterordnung der Zwecke, theils auf die geschickte Verbindung der Mittel mit den Absichten, theils auf eine leichte Erfindung der nöthigen Werkzeuge ankömmt: so ist unbegreiflich, daß die Uebung einen gewissen obersten Zweck sich zu denken auch einen nothwendigen Einfluß auf die letztbenannte drey Stücke haben, und dieselbe unvermeidlich nach sich ziehen sollte. Mit andern Worten: Frömmigkeit wirkt nicht unausbleiblich die Geschäftklugheit. — Aber vielleicht den Verstand der zu den Wissenschaften gehört? Dieser ist nichts anders als eine für jeden Innbegrif von Känntnissen schicklich abgemessene Zusammenstimmung der mancherley Seelenkräfte, und diese Zusammenstimmung der Seelenkräfte wird

ja nicht durch die bloße und feste Vorstellung des richtigsten Bewegungsgrundes unserer Handlungen gewirket. Es kann jemand Gott vor Augen haben, ohne deßwegen eine lebhafte Einbildungskraft, ein fertiges Gedächtniß und Witz und Scharfsinn zu besitzen. Die Anwendung auf die Frömmigkeit des Christen ist leicht.

Nun kommen aber zwo Einwendungen zum Vorschein: 1) »Der Fromme ist vor Leidenschaften bewahrt, und sein Verstand heiter.« Gut! vor einigen Leidenschaften; aber vor allen? niemals Schwachheiten und niemals Vorurtheile? Ueberdieß verschaffen einige gute und richtige Urtheile noch nicht die Oefnung des Kopfes, welche erst durch ein gewohntes Nachdenken über die verwickelteste Verknüpfungen erworben wird. 2) »Eine übernatürliche Kraft, »die den Frommen erleuchtet, kann viel thun.« Ja, aber zu ihrem Zwecke, und nichts, was dazu nicht gehört. Nun ist es allgemein zugestanden, daß tiefe Einsichten und Klugheit in Geschäften gar nicht wesentlich zur Bildung des Christenthums seyn: folglich wird auch derjenige, der es in den Seelen vermehret, auf die erstere seine übernatürliche Kraft gar nicht verwenden.

Der anmaßliche Fromme hat noch weniger Anspruch auf Verstand — bloß seiner Frömmigkeit wegen. — Er beschäftigt sich, wie er sagt, einzig und allein mit dem Gedanken an seinen Heiland, ihm betet, ihm singt er, von ihm spricht er mit andern auserwählten Seelen, seine Liebe für diesen Heiland prüft er an sich und andern, und jede Känntniß, jede Unterredung, die nicht auf diesen Heiland unmittelbar führet,

führet, hält es für sündlich oder doch für höchst unnütze. Ich sage nichts vom Handeln, weil dis sehr oft bey Singen, Beten, Seufzen und Reden wegzufallen pflegt, und höchstens in Enthaltungen, selten in wahren Ausübungen zum Besten des Nächsten bestehet. Dies ist eine wahre Beschreibung von Leuten, die boshaft genug sind, um gesunde Vernunft für eine Feindschaft gegen das Christenthum auszugeben, und einfältig genug, um sich nicht anders belehren zu lassen; die einen gewissen Cant auswendig lernen, und sich daran wie an Handwerkswörtern erkennen, jede andre Sprache aber für ungöttlich halten, und die zum Glück durch ihre Lehren zu sehr verrathen, daß ihre Religion nicht von Gott sey, weil sie die wahre Bestimmungen des Menschen aufheben würde, wenn man sie befolgen müßte. Es mag einem veralteten gnädigen Fräulein leicht fallen, ihren Müßiggang auf eine solche Art zu verandächteln: aber wer in den verschiedenen Ständen des Lebens der göttlichsten Bestimmung nach dienen muß, kann unmöglich Jesum zunächst ohne Aufhören in Gedanken haben. Armenrechnungen durchsehen und sie beschleunigen, ist besser als auf die Blähungen des Magens und Veränderlichkeit der Laune Acht geben, und eine Anstalt für Nothleidende treffen, ist Gott angenehmer, als einem Freunde oder einer Freundinn, die noch zuweilen wiederkommenden Versuchungen des Fleisches mit frommer Beklemmung offenbaren. Und dergleichen Geschwätze unter Leuten, die eine zugestandene Unwissenheit in Beurtheilung der natürlichen Veränderungen der Seele haben, dergleichen Geschwätze sollte ihre Einsichten vermehren?

ren? Ihr Verstand, dessen pflichtmäßigen Anbau sie vorsetzlich verabsäumen, ja wohl gar an sich unmöglich machen, ihr Verstand sollte durch die Bilder von Braut und Bräutigam, die sie sich machen, klärer werden?

Es wird hoffentlich noch im Gedächtniß seyn, daß wir jetzt von der zwoten Gattung der Frommen reden, und nicht von der ächten. —— Aechte und anmaßliche Fromme sollten sie also zu Staatsgeschäften unbrauchbar seyn? Hindert die Frömmigkeit daran? unmöglich. Ich bin auch der Meynung. Die Frömmigkeit hindert nicht und fördert nicht, besser: sie fördert vielmehr in Vermehrung der pflichtmäßigen Treue. Warum schließt man denn so oft die Frommen davon aus? Die unächte Art mit Recht; die ächte, weil sie zufälliger Weise ihre Einsichten zu sehr beschränken und durch die Verwirrung der ihnen obliegenden Sorgfalt für die zeitliche mit der Sorge für die ewige Wohlfarth der Unterthanen, alle Zwecke, die bey der Verwaltung eines Staats sind, verrücken, wodurch offenbar alles in einander geworfen wird. Wenn aber der Hr. v. M. sich am Ende mit nichts weiter zu helfen weiß, als damit, »daß ihm »die Fehler eines frommen Staatsministers lieber »seyn als die Heldenthaten eines gottlosen,« dürfen wir ihn nicht bitten, die Hand auf die Brust zu legen, und zu bedenken, ob er diß nicht bey einem andern für etwas mehr als Chicane halten würde? Denn einmal ist ja hier nicht die Rede von Privatfehlern, deren schlimme Folgen meist unmerklich seyn können, wenigstens für andre, sondern von Staatsfehlern, die gleich das Unglück von vielen

tausenden

tausenden nach sich ziehen; hernach ist auch nicht bloß von Heldenthaten, sondern von jeder ersprießlichen That, von jeder nützlichen Verordnung, von jedem großen und heilsamen Unterfangen, die Rede. Und dergleichen verdienstliche Handlungen, wodurch tausende glücklich werden, die aber ein Unwiedergebohrner verrichtet, diese sollten bloß deswegen nachzusetzen seyn, einem Versehen, schwanger mit Elend für ein ganzes Land, das aber das Versehen eines Wiedergebohrnen ist?

Durch ein Exempel, das wir erdichten wollen, läßt sich diese Sache am besten erläutern. Ich stelle zween Minister nach einander an das Ruder des Staats. Der eine wollüstig, ränkevoll, ungläubig, aber seinem Herrn und Lande zugethan und mit den Vortheilen desselben bekannt, schließt mit dem benachbarten Fürsten, dessen Christenthum eben so verdächtig, seine Macht aber unstreitig ist, ein Bündniß, und rettet dadurch bey ausbrechendem Kriege den Staat von dem gedrohten Verderben. Ihm folgt ein wahrhaftig frommer Minister, der aber mit dem irreligiösen Prinzen, aus Abscheu gegen irgends eine Gemeinschaft mit Gottlosen, das Bündniß nicht erneuren will. Der Nachbar rächt es; tausend kommen ins Elend, und das Land wird verheeret. Dieser Fehler des Wiedergebohrnen sollte mir lieber seyn als die Klugheit des Sünders?

Wir hören auf zu widerlegen, weil der Hr. v. Moser nur sich selbst am Ende seiner Sammlung lesen darf.

Es ist ein Stück in dieser Sammlung, betitelt über das Podagra. Wir merken das einzige davon

von an, daß die poetische Beschreibung, womit der Hr. v. M. anfängt, für jede andre schwere Krankheit gelten könne, daß sie also gefehlt sey. Ueberhaupt sind alle dergleichen Ausarbeitungen seinem Genie zuwider. Er muß sich zwingen, sich in einer unnatürlichen Stellung erhalten, und so kann nie etwas Gutes herauskommen.

Das wichtigste und das neueste in der Sammlung ist eine Reihe Briefe, darinn der Hr. von M. **die schönen Wissenschaften und Künste im Bunde und Glanze der Religion** vorstellen will. Es sind neun Briefe, die wir zweymal gelesen haben, ohne recht den Inhalt davon zu behalten. Das wesentliche mag etwan wohl dis seyn, daß man die schönen Wissenschaften treiben könne, und zum Theil treiben müsse, weil der jetzige Zustand der Gelehrsamkeit und der Welt auch Geistlichen diß nothwendig mache: daß man sie nicht mißbrauchen dürfe; und daß man sie weglegen solle, sobald eine innre Stimme uns zu etwas anders ruft, weil sonst der **Freund vorüber gehe**. Der Styl dieser Briefe ist gegen das Ende mystisch-pretiös, im Anfange soll er noch witzig seyn, durchaus aber ist er außerordentlich in langen Perioden, überflüßigen Worten, und gezwungenen Wendungen schleppend. Einige Freunde des Hr. v. M. scheinen ihn durch Vorwürfe über seine schönen Schriften und über das Lesen witziger und weltlicher Schriften in Verlegenheit gesetzt zu haben. An Statt die Achseln darüber mitleidig zu zucken, oder solche Leute zu ermahnen, daß sie mit ihm Gott für das Genie, das er ihm verliehen, danken sollten, sucht er einiger maßen diese Leute mit den schönen Wissen-

Wissenschaften auszusöhnen. Wir wollen aber wohl sagen, daß dieser Versuch vergeblich sey, weil die natürliche Unversöhnlichkeit zwischen Dummheit und Witz nie wird gehoben werden. Er führt die Einwürfe an, die man zu machen pflegt, daß man z. E. das Herz mit etwas andern als mit Jesu beschäftigen lerne, u. d. m. Wir wollen gleich hinzu setzen, was der Hr. v. M. selbst gründlich zeigt, daß wir *nicht hier auf der Erde seyn, um allein an Jesum Christum zu denken*, und daß diß eben der unwiderlegliche Beweiß gegen eine nicht von Gott herrührende Religion oder Heiligkeit sey, wenn sie Sachen fordert, die der Bestimmung des Menschen widersprechen.

Wie gesagt: solchen Leuten zu lieb, die dergleichen Einwürfe zu machen im Stande sind, belohnt es sich nicht der Mühe an eine Widerlegung zu denken. Sie helfen sich zwar durch den witzigen Einfall wie sie glauben; »entweder hier vor der Welt ein »Narr oder dort vor Gott.» Allein sie bedenken nicht, daß sich noch zwey Fälle denken lassen. Der eine, daß man weder hier vor der Welt noch dort vor Gott für einen Narren gelte; der andre, daß es an beyden Orten geschehe. Wenn der eine Fall weniger gültig seyn sollte: so ist es doch gewiß der andre; denn es folgt gar nicht, daß man in Gottes Augen nothwendig klug sey, weil man in den Augen der Welt ein Narr ist. Der Dummkopf mag mit leiblichen oder mit geistlichen Augen beschauet werden: er bleibt allemal was er ist. Unterdessen weil es noch in Deutschland Universitäten giebt, wo Magistri und Doctores gegen die schöne Wissenschaften wüten:

so

so wollen wir nach ganz einfachen und planen Vorstellungen einen Versuch machen, die Frage über die Rechtmäßigkeit des Fleißes, der auf die schöne Wissenschaften gewendet wird, zu beantworten.

Wenn man gerade zu fragt, ob es erlaubt sey, schöne Wissenschaften zu treiben: so heißt diß so viel als fragen, ob es erlaubt sey, eine Imagination zu haben. Auf die Art, sie andern zu erkennen zu geben, kömmt hier nichts wesentliches an. Man setze den Fall, daß wir Menschen nicht hörten, auch nicht Buchstaben zum Schreiben hätten, daß also die Lehre von Christo, seiner Person und seinem Leiden uns müßte vorgemahlt werden: dann müßte doch wohl jeder Pfarrer zeichnen können. Es früge sich alsdenn, ob es besser wäre, Christum ordentlich und auf eine für das Auge erquickende Art seiner theuren Gemeinde von Zuschauern vorzumahlen, oder mit ungeübter Hand die Form eines Gesichtes, das abscheulich würde, hinzuschmieren?

Wenn wir also eine Kraft haben sinnlich zu denken: so müssen wir wohl unstreitig diese Kraft brauchen dürfen. Und wenn wir sie brauchen dürfen: so sind wir doch wohl verbunden, sie auf die schicklichste Art zu brauchen. Da nun der schicklichste Gebrauch der Kräfte zu sinnlichen Vorstellungen eine Vollkommenheit gewähret, die man wegen der blossen und schnellen Klarheit, womit sie erkannt wird, Schönheit nennet: so sind wir doch wohl verbunden, die Objekte, welche wir sinnlich denken müssen, schön zu denken, oder mit andern Worten, die schöne Wissenschaften zu treiben. In der That, was sind diese anders, als die mannigfaltige

tige zu mancherley Objekten geschehene Anwendung der Kräfte des schönen Denkens. So weit kann niemanden ein Zweifel übrig seyn, als solchen, denen nicht nur das schöne Denken, sondern fast alles Denken versagt ist.

Unterdessen erstreckt sich diese Verbindlichkeit nicht auf jede mögliche Bezeichnung des schönen Denkens. Nicht jeder ist schuldig ein Mahler zu werden, um das jüngste Gericht, wie Michael Angelo, zu mahlen, oder ein Tonkünstler, um wie Graun die Paßion zu setzen. Jeder nach seinen Gaben, und eben dergleichen ausgezeichnete Gaben verschaffen einen neuen Beweis, daß ihre Anwendung von uns erwartet werde.

Es giebt eine Art der Bezeichnung des schönen Denkens, deren wir uns alle bedienen, die in dasselbe zum Theil mit hinein geflochten ist, und die demselben, wenn sie unrecht gebraucht wird, ungemein hinderlich fallen kann. Diese Bezeichnung geschieht durch die Sprache, und aus den übrigen angeführten Umständen erhellet nun, daß es eine besondere Obliegenheit gebe, für die möglichste Erreichung des Vollkommenen bey dieser Bezeichnung zu sorgen. Mit andern Worten hieße das nun: sich bestreben müssen, **wohlredend zu werden.**

Man hat nicht immer einerley Gegenstand, an den man denkt, noch vielweniger einerley Gegenstand über den man sich auch vor andern auszudrücken Gelegenheit findet. Es frägt sich, ob es erlaubt sey, über mehrere Gegenstände schön zu denken? Es wäre unendlich, sie alle durchzugehen. Unter den man-

cherley Gegenständen, worüber man schön denken kann, ist auch Liebe, ist auch Wein; ich wähle diese hier aus, weil sie den schönen Wissenschaften die meiste Anfechtung zugezogen haben. Es sind ihre parties honteuses. Mit Zittern frägt man, ob es erlaubt sey, auch über diese schön zu denken? ob Noahs Nachkommen besser gethan hätten vom Gewächse des Weinstocks elend, als schön zu reden? Beyde Fragen setzen das voraus: ob es überhaupt nöthig sey, an mehrere Gegenstände, und dann insbesondere an die benannte zu denken? denn wann dis nicht wäre; so brauchte man sie sich weder häßlich noch schön vorzustellen. Das erstere wird nun wohl kein Mensch läugnen. Es ist nicht der Natur des Menschen gemäß, seine Seele, ohne die Verrückung zu besorgen, das ganze Leben hindurch mit einerley Gegenstand zu beschäftigen. Nicht einmal die Absicht Gottes mit der Schöpfung würde erreicht werden, wenn der Mensch sich bey der Betrachtung der Geschöpfe und der mancherley daraus entspringenden Verhältnisse gar nicht aufhalten, sondern nur unmittelbar immer an den Schöpfer denken wollte.

Alles dis rechtfertiget noch nicht den Gedanken an die Liebe. Ich bin aber dreiste genug zu behaupten, daß eben das Denken an die Liebe den Unterschied zwischen Menschen und Thieren in diesem Stücke ausmache. Da keine Religion den Trieb zur Fortpflanzung aufheben kann; da auch die frömmesten Menschen sich entweder verehlichen dürfen, oder sich verehlichet haben: so ist offenbar, daß ihnen dieser Gegenstand zuweilen in Gedanken schwebe. Ihn als

bloßen

bloßen Instinkt in der Seele zu haben, würde sie zu Thieren erniedrigen. Sie werden ihn also wie geistige Wesen verfeinern, das heißt, die Liebe mit allen feinern Empfindungen, oder schön denken müssen. Es giebt keinen Einwurf dagegen, wenn man nicht auf die zween Auswege verfällt, die freylich alles abschneiden, entweder die Ehe und folglich alle Liebe als eine Unreinigkeit zu verwerfen (die Ausflucht der Gnostiker und Mönche) oder ihre Vollstreckung zu einer gottesdienstlichen Handlung zu machen (wie die Herrnhuter und überhaupt alle Mystiker). Auch unsre frömmste und heiligste Theologen haben am meisten gegen diesen Punkt der zinzendorfschen Gesetzgebung geschrien, ohne zu bedenken, daß vielleicht dis das allerfeinste am ganzen System sey, wenigstens demselben am zuträglichsten: da alle andre sich eben dadurch in offenbare Widersprüche verwickeln.

Aber wenn man nun auch an die Liebe denken darf, muß man denn auch davon sprechen? Ich weiß nur dis: da die beyden Geschlechter ihre Neigung einander müssen zu erkennen geben: da die Leidenschaft ganz nothwendig die Sprache aus der Brust hervortreibt und Entzückungen am Ende in Worten ausströmen: so wird ganz gewiß eines dem andern in Worten den Antrag thun, und diese Worte können edel seyn, die Gedanken können feurig seyn; die Ordnung derselben kann bloß in Empfindungen gegründet seyn; kurz, der nothwendigste und unentbehrlichste Liebesantrag kann wohl gar eine Ode werden! und wahrhaftig, wenn er je geschehen darf: so sehe

ich nicht, wo denn das Unglück herkömmt, wenn er schön wird, wenn er eine Ode wird. Gut; aber so bleibe er denn unter zweyen? Dis ist nun auch wahr. Man müßte denn sagen, daß man besser thue, gute Muster andern vorzulegen, als jeden seinem eigenen Nachsinnen dabey zu überlassen; daß unter den Menschen allezeit von Liebe werde gedichtet werden, und daß es jungen Gemüthern heilsamer sey, ihnen, da sie doch Bilder der Liebe suchen, mit Gratien und Liebesgöttern, die eine nackte Venus mit Blumen bestreuen, vorzumahlen, als sie der ersten besten Unfläterey auszusetzen.

— — torquet ab obscoenis —

Laßt uns aufrichtig seyn, wenn einmal unter einer Nation der Geschmack lauter Liebes- und Traubenlieder zu verfertigen, oder wenigstens diese Gegenstände am meisten zu bearbeiten, überhand genommen hätte: so könnte man mit Recht behaupten, daß sie die Dichtkunst mißbrauchte, und die Gemüther mit Bildern unaufhörlich zerstreuete, die tausend andern mit Ehrfurcht weichen müssen. Wenn zweytens unter eben dieser Nation die jungen Leute fast durchgehends ihre ersten Versuche in der Dichtkunst in dergleichen Liedern machten; dieselbe wie eine Art von Debauche trieben, und an statt das nöthige zu lernen, ihre Zeit mit dem Lesen und Schreiben dergleichen Kleinigkeiten vertändelten; so wäre jeder Rektor im Gewissen verbunden, sie dafür zu züchtigen, und der Kanzler einer gewissen Universität müßte dafür gelobt werden, daß er seine Stipendiaten, die an statt ihrer Theologie nur anakreontische Verse machten, und gar drucken

ließen, mit Hunger oder Fasten gestrafet. Wenn drittens schlüpfrige Stücke, die an statt der Liebe, Wollust athmen, erschienen: so würde zwar niemand ihre Parthey nehmen, aber wohl ihre Verfasser, wenn sie noch dazu verläumdet wären.

So viel mag genug seyn über eine Materie. Die übrige Einwendungen gegen die schönen Wissenschaften sind nichts anders als der in christliche Ausdrücke übersetzte Schluß des Muselmanns: „Was „nicht Alcoran ist, verbrenne!„ Was nicht Bibel ist, lerne nicht; was nicht Christus ist, denke nicht!

Der Hr. von Moser beruft sich unter vielen guten Gedanken, die er über die Brauchbarkeit des schönen Denkens anbringt, auch darauf, daß es längst von den gelehrtesten Männern erwiesen sey, unsre heilige Schriftsteller giengen allen andern auch an Schönheit ihrer Schriften vor. Es ist wohl, so viel ich weiß, erwiesen, daß viele erhabene Stellen, die in der H. Schrift vorkommen, ihres gleichen nicht finden; aber daß dieses durchaus von allen Verfassern der heiligen Bücher und von ihrer ganzen Schreibart wahr sey, wird wohl niemand für erwiesen ausgeben. Der Beschluß dieser Briefe ist mystisch, wie wir schon angeführet.

H.

II.

Gerardi L. B. van Svieten, Augustiss. Imperator. et Imperatric. a Consiliis, Archiat. Com. Bibliothecae Augustae Praefecti, Inclyt. Facult. Medic. Vienn. Praesidis perpetui, nec non Academiae Reg. scient. et Chirurg. Paris. Academiae scient. Petropolit. Academ. Natur. Curios. Institut. Bonon. Collegii Regii Medic. Edinburg. Societ. scient. Harlem. Botanic. Florent. germanic. Ienens. Degli Agiati de Roveret. Membr. Commentaria in Hermanni Boerhaave Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis. Tomus quartus, Lugduni Batavorum apud Iohannem et Hermannum Verbeck, Bibliop. MDCCLXIV. in quart. Alph. 4. plag. 12.

Wenn man über die vortreflichen Börhaavischen Schriften, über den Werth der eben so vortreflichen Svietenschen und Hallerschen Erläuterungen derselben, und über das Glück und den Ruhm der ächten Börhaavischen Schüler nachdenkt: so muß man sich nothwendig wundern, wie es komme, daß man die Börhaavischen Lehrsätze der Arzneykunst bisdato noch nicht zu öffentlichen Vorlesungen und zum täglichen Gebrauch bestimmt habe? Die Beantwortung wird vielen nicht so natürlich als diese heimliche Frage vorkommen. Die allzugroße Deutlichkeit ist dieses unüberwindliche Hinderniß; man mag nun damit zufrieden seyn oder nicht, so liegt es doch bloß an diesem Umstande. Ist es denn aber so schwer deutlich zu denken, und einer deut-

lichen

lichen Denkungsart zu folgen? Sagte es die Erfahrung nicht, so würden wir selber das Gegentheil behaupten. Und woran liegt es denn also? Ein jeder, der nicht deutlich denken kann, wird die Ursache leicht finden. Es ist besser, daß wir diese gefährliche Untersuchung abbrechen, und vielmehr auf das Lob des Herrn v. Svieten eines vollkommenen Musters der Börhaavischen Deutlichkeit denken. Erlaubten es unsere Kräfte und die Anzahl der bestimmten Blätter, so würde vielleicht ein vollkommener Auszug unsern Wunsch befriedigen. Wir müssen uns also an einem unvollständigern und kleinern begnügen lassen. Wo sollen wir aber anfangen? Die Abhandlungen von der Lungensucht, der Wassersucht, vom Podagra, von den Krankheiten der Kinder, der Jungfern, schwangern, gebährenden und entbundenen Weiber, sind durchgängig so nützlich, deutlich und ausführlich, daß uns die Wahl nothwendig schwer fallen muß. Wir wollen den nächsten Weg gehen, und einige von den durchgängig wichtigen Anmerkungen über die erste Krankheit mittheilen.

Ein Lungengeschwür ist beynahe zum voraus bestimmt, sagen die Svietenschen Erfahrungen, wenn der Blutauswurf aus einem zerfressenen Lugengefässe entstanden; sein Sitz ist allemal in dem zaserichen Gewebe (substantia cellulosa) zu vermuthen, woraus das eingedrungene Blut keinen Ausgang finden kann, und daher stocken, scharf und faul werden muß: befindet sich noch überdieses in dem Nahrungssafte eine verborgene Schärfe, so leiden die Lungen gedop-

 pelt,

pelt, da die in ihrer ganzen innern Wand ausdufstenden Gefäße scharfe Theilchen ausschwitzen, und in ihren äußersten Oefnungen empfindlich gereitzt werden. Der nach dem Blutauswurf folgende Eiter ist ein überflüßiger Beweis der ersten Erfahrung. Die Verzehrung der Lungen ist bald sichtbarer, bald unsichtbarer. Im ersten Fall zeigt sich ein häufiger und übel beschaffener Eiter. Im andern sind die Lungen voll kleiner Erhöhungen, die entweder aus großer Anzahl ihre Verrichtungen hindern, oder unter dem enthaltenen gypsichten Wesen einen verborgenen Eiter gebähren, der anfänglich von den nahen Theilen zehrt, nach und nach aber seinen Sitz verläßt und sich auf Unkosten der Lungen nährt.

Unter die Anzeichen einer wahren Schwindsucht zählt man verschiedne unangenehme Empfindungen gegen die Verdauungszeit, als Fieber, Husten, Keuchen und die mit einer Geschwulst der Blutgefäße des Gesichts ausbrechende Hitze. Die Untersuchung der wahren Urfachen hiervon ist natürlich. Und diesen Stempel der Natur haben alle Svietensche Untersuchungen. Es entsteht aber das Fieber von der Schärfe des Nahrungssaftes, und von der Schwäche der, während der Vermischung des Nahrungssafts mit dem Blute unterliegenden Lungen: der Husten zeigt von eben dieser Schärfe, und die vermehrte Hitze des Gesichts, das Aufschwellen der Blutgefäße und das Keuchen verrathen den gehemmten Durchgang des Blutes durch die Lungen. In dem feinern Bau der Theile des Körpers liegt oft der Grund von vielen nicht erkannten Ursachen. Eine Nebenquelle

für

für die Svietenschen Untersuchungen. Die Lobi der Lungen, bestehen aus kleinern, und diese aus noch kleinern; so wohl die großen als auch die kleinern haben besondere Gefäße, so daß sie durch dieselben keine Gemeinschaft unter einander unterhalten. Hieraus wird erklärt, warum der Auswurf des Eiters ohne Blut ist, und warum bey der Aufzehrung eines Lobi der benachbarte oft nichts befürchtet.

Der Eiter wird außer den Gefäßen erzeugt, es tragen diese nur in so weit etwas dazu bey, als ihre Gänge die dünnern Theile des Blutes zur Nahrung des Eiters zuführen. Der Beweiß davon liegt hierinn. Eine noch blutende Wunde ist keines Eiters fähig, nachdem sich aber die Gefäße zusammen gezogen, wird die Wunde feucht, und bey Entfernung der Luft mit Eiter angefüllt, dergleichen zwischen äußerlichen und innerlichen Zufällen angebrachte Vergleichungen geben, außer daß sie Genie anzeigen, den Svietenschen Erklärungen ein helles Licht. Wir werden noch einige andere anführen. Unwissende versprechen nicht selten in kurzer Zeit, tief und lang fortgehende Geschwüre der Lungen zu heilen. Wir bitten diese, sich einmal zu überwinden, und der angestellten Vergleichung äußerlicher Geschwüre mit diesen verborgenen nachzudenken. Aeußerliche Geschwüre, die guten und häufigen Eiter geben, machen Hoffnung zu ihrer Heilung, von innerlichen dieser Art gilt das nehmliche. Wenn aber äußerliche Geschwüre tief verborgen liegen, sich in fistulösen Gängen verlieren und den Eiter zurück halten, so verschwindet die Hoffnung völlig, man müßte denn alle diese

Gänge längst ihres Laufes öffnen können, und auch da würde es noch zweifelhaft seyn; geht man nun zu einem ähnlichen Zustande in den Lungen über, wo dieses ungewisse Mittel wegfällt, und durch kein anderes ersetzt werden kann, so ist es unmöglich einen Schatten der Hoffnung zu finden.

Noch eine andere und eben so wichtige Anmerkung für Unwissende aus der nämlichen Quelle. Ohnstreitig wird der Tod des Schwindsüchtigen durch den Zurückfluß des Eiters aus dem Geschwür in das Blut beschleunigt. Ein Mittel dafür ist die Unterhaltung des eitrichten Auswurfs durch den Mund. Weit gefehlt, daß man ihn wie alle andere Auswürfe in gewissen Grenzen halten sollte, sucht man ihn vielmehr aufs stärkste zu befördern. Man gehe nochmals zu den äußerlichen Zufällen zurück, und lerne vergleichen und Natur durch Natur erkennen. Wenn man das äußerliche Geschwür unaufhörlich seines Eiters beraubt, so hindert man die Trennung des verdorbnen vom guten, und die Ersetzung des verlohren gegangnen, die Heilung kann nicht erfolgen, es ist also natürlich und nöthig, dem Geschwür und dem Eiter Ruhe und Zeit zu lassen, damit beydes geschehen könne. Die Anwendung auf Lungengeschwüre ist nicht gezwungen, sie fließt aus dem Wesen der Sachen, durch Ruhe muß das böse vom gesunden gesondert, und die zur Heilung nöthige Wiederherstellung der aufgezehrten Theile hervorgebracht werden, da nun die äußerliche Ruhe wegen der anhaltenden Bewegung der Lungen und des fortdauernden Hustens nicht hinlänglich ist, so soll man die Ruhe durch schmerzstil-

lende

lende Mittel vermehren. Der glücklichste Erfolg bestätigt den Werth dieses Rathes.

Wenn wir uns an diesen Rückfluß des Eiters in das Blut (resorptio) erinnern, fällt uns eine wichtige Anmerkung bey. Wenn der Eiter nach einem gerißnen verschloßnen großen Geschwüre (vomica) häufig ausgeworfen wird, so ist dieser Uebergang des Eiters in das Blut nicht so leicht zu befürchten, als wenn die Lunge voll kleiner Geschwüre ist. Denn das aus dem Herzen in die Lungen gespritzte Blut trifft die Höhlen der Geschwüre, das Blut reißt etwas vom Eiter los, und geht durch die Blutadern (venas) der Lungen, die sich am geschwindesten vom Blute entledigen, zum Herzen zurück, und durch die große Pulsader (aorta) zum ganzen Körper.

Ein Geschwür soll in eine frische Wunde verwandelt werden: hierzu sind gewisse Mittel geschickt, wodurch das Widernatürliche in einen guten Eiter verwandelt und zum Ausfluß zubereitet wird; in den Lungen wird diese Absicht durch den Dampf von warmen Wasser, und wenn die Lungen daran gewohnt, von Weyrauch und Agtstein zu erhalten gesucht. Außer der Bewegung wird besonders das Landleben empfohlen, und zwar wegen der Ausduftung der Erde, die man freyer genießen kann. Man hat nämlich angemerkt, daß die Erde, so oft man sie mit Wasser befeuchtet, angenehm ausduftet, und so oft sie trocken wird, keinen Geruch giebt. Diese erquickende Ausdünstung nach dem Regen soll Schwindsüchtigen besonders zuträglich seyn. Ein ähnliche

Be-

Beschaffenheit hat es mit dem Erdbade, welches Franciscus Solanus de Lucque wider die Lungensucht gebraucht und auf folgende Art bereitet wird. Man steckt den Kranken in ein tiefes in der Erde gegrabenes Loch bis an den Hals, woraus er nicht eher gezogen wird, als bis er über den ganzen Körper zu zittern anfängt: hierauf hüllt man ihn in ein mit Rosenwasser benetztes Tuch, und salbt seinen Körper nach zwey Stunden mit dem unguento resumtivo Cacuti, zuletzt umwickelt man den Kranken mit von dieser Salbe bestrichenen Binden. Ehe wir noch anderer Mittel gedenken, müssen wir zwey Nebenbeobachtungen anführen. Der Eiter, der früh morgens im Wasser untersinkt, schwimmt zu einer andern Zeit. Dieser Umstand hängt von dem, durch Husten losgerissenen Schleim ab; wodurch der Eiter umwickelt und leichter gemacht wird, man soll deswegen diesen Versuch früh morgens anstellen, wo der Eiter ohne Schleim fortgeht. Alle, auf Entzündungen der Lungen entstandene verschlossene Geschwüre, sind grösser und am Eiter reicher und können leichter geheilt werden, diejenigen aber, die Folgen eines Blutauswurfs sind, haben weniger Eiter, und sind kleiner und schwerer zu heilen. Unter den Mitteln wider die Fäulniß, und die daher entstandne Auflösung des Bluts wird die peruvianische Fieberrinden Myrrhe, und ein leichter verdünnender Trank angerathen. Der Herr van Svieten schlägt einen für. Man soll die in einem nassen Tuche keimende Gerste bey einer starken Wärme ausdorren, und nachher mit Wasser auskochen; die Eigenschaften dieses

Trankes

Krankes lassen vieles hoffen. Leichte zu verdauende und in weniger Anzahl genossene Speisen sind dem Schwindsüchtigen am zuträglichsten, der Ueberfluß und die Menge schadet, weil dadurch der Nahrungssaft gehäuft und die Lungen geschwächt werden.

E.

III.

Briefe über die neueste theologische Literatur. Von Sebastian Friedrich Trescho, Diakonus zu Mohrungen in Preussen, zweyter Theil, Berlin bey Fr. Wilh. Birnstiel 1764. 14 Bogen in 8.

Herr Trescho erscheint geschwind wieder auf dem Schauplatz. Seine Rolle muß ihm gefallen haben. Doch macht er vorn an der Bühne, wir meynen in seiner Vorrede, dem D. Semler eine gekünstelte Art von Ehrenerklärung darüber, daß er ihn einen Socinianer gescholten hat. Auf das Geschwätz, womit er seine Vorrede beschließt, wollen wir ihm zweyerley antworten: Wer über Gefahr der Lehre schreyt, wo keine Gefahr ist, der macht blinden Lärmen; richtet unnöthige Unruhe und Verwirrung an, und thut besser heimzugehn, weil er kein Geschick zum Wächter in Israel hat. — Zweytens, wer zur Vertheidigung der Ehre Gottes bey andern aus Schwachheit zu viel thut, der thut es nicht Gott zu viel, sondern seinem Nächsten; an diesem versündiget er sich. Sollte Hr. Trescho diese Sünde nicht einsehen oder

einsehen

einsehen wollen, so wünschen wir ihm zu seinem Besten, daß er bald den unmittelbaren Befehl, den er zu erwarten scheint, bekommen möge: Stecke dein Schwerdt in die Scheide! Er hauet eben so unbedachsam und ohne Nutzen hinein, als Petrus. Wer es mit dem Christenthum redlich meynt, kann es sehr nachdrücklich vertheidigen, ohne Menschen anzufallen. Das fruchtet nie, und schadet immer. Itzt verbeut es die theologische Klugheit besonders. Aber es ist mancher Leute ihre Art, daß sie stets die Ehre Gottes vorwenden, wenn sie ihre eigene Absichten ausführen wollen.

Wenn wir nicht mehr Fakta von dem Leben eines Mannes gewußt hätten, als der Verf. seinem eigenen Geständniß nach von dem Leben des D. Schulz in Königsberg weiß, so würden wir es nicht für klug gehalten haben, seinen Charakter zu entwerfen. Woraus sollen denn die Züge dazu gesammlet werden? Wenn auch alles wahr ist, was er zum Lobe dieses Mannes sagt, so klingt es doch in den Ohren der Welt nur als ein unzuverläßiger Panegyr, weil es durch keine historische Beweise bestätiget ist. Die läppische und doch mangelhaft erzählte Dinge, die er S. 20. bis 23. anführt, hätte er zu seiner und seines Helden Ehre verschweigen sollen. Noch lächerlicher wird es, daß der Verf. das Pereatrufen der Studenten, und die pöbelhafte Bosheit eines Professors gegen Schulzen, als Leiden (warum nicht gar als Leiden um J. C. willen?) vorstellt, die er durch die Kraft der Gnade geduldig getragen habe. Das verdient Mitleiden!

Mit

Mit Recht glaubt Hr. Trescho im zwanzigsten Briefe, daß es für ihn eine Verwegenheit seyn würde, einen Mann, wie Klopstock, zu richten. Aber wo ist sein Selbstgefühl geblieben, daß er in eben dem Augenblick, und mit großer Unbescheidenheit, sagt, Klopstocks Salomo könne wohl nur in so fern ein Trauerspiel heißen, als die Gedichte von den irrenden und verliebten Rittern Heldengedichte heißen. Solche unbewiesene Richtersprüche kleiden gerade einen Mann von so unzuverläßigem Urtheil und so unsicherm Geschmack sehr wohl, als der V. ist. Doch er besinnt sich gleich wieder, nachdem er seinen kritischen Fluch ausgestoßen hat, und will das Stück nur theologisch beurtheilen. Nun wir wollen sehn. — Klopstock dichtet den Salomo weit böser, als ihn die Schrift vorstellt. Er macht ihn zu einem wirklichen Gottesläugner. Hr. Trescho ist denn das wahr? Kann denn der, der einen allmächtigen Gott glaubt, aber ihn für zu groß hält, sich selbst um die Angelegenheiten der Welt zu bekümmern, sondern diese Sorge Untergöttern anvertraut zu seyn glaubt, für einen Gottesläugner gehalten werden? Und war diese Denkungsart nicht nach dem Zeugniß der Geschichte den ältesten Zeiten der Abgötterey, davon sich auch deutliche Spuren in der Bibel finden, gemäß. Und kann das mit dem Ausspruche der Schrift, 1 Kön. 11. v. 4. nicht bestehen? — Klopstock läßt ihn an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln. Ohne Grund? Aeußert denn der Verf. des Predigerbuchs nicht Kap. 3. v. 18. f. daß er solche Zweifel gehegt habe? Wenigstens fordert der erste natürliche Sinn, es so zu verste-

einschen wollen, so wünschen wir ihm zu seinem Besten, daß er bald den unmittelbaren Befehl, den er zu erwarten scheint, bekommen möge: Stecke dein Schwerdt in die Scheide! Er hauet eben so unbedachsam und ohne Nutzen hinein, als Petrus. Wer es mit dem Christenthum redlich meynt, kann es sehr nachdrücklich vertheidigen, ohne Menschen anzufallen. Das fruchtet nie, und schadet immer. Itzt verbeut es die theologische Klugheit besonders. Aber es ist mancher Leute ihre Art, daß sie stets die Ehre Gottes vorwenden, wenn sie ihre eigene Absichten ausführen wollen.

Wenn wir nicht mehr Fakta von dem Leben eines Mannes gewußt hätten, als der Verf. seinem eigenen Geständniß nach von dem Leben des D. Schulz in Königsberg weiß, so würden wir es nicht für klug gehalten haben, seinen Charakter zu entwerfen. Woraus sollen denn die Züge dazu gesammlet werden? Wenn auch alles wahr ist, was er zum Lobe dieses Mannes sagt, so klingt es doch in den Ohren der Welt nur als ein unzuverläßiger Panegyr, weil es durch keine historische Beweise bestätiget ist. Die läppische und doch mangelhaft erzählte Dinge, die er S. 20. bis 23. anführt, hätte er zu seiner und seines Helden Ehre verschweigen sollen. Noch lächerlich wird es, daß der Verf. das Pereatrufen der Studenten, und die pöbelhafte Bosheit eines Professors gegen Schulzen, als Leiden (warum nicht gar als [illegible] den um J. C. willen?) vorstellt, die er [illegible] Kraft der Gnade geduldig getragen [illegible] dient Mitleiden!

Mit [illegible]
Briefe, daß er [illegible] Tre-
di, einen [illegible] nicht
wo ist sein [illegible] schichte
Augenblick, [illegible] herge-
Klopstocks [illegible] enge-
Trauerspiel [illegible] über-
und verlieren [illegible] Zeit war
die unbewiesen [illegible] Sünde und
Mann von [illegible] Dies ist
Geschmack [illegible] nicht aus
sinnt sich [illegible] immer un-
Fluch [illegible] wird man auch
theologisch [illegible] unerwartet finden;
Klopstock [illegible] ickelung auch was
die Schrift [illegible] herzlich lächerlich,
lichen Gott [illegible] hätte Salomos
wahr? [illegible] soll vermuthlich heis-
glaubt, aber ihn [illegible] die sie sich sein Beur-
Angelegenheit [illegible] Die Ueberzeugung
diese Sorge [illegible] der Entschluß die Ab-
für einen Gott [illegible] Theil der Buße, wo-
diese Denkung [illegible] mußte. Zeichen der Reue
schichte den [illegible] Sein Kampf dauert durch
auch deutlich [illegible] daß er etwa noch von seinen
Und kann [illegible] langes Geschwätz machen?
[illegible] wollen wir nur noch anmer-
der [illegible] den abgöttische Weiber, die er
[illegible] machen mußten, und die List
[illegible] ihrer zu Salomos mehrerer
[illegible] haben werden, machen es mehr

als wahrscheinlich, daß Salomo nicht ganz indifferent geblieben, sondern an der Abgötterey Theil genommen. Und war das: so mußte sich ein so weiser Mann auch ein scheinbares System zu seinem Verhalten machen; das aber, was ihm Klopstock beylegt, streitet nicht wider die Wahrscheinlichkeit. Wir sehen alle Tage Menschen, die durch ihr Herz verführt werden, und hernach ihren Verstand foltern, sich ein System zu erkleistern, dabey sie sich beruhigen können. Es giebt auch itzt solche Salomos. — Wer in diesem Trauerspiel gar keine Fehler finden wollte, der müßte von Partheylichkeit geblendet seyn; wer aber die großen Schönheiten desselben übersieht, und nur an den Fehlern hängen bleibt, und sie vergrößert, bey dem thut gewiß die Leidenschaft, nicht die freye Beurtheilung, den Ausspruch. Vielleicht gehört Klopstock nach Treschos Meynung zu den pelagianischen Dichtern, die er laut des ersten Theils seiner Briefe nicht leiden kann.

Ueber die Preißfrage der patriotischen Gesellschaft zu Bern: welches das beste Verhalten christlicher Fürsten gegen die in ihrem Lande angesessene Juden sey? werden so viel seltsam durch einander gemischte, hämische und zur Sache nicht gehörige Anmerkungen im 21 Briefe gemacht, daß man nicht weis, was man von dem V. denken soll. S. 45. thut der V. ein sonderbar Geständniß, daß in der ganzen Gegend von dreyzehn Meilen kein gelehrter Mann zu sehen sey. Wie weit mag denn wohl Königsberg von Mohrungen seyn? Alle Einfälle, die er im folgenden in Absicht der jüdischen

Nation

Nation äußert, verrathen ein gewisses intolerantes und gehäßiges Gemüth gegen sie. Und wenn er sich S, 51. 52. auf den gegen sie von Gott ausgesprochenen Fluch so viel zu gute thut so muß er entweder glauben, daß Gott in einem Augenblick und durch ein Wunderwerk diese Nation bekehren werde; oder gestehen, daß sich die göttliche Vorsehung, so wie in andern Fällen, gewisser Einrichtungen christlicher Fürsten in Absicht dieser Nation, und überhaupt eines durch Vernunft und Religion bestimmten Verhaltens der Christen, als entfernter Vorbereitungsmittel zur Bekehrung dieses Volks bedienen könne. Und wenn die Preißfrage zu Bern dieses veranlaßte, so schafte sie gewiß allgemeinere Frucht, als das Institut zu Halle.

Es gefällt uns eben so wenig, als ihm S. 55. die Worte Jesu am Kreuz: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! als eine bloße Citation des 22sten Psalms zu verstehen; ob wir gleich den, der sie so nimmt, deswegen für keinen Socinianer halten, wie der V. thut. Aber die Gründe des V. daß der Versöhner von Gott habe verlassen seyn, an den ewigen Höllenstrafen Antheil empfinden, und in dem Gefühl dieses Zustandes rufen müssen: mein Gott, mein Gott, u. s. w. sind uns lange noch nicht einleuchtend. In des Verf. System mag das vielleicht alles ganz klar seyn. Aber uns vergehen Sinne und Gedanken, wenn wir in diese Dunkelheit, und in die Schwierigkeiten, die sich darin zeigen, hineinblicken. — Uns kömmt es immer vor, daß man die-

sen Ausruf zu buchstäblich auslegt, und zu vorwitzig in dem Rath Gottes zur Seligkeit der Menschen Gründe dazu aufsuchen will; da J. C. überhaupt nur seinen traurigen und hülflosen Zustand, der im 22sten Psalm geweißagt worden, auszudrucken scheint. — Am Ende dieses 22sten Briefes sieht man wieder, wie es der V. mit den Haaren herbeyzieht, von Socinianischem Gifte in der Lutherischen Kirche zu reden. Man lese nur S. 66. bis 70.

Wir stimmen in das ein, was der V. im 23 Briefe S. 81. 82. von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott sagt. Gott macht den Menschen gerecht, oder spricht ihn los von seinen Sünden aus freyer Gnade um des Todes Jesu willen, wenn der Mensch glaubt, daß er, ohne sein Verdienst, allein der Gnade Gottes und der Liebe Jesu, der sich für ihn zur Bestrafung hingegeben, seine Vergebung zu danken habe. Aber aufrichtige Reue und ernstliche Vorsätze zur Besserung müssen bey ihm vorhergehen, wenn er das wahrhaftig glauben, Freude aus der Versöhnung Jesu fühlen, sich damit trösten, und seine Hofnungen darauf gründen soll. Hat er diesen Glauben an Christum, so muß nothwendig herzliche Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Erlöser und gegen seinen gnädigen Gott damit verbunden seyn; und daraus muß Eifer zu allen Tugenden erfolgen, die Gott und Jesu gefällig sind. Erfolgt dieser Eifer nicht, so ist auch der Glaube nicht ächt; läßt er nach, so leidet man auch am Glauben Schifbruch; kehrt man wieder zu seinen vorigen Sünden zurück, so ist es

Thor-

Thorheit und Gottlosigkeit, sich seines Glaubens an Christum rühmen zu wollen, oder sich einzubilden, daß man Vergebung der Sünden habe, und vor Gott gerechtfertiget sey. So spricht, dünkt uns, die Schrift. — Wenn man diese Lehren und ihre Folgen mit Sanftmuth darthut; eben so bestimmt, als die Schrift davon spricht; sich auf keine Beweisstellen stützt, die es nicht sind, sondern bey den deutlichen, wo der klare Buchstabe nicht geläugnet werden kann, stehen bleibt; und in vorwitziger Erklärung der Methode Gottes dabey und ihrer Gründe, nicht über die Schrift hinaus philosophiren will: so wird man manche Veranlassungen zu andrer Abweichung von der richtigen Lehre vermeiden, und die Verirrten, darunter es viele mit ehrlichem Herzen, und selbst durch das Verschulden unverständiger Rechtgläubigen sind, wieder nach und nach gewinnen, daß sie dem hellem Lichte der Wahrheit Raum geben. Das ist schon ein gewonnener Schritt, daß sich viele gezwungen fühlen, wie der V. S. 92 f. anführt, mit den Worten der Schrift selbst von dem Tode Jesu, als der Quelle der Vergebung der Sünden, zu sprechen, und ein ruhiger und mit Mäßigung geführter Erweis von dem wahren Sinn dieser Schriftstellen wird sie noch näher bringen. Aber solche Konsequenzmacherey, die so bitter und ungerecht ist, als S. 76. f. vorkömmt, und noch dazu gegen Männer, denen man gute Empfindungen nicht absprechen kann, macht nur noch mehr abwendig; bringt auf, und macht aus ehrlich-irrenden oft unversönliche Feinde. Wenn werden doch die Gottesgelehrten eine ihrer ersten Amtspflich-

 ten,

ten, die theologische Klugheit, besser beobachten lernen. Der V. der Gebete der christlichen Rechtschaffenheit ist doch kein Dippel und kein Edelmann.

Ein paar Stellen im 24 Briefe verdienen eine Erinnerung. S. 99. wird die Stelle Matth. 16. v. 16. du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn; angeführt, und solche Schlüsse daraus gezogen, als lautete sie: du bist Christus, der lebendige Sohn Gottes. S. 100. findet er in Herrn Michaelis Erklärung des Briefes an die Hebräer nur Cap. 1. v. 3. einige dunkle Spuren, daß er die Lehre von der Gottheit Christi glaube. Warum schlägt er denn nicht andre Schriften dieses Mannes nach, wenn er deutlichere sehen will. Aber das will er nicht; es ist ihm nur um den häßlichen Anstrich zu thun. Die angezogene Spur ist auch so dunkel nicht, als er vorgiebt. Ebendaselbst wird es eine unerträgliche Bescheidenheit an Hrn. Ernesti genannt, daß er gegen D. Heilmanns Meynung in seinem bekannten Osterprogramma nur das eine eingewand habe, »daß der Name Menschensohn, den Christus führt, »auch ein Amtsname seyn müsse, und Christus also »kein wahrer Mensch gewesen wäre.„ Welche unerträgliche Unbescheidenheit von Hrn. Trescho! Entkräftet denn diese Instanz nicht alle Heilmannische Gründe, daß der Name Gottes Sohn nur ein Amtsname Jesu gewesen sey? —— Darüber werden Ernesti und Männer von seiner Einsicht, lachen müssen, daß die Hauptsache nach Hrn. Treschos Meynung S. 101. »darauf ankomme, ob von Christi Gottheit »ein solches Wort gebraucht werde, welches nach dem

 »Gebrauch

„Gebrauch der Profanscribenten eine wesentliche Gott=
„heit anzeigt.„ Wenn Hr. Trescho richtigere Einsichten bekommen wird, so wird er sehen, daß der Sprachgebrauch der Profanscribenten hier gar nichts, und überhaupt in Auslegung des N. T. wenig entscheide; und wo haben sie denn überdem wohl einen so bestimmten Begriff von der wesentlichen Gottheit, als wir von Christo glauben, ausdrücken wollen?

Was der Verf. im 25sten Briefe S. 114. an dem Rambachischen Katechismus auszusetzen findet, möchte wohl die meisten in Schulen eingeführte Katechismen treffen. Sind denn wohl in den christlichen Heilsordnungen, die durch das neue preußische Schulreglement eingeführt werden, diese Fehler verbessert? Das erwartete man von einer allgemeinen Schulverbesserung in unsern hellern Zeiten. — Wir finden in den fünf Hauptstücken Lutheri die viele dunkele, übelverknüpfte, allegorische und für unsere Zeiten sehr unverständliche Ausdrücke nicht, die der V. ihnen S. 115. Schuld giebt. Wenige Stellen ausgenommen, sehen wir es noch immer als das simpelste Buch an, das zum Unterricht der Kinder da ist. Es muß nur wohl erklärt, und kein eigen System eingeflickt werden. — Dem Einfalle von einem den Catechismen angehängten Realwörterbuch der allegorischen Ausdrücke der Bibel, die die Heilsordnung betreffen, und durch simple und eigentliche Redensarten der Schrift erklärt werden sollten, geben wir unsern Beyfall. Ohne solches Hülfsmittel werden die Christen nie verständige Bibelleser werden. Aber der erste einsichtsvolle Mann, der es

 machte,

verstehen, daß er von sich selbst spreche. Und ein Dichter hatte immer Grund genung, es in diesem Sinn zu nehmen. Wenn man auf die Situation Acht hat, darinn Salomo im Predigerbuche, sich befunden zu haben, bezeugt; so wird man finden, daß es grade die ist, darinn ihn der Dichter vorgestellt hat. — Er läßt ihn eine unzählbare Menge Kinder opfern, sagt Trescho. Von einer unzählbaren Menge finden wir nichts im Trauerspiel; wir wollten vielmehr die Zahl derselben aus dem Stück herausfinden. Und überdem ist er nach des Dichters Schilderung erst durch seinen melancholischen Zweifelmuth ganz zuletzt zum Menschenopfer verleitet worden. S. 32. meynt unser tiefsinnige theologische Beurtheiler, es könne nicht erwiesen werden, daß zu Salomos Zeiten dem Moloch schon Knaben geopfert worden. Er muß also nicht wissen, daß es 3 B. Mos. 20. v. 2 — 4. und 5 Mos. 18. v. 10. unter harten Strafen von Gott bereits verboten worden. Man schliesse hieraus auf die Zuverläßigkeit seiner Urtheile — Salomos Freunde beantworten nach S. 29. seine Einwürfe so schwach, als wenn sie selbst nicht recht fest in der Dogmatick wären, und ihr Mitleiden hilft so wenig, als die Thränen gemietheter Klageweiber, oder die Wünsche bezahlter Poeten. Hr. Trescho fühlt es nicht, wie sehr er die Schwäche seiner Beurtheilungskraft hier bloß gebe. Er muß von der sehr delikaten Situation, darinn Salomo geschildert wird, und von der Delikatesse, womit ihm seine Freunde begegnen, keinen Begrif haben. Bezeugt ihm Chalcol und der sterbende Heman

auch

auch nur Mitleiden? Aber freylich war ihre Dogmatick nicht aus einem Kollegio hergenommen, wie Treschos seine. So lächerlich konnte Klopstock nicht dichten. Ihre Gründe waren aus der Geschichte ihres Volks, aus Gottes Wundern u. s. w. hergenommen; und dem Umfange ihrer Erkenntniß angemessen. Ihre Dispüten mit Salomo waren überdem schon vor dem Stück vorhergegangen. Itzt war er unruhig, unentschlossen, schwebend, Gründe und Gegengründe arbeiteten an seiner Seele. Dies ist die wahre Situation des Stücks; wer es nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird es immer unrichtig beurtheilen. In diesem Blick wird man auch die Bekehrung nicht schnell, nicht unerwartet finden; ob wir gleich an der Art der Entwickelung auch was auszusetzen haben. Das ist aber herzlich lächerlich, daß Trescho fordert, Klopstock hätte Salomos Buße erfahrungsmäßiger, das soll vermuthlich heissen, nach der Heilsordnung, wie sie sich sein Beurtheiler vorstellt, schildern sollen. Die Ueberzeugung von Gottes Barmherzigkeit und der Entschluß die Abgötterey zu vertilgen, war der Theil der Buße, womit sich das Stück endigen mußte. Zeichen der Reue hat er genung gegeben. Sein Kampf dauert durch das ganze Stück. Sollte er etwa noch von seinen reuigen Empfindungen ein langes Geschwätz machen? Doch genung. Eins wollen wir nur noch anmerken. Der Eindruck, den abgöttische Weiber, die er liebte, auf sein Herz machen mußten, und die List der Priester, die sich ihrer, zu Salomos mehrerer Bestrickung bedient haben werden, machen es mehr

als wahrscheinlich, daß Salomo nicht ganz indifferent geblieben, sondern an der Abgötterey Theil genommen. Und war das: so mußte sich ein so weiser Mann auch ein scheinbares System zu seinem Verhalten machen; das aber, was ihm Klopstock beylegt, streitet nicht wider die Wahrscheinlichkeit. Wir sehen alle Tage Menschen, die durch ihr Herz verführt werden, und hernach ihren Verstand foltern, sich ein System zu erkleistern, dabey sie sich beruhigen können. Es giebt auch itzt solche Salomos. — Wer in diesem Trauerspiel gar keine Fehler finden wollte, der müßte von Partheylichkeit geblendet seyn; wer aber die großen Schönheiten desselben übersieht, und nur an den Fehlern hängen bleibt, und sie vergrößert, bey dem thut gewiß die Leidenschaft, nicht die freye Beurtheilung, den Ausspruch. Vielleicht gehört Klopstock nach Treschos Meynung zu den pelagianischen Dichtern, die er laut des ersten Theils seiner Briefe nicht leiden kann.

Ueber die Preißfrage der patriotischen Gesellschaft zu Bern: welches das beste Verhalten christlicher Fürsten gegen die in ihrem Lande angesessene Juden sey? werden so viel seltsam durch einander gemischte, hämische und zur Sache nicht gehörige Anmerkungen im 21 Briefe gemacht, daß man nicht weis, was man von dem V. denken soll. S. 45. thut der V. ein sonderbar Geständniß, daß in der ganzen Gegend von dreyzehn Meilen kein gelehrter Mann zu sehen sey. Wie weit mag denn wohl Königsberg von Mohrungen seyn? Alle Einfälle, die er im folgenden in Absicht der jüdischen

Nation

Nation äußert, verrathen ein gewisses intolerantes und gehäßiges Gemüth gegen sie. Und wenn er sich S, 51. 52. auf den gegen sie von Gott ausgesprochenen Fluch so viel zu gute thut so muß er entweder glauben, daß Gott in einem Augenblick und durch ein Wunderwerk diese Nation bekehren werde; oder gestehen, daß sich die göttliche Vorsehung, so wie in andern Fällen, gewisser Einrichtungen christlicher Fürsten in Absicht dieser Nation, und überhaupt eines durch Vernunft und Religion bestimmten Verhaltens der Christen, als entfernter Vorbereitungsmittel zur Bekehrung dieses Volks bedienen könne. Und wenn die Preißfrage zu Bern dieses veranlaßte, so schafte sie gewiß allgemeinere Frucht, als das Institut zu Halle.

Es gefällt uns eben so wenig, als ihm S. 55. die Worte Jesu am Kreuz: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! als eine bloße Citation des 22sten Psalms zu verstehen; ob wir gleich den, der sie so nimmt, deswegen für keinen Socinianer halten, wie der V. thut. Aber die Gründe des V. daß der Versöhner von Gott habe verlassen seyn, an den ewigen Höllenstrafen Antheil empfinden, und in dem Gefühl dieses Zustandes rufen müssen: mein Gott, mein Gott, u. s. w. sind uns lange noch nicht einleuchtend. In des Verf. System mag das vielleicht alles ganz klar seyn. Aber uns vergehen Sinne und Gedanken, wenn wir in diese Dunkelheit, und in die Schwierigkeiten, die sich darin zeigen, hineinblicken. — Uns kömmt es immer vor, daß man die-

sen Ausruf zu buchstäblich auslegt, und zu vorwitzig in dem Rath Gottes zur Seligkeit der Menschen Gründe dazu aufsuchen will; da J. C. überhaupt nur seinen traurigen und hülflosen Zustand, der im 22sten Psalm geweißagt worden, auszudrucken scheint. — Am Ende dieses 22sten Briefes sieht man wieder, wie es der V. mit den Haaren herbeyzieht, von Socinianischem Gifte in der Lutherischen Kirche zu reden. Man lese nur S. 66. bis 70.

Wir stimmen in das ein, was der V. im 23 Briefe S. 81. 82. von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott sagt. Gott macht den Menschen gerecht, oder spricht ihn los von seinen Sünden aus freyer Gnade um des Todes Jesu willen, wenn der Mensch glaubt, daß er, ohne sein Verdienst, allein der Gnade Gottes und der Liebe Jesu, der sich für ihn zur Bestrafung hingegeben, seine Vergebung zu danken habe. Aber aufrichtige Reue und ernstliche Vorsätze zur Besserung müssen bey ihm vorhergehen, wenn er das wahrhaftig glauben, Freude aus der Versöhnung Jesu fühlen, sich damit trösten, und seine Hofnungen darauf gründen soll. Hat er diesen Glauben an Christum, so muß nothwendig herzliche Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Erlöser und gegen seinen gnädigen Gott damit verbunden seyn; und daraus muß Eifer zu allen Tugenden erfolgen, die Gott und Jesu gefällig sind. Erfolgt dieser Eifer nicht, so ist auch der Glaube nicht ächt; läßt er nach, so leidet man auch am Glauben Schifbruch; kehrt man wieder zu seinen vorigen Sünden zurück, so ist es

Thor-

Thorheit und Gottlosigkeit, sich seines Glaubens an Christum rühmen zu wollen, oder sich einzubilden, daß man Vergebung der Sünden habe, und vor Gott gerechtfertiget sey. So spricht, dünkt uns, die Schrift. — Wenn man diese Lehren und ihre Folgen mit Sanftmuth darthut; eben so bestimmt, als die Schrift, davon spricht; sich auf keine Beweisstellen stützt, die es nicht sind, sondern bey den deutlichen, wo der klare Buchstabe nicht geläugnet werden kann, stehen bleibt; und in vorwitziger Erklärung der Methode Gottes dabey und ihrer Gründe, nicht über die Schrift hinaus philosophiren will: so wird man manche Veranlassungen zu andrer Abweichung von der richtigen Lehre vermeiden, und die Verirrten, darunter es viele mit ehrlichem Herzen, und selbst durch das Verschulden unverständiger Rechtgläubigen sind, wieder nach und nach gewinnen, daß sie dem hellem Lichte der Wahrheit Raum geben. Das ist schon ein gewonnener Schritt, daß sich viele gezwungen fühlen, wie der V. S. 92 f. anführt, mit den Worten der Schrift selbst von dem Tode Jesu, als der Quelle der Vergebung der Sünden, zu sprechen, und ein ruhiger und mit Mäßigung geführter Erweis von dem wahren Sinn dieser Schriftstellen wird sie noch näher bringen. Aber solche Konsequenzmacherey, die so bitter und ungerecht ist, als S. 76. f. vorkömmt, und noch dazu gegen Männer, denen man gute Empfindungen nicht absprechen kann, macht nur noch mehr abwendig; bringt auf, und macht aus ehrlich-irrenden oft unversönliche Feinde. Wenn werden doch die Gottesgelehrten eine ihrer ersten Amtspflich-

ten, die theologische Klugheit, besser beobachten lernen. Der V. der Gebete der christlichen Rechtschaffenheit ist doch kein Dippel und kein Edelmann.

Ein paar Stellen im 24 Briefe verdienen eine Erinnerung. S. 99. wird die Stelle Matth. 16. v. 16. du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn, angeführt, und solche Schlüsse daraus gezogen, als lautete sie: du bist Christus, der lebendige Sohn Gottes. S. 100. findet er in Herrn Michaelis Erklärung des Briefes an die Hebräer nur Cap. 1. v. 3. einige dunkle Spuren, daß er die Lehre von der Gottheit Christi glaube. Warum schlägt er denn nicht andre Schriften dieses Mannes nach, wenn er deutlichere sehen will. Aber das will er nicht; es ist ihm nur um den häßlichen Anstrich zu thun. Die angezogene Spur ist auch so dunkel nicht, als er vorgiebt. Ebendaselbst wird es eine unerträgliche Bescheidenheit an Hrn. Ernesti genannt, daß er gegen D. Heilmanns Meynung in seinem bekannten Osterprogramma nur das eine eingewand habe, »daß der Name Menschensohn, den Christus führt, »auch ein Amtsname seyn müsse, und Christus also »kein wahrer Mensch gewesen wäre.„ Welche unerträgliche Unbescheidenheit von Hrn. Trescho! Entkräftet denn diese Instanz nicht alle Heilmannische Gründe, daß der Name Gottes Sohn nur ein Amtsname Jesu gewesen sey? — Darüber werden Ernesti und Männer von seiner Einsicht, lachen müssen, daß die Hauptsache nach Hrn. Treschos Meynung S. 101. »darauf ankomme, ob von Christi Gottheit »ein solches Wort gebraucht werde, welches nach dem

„Gebrauch der Profanscribenten eine wesentliche Gott„heit anzeigt.“ Wenn Hr. Trescho richtigere Einsichten bekommen wird, so wird er sehen, daß der Sprachgebrauch der Profanscribenten hier gar nichts, und überhaupt in Auslegung des N. T. wenig entscheide; und wo haben sie denn überdem wohl einen so bestimmten Begriff von der wesentlichen Gottheit, als wir von Christo glauben, ausdrücken wollen?

Was der Verf. im 25sten Briefe S. 114. an dem Rambachischen Katechismus auszusetzen findet, möchte wohl die meisten in Schulen eingeführte Katechismen treffen. Sind denn wohl in den christlichen Heilsordnungen, die durch das neue preußische Schulreglement eingeführt werden, diese Fehler verbessert? Das erwartete man von einer allgemeinen Schulverbesserung in unsern hellern Zeiten. — Wir finden in den fünf Hauptstücken Lutheri die viele dunkele, übelverknüpfte, allegorische und für unsere Zeiten sehr unverständliche Ausdrücke nicht, die der V. ihnen S. 115. Schuld giebt. Wenige Stellen ausgenommen, sehen wir es noch immer als das simpelste Buch an, das zum Unterricht der Kinder da ist. Es muß nur wohl erklärt, und kein eigen System eingeflickt werden. — Dem Einfalle von einem den Catechismen angehängten Realwörterbuch der allegorischen Ausdrücke der Bibel, die die Heilsordnung betreffen, und durch simple und eigentliche Redensarten der Schrift erklärt werden sollten, geben wir unsern Beyfall. Ohne solches Hülfsmittel werden die Christen nie verständige Bibelleser werden. Aber der erste einsichtsvolle Mann, der es

machte, würde gewiß verketzert. Wie mancher anderer möchte es unternehmen, der Finsterniß statt des Lichtes verbreiten würde.

Daß wir über die Recension des V. von Basedows methodischen Unterricht nichts sagen, wird niemanden Wunder nehmen, da wir überhaupt zu reden, dem Urtheil beytreten können, was in dieser Bibliothek von eben dem Werke gefället worden ist. Wer Lust hat, kann beyde Recensiones mit einander vergleichen.

Crugott ist ein süßer Schwärmer, dessen feurige Phantasie und feine Empfindlichkeit die unter den Christen meist vergessene Menschenliebe wieder auf den Thron hat setzen wollen, und aus allzugroßer Neigung zu ihr zu hoch gesetzt hat. Sein Glaubens- und Tugendsystem fließen wohl nicht aus einer Quelle; wie der V. im 27sten Briefe meynt. Jenes hat er offenbar arrianisch-gesinnten zu danken; dieses ist aus Hutchesons schmeichelnder Quelle geschöpft, durch seine Phantasie ausgeschmückt worden, und hat durch einen vielleicht ganz untadelichen Trieb seines Herzens, den Menschen die so schätzbare Tugend der Nächstenliebe mehr anzupreisen, die ihm eigene Wendung erhalten. Da es bey vielen christlichen Lehrern zur Mode geworden war, diese wichtige Christenpflicht nach ihrem Umfange und ihrer thätigen Wirksamkeit, nicht hinlänglich und bestimmt genung ans Herz zu legen; so hat er diesen Fehler verbessern wollen, und ist, wie es nur allzugewöhnlich ist, auf das entgegengesetzte Extremum verfallen, daß er sie nämlich als die einzige Tugend, und als den Zweck aller Religion betrachtet hat. Aus beyden Systemen hat er

ein

ein einziges Gebäude zu machen gesucht, und nachdem es bereits errichtet war, die Schrift zur Unterstützung desselben brauchen wollen. Hierbey hat die richtige Auslegung derselben natürlicher Weise leiden müssen; und vielleicht hat sich sein lebhafter Geist zum anhaltenden Forschen des wahren Sinnes der Schrift nicht bequemen können. Das vom System schon eingenommene Herz hat die Sache noch schwerer gemacht. So stellen wir unpartheyisch den Ursprung der ihm ganz eigenen Religion vor. — Sein Glaubenssystem ist aus der Schrift leicht zu widerlegen, wenn man bey ihren klaren Aussprüchen stehen bleibt, und nicht ein eigen gemachtes System gegen das seinige aufstellen will. Sein Tugendsystem ist, so wie das Hutchesonsche, ein gefälliger Traum, der etwas wahres zum Grunde hat, das aber nicht durch eine lebhafte Einbildungskraft, sondern durch reife und gesetzte Prüfung der Natur des Menschen bestimmt werden muß. Es wird auf eine für den Menschen höchstschmeichelhafte Weise über seine Natur hinausphilosophirt, und weil es gefällt und für uns wohllautet, ist man auch geneigt, es für wahr zu halten. Wie wenig es der menschlichen Natur angemessen sey, zeigt der Verf. S. 144 — 146. durch einige sehr richtige Anmerkungen. Der Beweiß aber, den er S. 138. f. gegen ihn führt, daß wir auch Pflichten gegen Gott, ohne Rücksicht auf den Nächsten haben, ist uns nicht klar und bestimmt genung. Manches kann auch grade weg geläugnet werden. Es fehlt uns hierbey noch an einem christlichen Weltweisen, der nach Schrift und Vernunft die unmittelbaren Pflichten gegen

Gott, von denen, welche eine gutgemeynte Frömmigkeit dazu gemacht hat, unterscheide; und deutlich aus Gottes Absicht mit dem Menschen nach dem Sinne des Evangelii, entwickele: in wie fern sie bloß auf Gott ihre Beziehung haben, oder uns nur um unserer selbst, und unsers Nächsten willen, von Gott geboten sind. — Ist unsere Geschichte von dem Crugotschen System wahrscheinlich; so wird man ihm nicht, so ohne Veranlaßung, und ohne Menschenliebe, gehäßige und schändliche Absichten in Erbauung desselben beymessen, als es der Verf. S. 147. und 150. in bittern, und gewiß mehr Schaden als Nutzen stiftenden Deklamationen gethan hat. — Einige Anmerkungen des Verf. S. 151. f. sind zur nähern Bestimmung der Wahrheit, daß Christus das Muster unserer Tugend sey, gut und brauchbar. — So viel von Hrn. Crugot.

Bey der weitläuftigen Untersuchung im 28. und 29sten Briefe über den Umstand, warum der Stamm Dan Off. Joh. 7. v. 3 — 8. nicht versiegelt worden sey, wollen wir uns nicht aufhalten. Das Reelle und Wahre daraus, das aber schon andere vor ihm bewiesen haben, ist dies: daß durch die Versiegelung, oder vielmehr Besiegelung, keine Erwählung zur Seligkeit, sondern eine Bewahrung vor den zeitlichen Trübsalen, welche nach V. 2. die Erde treffen sollten, zu verstehen sey.

Hr. Michaelis in Göttingen läßt sich itzt mehr als sonst durch das neue und seltene einer Meynung zu ihrem Vortheil einnehmen, das ist wahr. Ob aber seine in der Erklärung des Briefs an die Hebräer

geäußerte

geäußerte Zweifel über Henochs Himmelfarth eine so geschwätzige und mit stechenden Anmerkungen versehene Widerlegung verdienen, als hier in den zween letzten Briefen gegeben wird? Das ist eine Frage, deren Auflösung klugen Leuten sehr leicht ist. Und doch wird noch dazu wenig und seicht mit exegetischen Gründen gestritten. So viel gestehen wir von uns, daß die natürliche Bedeutung der Worte Pauli, und der Zweck, warum er dies Exempel anführt, für Henochs Himmelfarth sprechen; deren Auslegung erkünstelt ausfallen würde, wenn man Hr. Michaelis Meynung annehmen wollte.

Noch ein Zeugniß für Hrn. Trescho: und wir schliessen. In diesem Theil ist er viel moderater als im ersten. Vielleicht wird er es noch mehr; wenn er fühlt, daß die Lauge, womit er andere hat waschen wollen, beizend ist.

B.

IV.

Thomas Abbt, Prof. zu Rinteln, vom Verdienste. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai 1765. 1. Alph. 4. Bog. in 8.

Es geht dem Verdienste wie der Schönheit. Jeder spricht davon; jeder schreibt es nach Belieben demjenigen zu, der ihm gefällt; jeder meynt, daß er am richtigsten davon urtheilen könne. Wenn man aber die grosse Menge derer, die sich zu Richtern darüber aufwerfen, befragen sollte, was ist das Verdienst? so würden sie eben so wenig mit der Antwort

zurechte

zurechte kommen, als wenn sie die feine und so leicht entwischende Idee der Schönheit darstellen sollten. Wie sehr muß es also die artige sowohl, als gelehrte Welt dem Verf. Dank wissen, daß er ihnen mit seinem Scharfsinn zu Hülfe kömmt, und sie mit den wahren und unverfälschten Zügen des Verdienstes bekannt machen will? Und so bescheiden auch der V. selbst von dem Dienste, den er ihnen leistet, denken mag, so muß doch gewiß jeder, der vom Verdienst richtig urtheilen will, die Grundzeichnung nicht aus den Augen lassen, die der Verf. davon entworfen hat.

Die Untersuchung ist nicht leicht; schulmäßige Kenntnisse reichen dazu nicht hin; man muß in die Tiefen der menschlichen Seele eindringen; man muß die Welt kennen, und die Quellen und Gründe sehen, daraus die Handlungen der Menschen zu entspringen pflegen; man muß von dem Glanz, den herrschende Vorurtheile auf manche Arten von Thaten werfen, ungeblendet bleiben; man muß den Kleister, wodurch der Mensch sich das Ansehen eines Verdienstes giebt, das er nicht hat, abzuziehen wissen; man muß das ruhmsüchtige Nachäffen des Verdienstes vom wirklichen Verdienste, das immer sittsam und simpel ist, unterscheiden können. Der philosophische Scharfsinn, mit welchem der V. die Bestandtheile des Verdienstes untersucht; der Reichthum von alten und neuen Beyspielen, welche unter dem Schreiben vor seinem Geiste durch die Musterung gegangen sind; die Freymüthigkeit, womit er sie beurtheilt; der Enthusiasmus, der ihn für das wahre und gültige Ver-

dienst, wo er es nur findet, begeistert; beweisen es genugsam, daß er der Mann war, der das Verdienst, als ein Philosoph, zu schätzen ein Recht hatte. Original verdient er in ieder Absicht zu heissen. Nicht allein deswegen, weil er sich zuerst an die Untersuchung einer so feinen Materie gemacht hat; (denn der französische Schwätzer, Claville, der nichts als den Titel mit ihm gemein hat, verdient nicht erwähnt zu werden) sondern auch, weil er sie mit einem Geiste behandelt hat, der unter deutschen Schriftstellern nicht eben gemein ist; und vielleicht haben nicht wenige gezweifelt, ob auch ein deutscher in solchem Ton schreiben könne. Der V. ist methodisch, ohne sich ängstlich in die monotonische academische Schulform zu zwingen; tiefsinnig, ohne das Anschauen der Sache dabey zu verlieren; so voll von seinem Gegenstande, daß er immer noch mehr davon denkt als sagt; und nicht allein mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen für das, was des Namens des Verdienstes werth ist; interessirt, so daß er nicht selten in kleine philosophische Begeisterungen geräth, wohin er den Leser mit sich hineinzieht. Auch die Schreibart hat das eigenthümliche Gepräge seines Geistes. Der Reichthum seiner Gedanken druckt sich in bilderreichen Worten und häufigen Anspielungen aus. Weil er viel auf einmal denkt, und auch viel auf einmal sagen will, bedient er sich weniger aber starker Züge zu seinen Gemälden; seine Anspielungen zeigen die Sache gleichsam nur verstohlner Weise, und werden sogleich wieder von andern Bildern verdrungen. Der Leser muß aufmerksam seyn, selbst Witz und Kenntniß der

Welt

Welt und der Geschichte haben, wenn er den Wink verstehen, und die bezielte Sache treffen will. Der Witz ist so durchaus herrschend darinne, daß er auch den gemeinsten Uebergängen und Anmerkungen eine neue und gefallende Wendung gegeben hat. Wir wollen hernach noch mehr hievon sagen, wenn wir erst von dem Inhalte nähere Nachricht gegeben haben.

Die Geschichte, das eigene Nachdenken und die Belehrung der Zeitgenossen können uns nach S. 9. allein in den Stand setzen, über Verdienste richtig zu urtheilen. Und aus diesen dreyen Quellen hat der V. selbst geschöpft, und sich einen Reichthum von Materialien gesammlet, aus deren Vergleichung er den Begrif vom Verdienste und von dessen wahren Bestandtheilen gezogen hat. Was ist aber das Verdienst? Worinn besteht das Verdienst eines Menschen? Diese Frage beantwortet Hr. A. im ersten und zweyten Hauptstück. »Das Verdienst eines »Menschen, sagt er S. 15. besteht in der Thätigkeit, »die er aus eigener Entschließung und aus Wohlwol»len, andern zum erheblichen Nutzen, durch seine See»lenkräfte beweiset.« Es gehört also zu der Thätigkeit, welche das Verdienst ausmacht, eine Neigung andern nützlich zu seyn, und ein Vermögen des Geistes, es auch seyn zu können. Daher rechnet Hr. A. folgende drey Stücke zu den Bestandtheilen des Verdienstes: Größe des Geistes; Stärke der Seelen und das Wohlwollen.

Wer kann die Größe des Geistes untersuchen, finden und anschauen, und nun davon reden, ohne warm,

ohne

ohne begeistert zu werden? Der V. sieht die Thore an dem Tempel des Nachruhms plötzlich aufspringen, und die Genies aller Nationen hervortreten: er fühlt ihre Gegenwart. Nur die philosophische Furcht, durch ihren ehrwürdigen Anblick und durch den süssen Klang ihres Nachruhms zu partheyisch in seinem Urtheil zu werden, ruft ihn aus seiner Entzückung zurück. — Der Geist ist groß, sagt er S. 24. der große Dinge, die eine besondere Anstrengung der Kräfte erfordern, überdenken kann; und wenn man S. 25. die großen Sachen nach ihren verschiedenen Klassen, und ihren Unterschied von dem, was nur schwer ist, kennete; und die Art und Weise verstünde, nach welcher sich ein Geist damit beschäftiget, (welches letzte gerade das schwerste ist) so würde man die Natur des großen Geistes aufgedeckt vor sich haben. Wir nennen aber diejenigen Sachen groß, wo wir verschlungene Anstalten, verflochtene Mittel, ausgedehnte Zwecke und eine leicht trennbare Verbindung unter beyden wahrnehmen; und der Geist, der sich mit Gedanken von solchen Dingen beschäftigen, und sie zu rechter Zeit und am rechten Ort zusammenfügen, und ein Ganzes daraus machen kann, ist groß, es mag nun in der Speculation oder in der Ausübung seyn. Aber das Denken großer Gegenstände macht nicht allein den großen Geist aus. Denn was ist größer als Gott? Und von wem wird wohl am häufigsten niedrig gedacht? S. 34. Die Größe des Geistes muß sich also auch durch die Art zu Tage legen, wie er diese Gegenstände behandelt. S. 36. Die Natur macht hier einen Unterschied unter den Genies, der

schwer

schwer zu bestimmen ist. Man muß es daher dem V. der diese Schwierigkeit fühlt, nicht verdenken, wenn er sich nicht deutlich und vollständig darüber zu erklären weiß. In magnis voluisse sat est. Hier sind die Hauptzüge, die er davon angiebt. Ein großer Geist, sagt er S. 44. breitet sich mehr aus, der andere strenget sich mehr an. Jener sieht mehr Gegenstände auf einmal neben einander, er sieht ihre Beziehung auf einander klar und lebhaft, und ergreift den glücklichen Augenblick, der das meiste Licht über dieselben verbreitet: und so zeigte sich ein Cromwell. Der V. sucht den Gang, den der große Geist in der Speculation so wohl als Ausübung bey dieser seiner Arbeit nimmt, zu zeichnen; er erräth ihn aber mehr, als daß er ihn findet. Man muß auch in der That nicht allein selbst ein großer Geist seyn, sondern auch auf die mannigfaltige Wendungen seiner eigenen Thätigkeit genau merken; die Kraft, des Eindrucks jeder Gelegenheit fühlen; die Triebfedern die dadurch in schnelle Wirksamkeit gesetzt werden, sehen; und die plötzlichen, oft unerklärbaren Ausbrüche des erfindenden Genies, die den ganzen Umfang seiner Thätigkeit in Bewegung setzen, und die Geburten hervorbringen, die Bewunderung und Erstaunen auspressen, man muß sie gleichsam auf der That erwischen, wenn man dem Wege, den der große Geist geht, nachspüren will. So viel ist gewiß, daß er niemals ohne eine äußere Gelegenheit in solche Arbeit geräth; bey solchen Gelegenheiten müssen wir ihn also beobachten, und auf die Entwickelungen lauren, wozu sie ihn veranlassen. Oder noch besser, der große Geist muß uns selbst

ehrlich

»ehrlich erklären, durch welche Gelegenheit und wie er zum Gefühl seiner Größe gelangt ist.«

Wir kommen auf die Stärke der Seele. Große Geister, sagt der V. S. 55. scheinen tauglicher zum Rathschlagen, starke Seelen zum Vollführen. Wer den Muth hat, ein Unternehmen zu denken, wofür gemeine Seelen erschrecken, und so wie Hannibal, Rom in Italien zu bekriegen; S. 57. wer es mit heiterm und unerschrockenem Geiste ausführt, S. 70. und bey allen Wendungen, die es bekömmt, ruhig bleibt; S. 78. wer die Stetigkeit des Willens behält, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten von seinem Unternehmen nicht abzulassen, bis es ausgeführt ist, S. 81. welche »eigentlich in der Wirkung der Seele auf »sich selbst besteht, »sich gegen ihren eignen Wankel»muth, eigenes Zagen und eigene Empfindungen zu »Hause zu waffnen;« S. 91. wer die Gedult hat bis zum Ziel auszudauern; S. 93. und herzhaft genung ist, äusserlich Gefahren, die dabey aufstoßen, entgegen zu gehen, und innerlich seine eigne Meynungen, Vorurtheile und Neigungen zu besiegen; S. 98. der besitzt Stärke der Seele. Der V. sucht S. 134. den Punkt auf, darin alle diese Eigenschaften gemeinschaftlich zusammen laufen, und findet ihn darin, daß »eine gewisse Anzahl Vorstellungen über einen erheb»lichen Vorwurf, vorzüglich vor allen andern den »Willen beherrschen müssen.« Er setzt daher die Stärke der Seele »in ihrer Leichtigkeit, diese zum Vor»theil wichtigen Ideen nöthige Herrschaft über den »Willen zu erhalten.« Woher entsteht nun aber diese Leichtigkeit? Der H. V. hält sie mehr für etwas

 ange-

angebohrnes, als erworbenes; S. 135. und in den meisten Fällen ist es auch so. Er glaubt daher, daß »bey einigen Seelen die Vereinigung zwischen Verstand und Willen stärker sey als bey andern; und »daß die eine Seele ihre Vorstellungen eher als die »andere zu einer Entschließung erheben könne.« Diese Anmerkung scheint ihm die Sache eben so klar zu machen, als sie es durch die Erklärung der so genannten lebendigen Erkenntniß werden kann. Wir wollten ihm darin beystimmen, wenn er uns nur einen Wink gegeben hätte, worin wir die Bestimmungskraft der Entschliessungen nach seiner Meynung eigentlich suchen sollten? Bisher hat man sie in der Kraft und Art der Vorstellungen zu finden vermeynt. Er nimmt diese weg, die doch viel Wahrheit vor sich hat, und setzt keine andere an deren Stelle. — Daß das Temperament viel Einfluß auf die Stärke der Seele habe, wird wohl nicht geläugnet werden. Auch die öftere Erfahrung, Schwierigkeiten, Hindernisse und Gefahren überwunden zu haben, macht es zur Gewohnheit, ähnliche Thaten mit einer gewissen Zuversicht zu übernehmen, sie mit Ruhe und Gleichmüthigkeit zu verfolgen, und bis zu ihrer Vollendung standhaft auszudauern. Doch davon ist hier eigentlich die Rede nicht. Nun, warum sollten wir denn nicht glauben, daß die Natur in Absicht des Willens eben den Unterschied unter den Seelen mache, den wir ihr in Absicht des Verstandes zuschreiben? Sie hat, wie wir nicht ohne Grund dafür halten, einem mehr, dem andern weniger Fähigkeit gegeben, zum Begreifen. Einer hat weit mehr Leichtigkeit der Vorstellung als der

andere

andere u. s. w. Warum sollte sie nicht auch einem Menschen mehr Leichtigkeit des Gefühls gegeben haben, als dem andern? Und aus dieser Leichtigkeit entsteht eine hurtigere Beweglichkeit zur Entschliessung, und eine Dauer und Festigkeit derselben, die dem Grade der herrschendbleibenden Lebhaftigkeit jenes Gefühls proportionirt ist. Wenigstens denken wir sehr unrichtig, wenn wir den Willen gleichsam als eine todte Masse betrachten, der erst von der Vorstellungskraft belebt wird. Er muß immer von der Natur harmonisch mit dieser gestimmt seyn. Hat sie dieser ein schnelleres, wirksamers und leichter thätiges Leben ertheilt, so muß auch jener eine feinere Empfindlichkeit, fertigere Triebe und eine schnellere Bewegung von ihr erhalten haben. Ja der Wille äussert sein Leben eher als der Verstand. Wenn wir an Kindern das Genie noch nicht wahrnehmen, können wir schon aus der Thätigkeit ihres Willens auf jenes zurückschliessen; und sicher; zum gewissen Beweise, daß die Natur beyde zugleich dotirt, und den Willen schon angebauet hat, ehe er noch vom Verstande hat bearbeitet werden können. Aber wie ungebaut liegt dieser Theil der Seelenlehre noch!

Doch von der Art der Ausführung des Verf. müssen wir noch einige Proben geben. Was ist die Heiterkeit und Unerschrockenheit des Geistes, welche der Verf. zur zweyten Eigenschaft der Stärke der Seele macht? Er beschreibt sie S. 71. folgender massen: „Ein vorgesetzter Begriff, eine Denkungsart, „welche die Seele etwa angenommen hat, erhält sich

 ein

»in der ersten Klarheit, wenn auch schon ihre Auf»merksamkeit durch neue unerwartete Vorstellungen »nicht bloß weggezogen, sondern auch der erstern ent»gegen gerichtet wird. Dies ist, fährt er fort, der »Ritterschlag, den die Natur nur wenigen ertheilt; »der Titel des festen Mannes, den sie ihnen mit auf »die Welt giebt, und gegen den sich das Bestreben »der Weisen um Horazens Nichtsbewundern eben »so verhält, wie der neue Adel zum alten.« Die etwas dunkle Beschreibung wird hier zwar durch eine witzige Vergleichung aufgestutzt und ans Licht gezogen; die Sache selbst aber wird den meisten Lesern ein schwebendes Etwas bleiben, darnach sie haschen werden, ohne es zu ergreiffen. Warum wurde nicht lieber schlechtweg gesagt? Die Natur giebt manchen Menschen eine solche Fassung, daß sie durch keine entgegengesetzte Vorstellung gehindert werden, eine Idee, die sie einmal ins Auge gefaßt haben, mit unverrückter Aufmerksamkeit und in gleicher Klarheit darinn zu behalten. Denn in dieser unverrückbaren Aufmerksamkeit besteht das, was man Heiterkeit und Unerschrockenheit des Geistes nennen kann. Darauf paßt auch das bekannte Exempel vom Turenne, das der Verf. gleich darauf aus den Nachrichten des Cardinals von Rez anführt, und das vom Socrates S. 74. — Diese Fassung des Gemüths ist ein Geschenk der Natur. »Zwar strebt der Weise S. 75. »durch einen langen Kampf nach diesem Nicht-ent»setzen. Vorschriften, Regeln, wiederholte Betrach»tungen sollen ihm das Gleichmüthige, Unwankende »verschaffen, das alleine glücklich machen, und auch

 »glücklich

„glücklich erhalten kann. Unstreitig gelangt er end„lich zu dieser Gemüthsfassung, zwar leyder oft erst, „wenn sie bald unnütze wird: jedoch gelingt es ihm „in so weit, daß er nicht mehr umfällt, sich aufrecht „erhalten kann, und höchstens nur mit einer Hand „noch stemmen darf. Aber die erste Anwandlung „des Schreckens vermeidet er selten, die erste Bestür„zung, die Abwesenheit des Geistes auf einen Augen„blick, die einer Verfinsterung und Verdunkelung „aller Ideen so nahe ist. — Sind denn also die „Bemühungen des Weisen um die Ruhe, um die Ge„lassenheit, welche er sucht, ganz überflüßig? Nein. „Die Absicht seiner Bemühungen geht weiter. Sie „wollen der Seele nicht nur das dauerhafte gegen „das Reiben neuer von außenher kommender Ideen „verschaffen, sondern sie auch in Absicht ihrer eigenen „Wünsche und Vorstellungen im Gleichgewichte er„halten. Eben der Turenne, den von außenher „nichts aus seiner Fassung bringen konnte, litte in „sich selbst die stärksten Umwälzungen, da er sich „bald zu dieser, bald zu jener Parthey schlug, und so „gar von Weibern geleitet wurde. — Und an der „Ruhe des Gemüths S. 78. welche von der Weis„heit gewirkt wird, und das Werk der Vernunft, „Ueberlegung und Erfahrung ist, erkennt man auch „bald ihren Ursprung; denn sie führt etwas gleich„förmiges, etwas gleichgespanntes durch das ganze „Leben des Menschen hindurch, das sich von jeder „Seite, und unter allen Umständen darinn antreffen „lässet.„ — Dies ist ein Hauptzug zum Vortheil der Weisheit, den wir von dem Hrn. Verf. nicht bloß

berühret, sondern recht ins Licht gesetzt zu sehen gewünscht hätten. Der natürlich unerschrockene ist es nur in einer besondern Klasse von Gelegenheiten, in gewissen Gefahren, und in allen andern Fällen so schwach als ein anderer Mensch. Der Weise hingegen ist, wenn die kleine Anwandlung von Verwirrung vorüber ist, in allen Gelegenheiten zu Hause; er sieht mit eben der Heiterkeit das was ihm obliegt, und was ihm im Wege steht, und ergreift mit Gleichmüthigkeit die Mittel, die zu seinem Zwecke führen, und bleibt unerschüttert von den abschreckenden Ideen, die seine Seele bestürmen, und seine Entschliessungen wankend machen wollen. — Doch wir werden zu weit fortgerissen: wollen wir den Verf. bis zum Ende begleiten, so müssen wir es an dieser einen Probe bewenden lassen.

Die glänzenden Eigenschaften des Geistes werden bewundert, aber die Güte des Herzens giebt allein den Thaten das Gepräge des Verdienstes, und hat Gegenliebe zum Lohne. Jene große Eigenschaften sprechen, daß wir Geister sind; das gute Herz beweißt, daß wir Menschen sind. Wo das gute Herz ist, da fällt es nicht schwer, das Wohlwollen einzuflößen. Aber nur selten lernen wir Menschen kennen, bey welchen beydes mit einander vereiniget ist. Meistens trifft man entweder das gute Herz, oder das Wohlwollen allein an, und das erstere öfter als das letztere. — Mit diesen Betrachtungen führt der Verf. S. 149. bis 154. seinen Leser zur Untersuchung des dritten Bestandtheils des Verdienstes, der Güte des Herzens und des Wohlwollens.

Um sich zur Erklärung desselben den Weg zu bahnen, bemerkt er den Unterschied, den die Franzosen zwischen *Sensation* und *Sentiment* machen. Jenes druckt er zu deutsch durch Empfindung, dieses durch Empfindniß aus. Die Empfindung beziehet nach S. 156. eine Sache lebhaft auf uns vermittelst der Sinne, das Empfindniß hingegen vermittelst der Einbildung. Im erstern Falle beschäfftiget uns die Sache wie gegenwärtig; im andern Falle thut es mehr ihr Bild. Aus den Empfindungen entspringen die Empfindnisse. Je lebhafter die Fantasie ist, desto reicher ist man auch an Empfindnissen; S. 159. doch werden aus den durch die Fantasie vorgestellten Bildern nicht eher Empfindnisse, als bis man sich ihre Beziehung auf sich selbst hinzudenkt; S. 164. 165. man denkt sich aber diese Beziehungen, wenn man die vorgestellten Sachen nach S. 166. als Beyträge zu seinem Ich ansehen lernt; und hierzu gelangt man S. 168. f. wenn man durch den Gebrauch mehrerer Sinne sein Ich zwar von Vorstellungen anderer Dinge unterscheidet, aber ihre Aehnlichkeit und Verwandschaft mit uns zugleich wahrnimmt. Die Organisation des Körpers trägt also auch zum Empfindnisse sehr viel bey, und ist in ihrer natürlichen Anlage nach der Einbildungskraft das zweyte Stück. Die Grade ihrer Feinheit machen den Grund des Unterschiedes in den Empfindnissen der Menschen. S. 173. Einige von den Dingen, die wir in Beziehung auf unser Ich denken, sind uns aus einem Reize, dessen Ursach uns verborgen ist, sagt der Verf. S. 175. (und wir wollten lieber sagen, weil sie sich zu der individuellen

hen Gemüthern unserer Seelen so genau passen; diese sind uns so angenehm, daß wir die Vorstellung von ihrer Beziehung nicht allein wiederholen, so oft wir nur können, sondern sie auch zu unserm Ich rechnen, und sie auf uns nicht bloß als Aehnlichkeit, sondern als ein Eigenthum beziehen, und dann wird das Empfindniß zur Leidenschaft. S. 177. Und daraus zieht der Verf. S. 179. den Schluß: »daß nur fruchtbare Fantasieen, wenn sie bey feinen Organisationen, ohne herrschende Leidenschaft bleiben, daß nur sie, an Empfindnissen für andere einen Ueberfluß haben.« Und nun kömmt er zur Erklärung des guten Herzens, S. 180. welches er »in der Reichhaltigkeit der Empfindnisse setzt, die aus einer blühenden Fantasie und feinen Organisation entspringt, und durch keine tyrannische Leidenschaft überwunden wird.« — Wir haben geglaubt, daß es unsern Lesern eben so angenehm als uns selbst seyn würde, diesem scharfsinnigen Manne in seinen feinen Zergliederungen zu folgen. Wenn man ihm auch nicht in allem beystimmen sollte, worauf wir uns hier nicht einlassen können; so ist es doch sehr reizend, einem solchen Vorgänger bis in die Tiefen der Seele nachzugehen, und da auch nur einigen unterscheidenden Schimmer zu erblicken, wo man blos einförmige Dunkelheit wahrzunehmen glaubte.

Das angebohrne gute Herz würde also nach S. 182 da anzutreffen seyn, wo entweder einige Leidenschaften gar nicht statt finden, oder doch nicht zu einer gewissen Stärke anwachsen. Dieses gute Herz

 hat

hat zwey Grade, die sehr weit von einander abstehen. Es ist weich, S. 200. das heißt, es wird durch den Zustand anderer leicht gerühret; aber es ist auch bey vielen Menschen nichts weiter als weich. Diesen blos weichen Seelen, die immer ungeschäftig bleiben, empfehlen wir es, sich in dem Spiegel zu beschauen, den ihnen der V. S. 196. f. vorhält. Unendlich weit davon ist das gute Herz verschieden, das auch geschäftig wird zum Helfen, und den Zustand anderer, wodurch es gerühret worden, zu verbessern. S. 199. Zu dieser Thätigkeit wird das gute Herz vornemlich durch das Wohlwollen erhoben, und seine Geschäftigkeit beständig gemacht und geadelt. S. 209. »Dieses berichtigt die Beziehungen, hebt die »unnöthigen auf, verstärkt die wahren und vortreflichen, sieht anstatt zu fühlen, geht auf das Entfernte, wie auf das Nahe, erstreckt sich auf die Zukunft, »wie auf die Gegenwart, wird nicht blos durch den »Schmerz gerührt, sondern auch durch das Unglück, »und, um alles mit einem male zu sagen, wirkt in »uns als eine Nachahmung der Gottheit, und nicht »blos als eine Folge der Menschheit.«

Zu dieser Höhe bringt es die Deutlichkeit der Ueberlegung; und ohne sie muß sich oft der Verstand des besten Herzens schämen. S. 210. Soll das gute Herz in Wohlwollen verwandelt werden, S. 212. so muß man sich aus dem kleinen Cirkel, darin man lebt, herausschwingen, »den ganzen Erdkreis übersehen, und deutlich erkennen, wir gehören alle einem »Herrn an, seyn alle zum Frieden als Nebenunter-

»thanen erschaffen; durch tausend Bande verein»get; durch iedes stärker angezogene Band glücklicher; »durch iede Wohlthat vollkommener; gegen alle Din»ge ausser uns zur Dankbarkeit verpflichtet. — Aus »der Vereinigung aller dieser Gedanken entsteht der »Vorsatz dieser Erkenntniß gemäß zu wollen; eine »Richtung des Willens zum friedlich seyn, zum Hülfe »leisten, zum Wohlthun; eine Spannung aller Kräfte »mit einer beständigen Rücksicht auf den Vortheil an»derer Dinge außer uns; eine Freude über den Bey»trag, den man ihnen abliefert; ein Eifer, ihn richtig »abzutragen; eine Klugheit, ihn gehörig und verhält»nismäßig auszutheilen: kurz, das Wohlwollen.« Es kostet uns Mühe, dieser Schilderung nicht weiter zu folgen. — Die Größe des Wohlwollens hängt von der Menge der Menschen ab, welche es umfasset; von den Gütern, die es ihnen zu verschaffen sucht; von der Neigung, womit dies geschiehet. Von der Menge der Menschen. Hier verspottet der V. S. 217. mit Recht dieienigen, welche mit Grundsätzen der allgemeinen Menschenliebe pralen, und sich dadurch von der thätigen Ausübung des Gesetzes: Liebe deinen Nächsten: Hilf dem, der nahe bey dir deiner Hülfe bedarf, loszulügen hoffen. Die Menschenliebe ist allgemein in den Grundsätzen und in derselben Ausbreitung; aber jederzeit thätig in einzelnen Fällen, wo die Gelegenheit ist, nach diesen Grundsätzen zu handeln. Große, ausgebreitete Gelegenheiten zur allgemeinen Wohlthätigkeit hat beynahe nur der Vater des Vaterlandes durch den Einfluß seiner Anordnungen; der Fürst durch sein Exempel; der Weise

durch seinen Unterricht. — Von den Gütern, die es verschafft. — Sie folgen sich in dieser Ordnung. Leben und Sicherheit in jedem Umfange; wobey der V. S. 231. das rührende Beyspiel des Kaysers Otho, der sich das Leben nahm, um ferneres Blutvergiessen unter seinen Mitbürgern zu verhüten, aus dem Tacitus erzählt: die Freyheit, oder die Erhaltung einer guten Regierungsform; das Vermögen einer Nation; der Ruhm und die Ehre derselben; und endlich die Bequemlichkeiten und Vergnügungen derselben: und wer kann dem Unterricht eines Volks seinen gehörigen Grad bestimmen. — Von der Neigung, womit es geschiehet. — Der H. V. sezt es S. 247. in dem erleuchteten und standhaften derselben. Jenes beweiset sich darin, daß die Wohlthaten nach dem Maaße der Bedürfnisse mit Weisheit abgemessen sind; dieses, daß es weder durch Undank noch Hindernisse verschwächt wird. Der V. beschließt mit der Anmerkung S. 251. daß das Christenthum uns die Menschen noch unter einer neuen Beziehung gegen uns darstelle, nemlich als Erlösete. Diese Beziehung legt eine rührende Aehnlichkeit zum Grunde, und verstärkt unser allgemeines Wohlwollen gegen die Menschen auf die nachdrücklichste Weise.

Nachdem der H. V. die Bestandtheile des Verdienstes darlegt, aus deren Mischung das Verdienstvolle menschlicher Handlungen besteht; so unternimmt er es nun im dritten Hauptstück, das Verdienst zu messen, und den höhern oder geringern Grad desselben

zu

zu bestimmen. Einen genauen Maaßstab giebt er zwar dafür nicht an, und wer kann das auch? sondern er theilet sie nur nach dem Sprachgebrauch in vier Klassen, und in diesen macht er wieder verschiedene Rangordnungen. Hohe Verdienste, große Verdienste, schöne Verdienste und Verdienste schlechthin, machen diese vier Klassen aus. Uns dünkt, daß sie nach dem Umfange der Gegenstände, denen sie nützlich sind; nach dem Gewicht und der Größe des Nutzens selbst, den sie stiften; und nach der Reinigkeit des Wohlwollens, so weit sie wahrscheinlicher Weise von uns erkannt werden kann, noch genauer geordnet werden konnten. Doch es sey drum; im Grunde hat der Verf. selbst diese Art des Maaßstabes vor Augen. Die eifrige und thätige Beförderung der zeitlichen und ewigen Wohlfarth sehr vieler Menschen. Die Ausbreitung solcher Erfindungen, welche zur Entwickelung des menschlichen Geistes, und zu seiner Vervollkommung in der bürgerlichen Gesellschaft das meiste beytragen; der Eifer, vielen Menschen unter Mühe und Gefahr feste Wohnsitze zu verschaffen und einzurichten; seinen Mitbürgern zu einer bürgerlichen Freyheit zu verhelfen, oder sie darinn zu erhalten, und in besondern Nöthen dem gemeinen Wesen mit Rath und That aus herzlichem Wohlwollen beyzuspringen: dies sind die Thaten, die der Verf. S. 260. f. zu den hohen Verdiensten rechnet. Aus dieser Probe wird man ohngefähr seine Art, Verdienste zu messen, beurtheilen können. Wir wollen nun noch einige merkwürdige Züge seiner Meßkunst beybringen. Die Arbeiten des Genies, wodurch zur Aufnahme der Künste,

ste, welche ein Volk blühend machen, ein erheblicher Beytrag geschieht, kommen S. 267. in die Klasse der grossen Verdienste zu stehen. In die letzte Klasse gehört nach S. 277. der grosse Haufen brauchbarer Leute, welche ihre gewöhnliche Gaben zum Dienste ihrer Mitbürger treu anwenden. Aber hievon muß man S. 284. Dienste wohl unterscheiden, die nach dem eingeführten Styl solche Mühwaltungen sind, für die man bezahlt wird. — „Und an einigen Orten heissen die Redensarten: einen Dienst „suchen, einen Dienst erhalten, so viel, als mit „Vorwissen und unter Begünstigung der hohen Obrig„keit, zu seiner Leibesnahrung und Pflege das gemei„ne Wesen bestehlen wollen und bestehlen dürfen. „Solche Dienste wollen sich in keine Klasse des Ver„dienstes bringen lassen.„

Nun sucht der Verf. noch die Anwendung seiner allgemeinen Meßkunst auf besondere Fälle durch Exempel zu zeigen. Er redet deshalb in vier folgenden Artikeln von dem Verdienst des Eroberers, des Soldaten, des Heiligen, des grossen Mannes, des Schriftstellers, des Künstlers, des Predigers, und von dem Verdienste im Privatleben. Wir haben schon unsre Gränzen überschritten, und können es uns doch nicht verwehren, den Verf. auch hier kenntlich zu machen. Er zeigt hier die Stärke und Wahrheit seines Pinsels, und die Freymüthigkeit des Geistes, womit er ihn führt. Die finstere aber leider nur allzuwahre Farben, mit welchen er den Eroberer schildert, der nichts weiter als das ist, lassen ihm wenig von dem Glanze des Verdienstes, worinn ihn Vorurtheil,

Schmeiche-

Schmeicheley und Betäubung der Vernunft zu erblicken glauben. Hat er nichts weiter als habsüchtige Wünsche, so gehört er ins Diebsgeschlecht; entwirft er selbst die Mittel, diese Wünsche zu befriedigen, so kann er ein großer Geist, eine starke Seele seyn; aber das ganze Verdienst wird von dem Unglück, das die Eroberung nach sich zieht, weit überwogen. Stellt er sich selbst an die Spitze seines Heers, so ist er zwar Held, aber der nur Held zum verderben ist. — Der bloße Soldat, so wie er S. 304. beschrieben wird, erhält doch allezeit ein erhebliches Verdienst durch seinen Stand selbst, weil er bey aller Art des Krieges, er mag gerecht oder ungerecht geführt werden, doch der Sicherheit des Staats immer gewidmet ist. Muth in den Gefahren, und Geduld in den Beschwerlichkeiten hat er mit andern Ständen gemein. S. 316. 317. (Wir würden ihm aber doch in beyden einen gewissen Vorzug zuerkennen). „Wenn aber diesem kriegeri„schen Erdenklose ein lebendiger Odem eingeblasen „wird, wenn er Einsichten für den Verstand, und redli„chen Diensteifer für das Herz kriegt, wenn er wie An„führer denkt, und wie ein rechtschaffener Bürger em„pfindet, wenn er Wunden und Tod nicht scheuet um „der Brüder willen, und sein Leben nicht theuer ach„tet um des Vaterlandes willen, das ihn sendet; wenn „ihm seine Tage wirklich abgefordert werden, und „er sie freudig dahin giebt. — Ja, da liegt er auf „dem Bette der Ehren, des bleibenden Nachruhms, „der Verdienste! Tretet näher, Jünglinge! Ihr habt „nicht immer einen solchen Anblick! prägt euch die „Bildung des wackern Mannes tief ein. Vergesset „nicht

„nicht der Nahrung, die ihr in diesem Augenblick habt:
„werdet nicht neidisch — es ist schwer, ein solches
„Verdienst zu übertreffen; denn seine Mitbürger bis
„zum Tode lieben, und für sie bluten, dieß ist das
„größte Wohlwollen!„ Wer verkennet hier wohl den Verf. vom Tode für das Vaterland? — Von dem Verdienst des Heiligen spricht er eben so begeistert: — Doch wir müssen uns losreißen.

Wer Größe des Geistes und Stärke der Seele mit einander vereiniget, und wichtige Veränderungen in dem Kreise, darin er wirkt, zu Stande bringt, der ist ein großer Mann. S. 329. der große Mann wird auch ein guter Mann, wenn er diese Veränderungen aus Wohlwollen wirket. Er ist das nach Gottes Vorsehung in der Geisterwelt, was Sturmwinde, Gewitter, Erdbeben u. s. w. in der Körperwelt sind. S. 330. Wenige haben die Gelegenheit, Veränderungen zu bewirken, die auf alle Welttheile Einfluß haben; S. 333. andern fällt das Looß zu, unter Blut, Tod und Graus ganze Reiche und Nationen umzuwälzen, und ihnen eine neue Gestalt zu geben; S. 334. andere thun es durch sanftere Mittel; S. 335. noch andre sind zur Entwickelung der Seelenkräfte einer Nation geschäftig. S. 338. Die Größe ihrer Entwürfe und die Stärke, womit sie ausgeführt werden, verdient Bewunderung; das Wohlwollen, das sie leitet, unsern Dank.

Die Rangordnung unter den Schriftstellern wird manche Leser befremden: aber der Mann hat Recht. Oben an stehen S. 344. die Erbauungsschriften;
jedoch

jedoch erklärt sich der V. von welcher Art sie seyn müssen; und es wird niemand gereuen, die ausgebreitete Nutzbarkeit derselben aus seinen pathetischen Beschreibungen kennen zu lernen. Darauf folgen die Montesquieus, welche Könige und Herrscher unterrichten. S. 354. Gleich hinter ihnen geht ein Tissot, und die ihm ähnlich sind, welche Vorurtheile und Irthümer, die von allgemeiner Schädlichkeit sind, zu vertreiben bemüht sind. S. 355. f. Endlich erscheinen die Schriftsteller für die feinere Welt, unter denen die Genies den Vorgang haben, welche durch ihre Schriften den Geschmack, den Verstand und die Sitten dieses engern Ausschusses der Welt bilden, und dadurch unvermerkt auf ganze Nationen Einfluß haben. S. 360. Der Nutzen, den sie stiften, liegt nicht immer grade vor Augen, und kann nicht genau überschlagen und in Rechnung gebracht werden. S. 364. „Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, „daß die Kriegslieder des preußischen Grenadiers „in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären; „so müßte er, in den preußischen Staaten unter den „Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen erhal„ten. — Aber für ganz Deutschland ist es ohne „Widerspruch Gellert, dessen Fabeln wirklich dem „Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe ge„geben haben.„ — Was der Verf. S. 373. f. von dem Verdienst des Predigerstandes sagt, wird unsern itzigen Modephilosophen, die diesen Stand um seiner traurigen Kleidung willen nicht leiden können, gar nicht anstehen. »Hier radotirt der gute Mann! — Sachte, meine Herren, haben Sie doch erst die Güte,

das

was in dem Staate zu bewirken, was der Verf. den Geistlichen nicht ohne Grund anrechnet. Dann wird es erst Zeit seyn, ihre Verdienste gegen die Verdienste dieses Standes zu messen.

Nur noch ein Wort vom Erwerb des Verdienstes, womit der Verf. sein Buch beschließt. Handlungen, (oder noch lieber wollten wir sagen, Gelegenheiten zu handeln,) daraus hohe und große Verdienste entspringen, sind in Monarchien gemeiniglich nur dem Monarchen und seinem ersten Adel vorbehalten, S. 412. so wie in Aristocratien den Optimaten: S. 414. der Freystaat ist allein der Boden, darauf es von allen und jeden geerndtet werden kann, so wie der Despotismus alle Sicherheit zu solcher Erndte benimmt. Dies gilt von dem Verdienst, das durch Geschäfte erworben wird. Die Möglichkeit durch Denken, Reden und Schreiben Verdienste zu erlangen, setzt der Verf. S. 416. in allen Staaten beynahe gleich; darinn wir anderer Meynung sind: doch eignet er der Demokratie ausschließungsweise die Beredsamkeit zu. —— Die Seelenkräfte zu Erwerbung der Verdienste theilt die Natur wohl in allen Staaten mit gleich mütterlicher Vorsorge aus; aber können sie auch unter allen Regierungsformen gleich gut angebauet, und gleich freymüthig gebraucht werden? Der V. beantwortet diese Frage von S. 419. bis zu Ende, und gesteht, daß sich bey dem vielfachen Einflusse mannigfaltiger und selbst widerwärtiger Ursachen nichts bestimmtes im allgemeinen darüber sagen lasse; daß aber doch das Bild der Freyheit den Seelen nothwendig einen besondern Schwung zu

großen Entschließungen geben, und sie auch in dem Muth und in der Festigkeit erhalten müsse, der zu Ausführung derselben erforderlich ist.

Unser langes Verweilen bey dieser Schrift ist Zeuge von dem Vergnügen, das wir bey Lesung derselben empfunden haben. Der Verf. hat uns in der That unter dem Lesen so gefesselt, daß wir ihn nicht eher haben verlassen können, bis er selbst Abschied von uns genommen hat. Und auch dieser Abschied wurde uns schwer. Er ist immer mitten in der Materie drinnen, davon er redet; und reißt seinen Leser mit sich hinein. Sein Styl ist lebhaft, reich an Bildern, in den Figuren neu und original, und der körnichte und vielsagende Ausdruck mahlt den Reichthum der Gedanken und Kenntnisse, die seinen Geist unter dem Schreiben befruchtet haben. Die Menge der witzigen Wendungen und die häufigen Anspielungen, die von der Schärfe und dem Leben seines Witzes zeugen, würden vielleicht an jedem andern als gesucht und erzwungen aussehen, den Verf. aber kleiden sie, und scheinen dem Originalcharakter seines Geistes gemäß zu seyn. Aber um des Himmels willen keine Nachahmer. Zumal in Deutschland, wo der Witz so selten zu Hause ist. Was würden wir für seltsame Senecchens bekommen, die sich nach dem Muster dieses deutschen Seneca bilden wollten!

Indessen, so sehr er uns durch das gefallende seines Styls überrascht hat, so wünschten wir doch, daß er künftig die große Schriftstellerverläugnung ausüben, und dem Witze weniger zu herrschen gebieten möchte.

möchte. Witz ist gar zu verführerisch, wenn von tiefsinnigen Untersuchungen die Rede ist. Der Verf. kann, wenn er will, auf mehr Ehre in der Philosophie Anspruch machen, als auf die Ehre ein Seneca zu seyn. Die französischen Philosophen und ihr Styl sind zu kleine Muster für ihn. Und nach ihnen scheint er sich doch, vielleicht ohne es selbst zu wissen, gebildet zu haben. Freylich hat er die Ordnung, die Gründlichkeit und das tiefe Nachforschen eines Deutschen vor ihnen voraus; aber die weiten Anspielungen und der stechende Scharfsinn, sollten die nicht von ihnen hängen geblieben seyn? Selbst Lesern, die nicht ohne Kenntniß sind, wird er zuweilen dadurch dunkel und änigmatisch, weil ihnen das Bild, davon er nur einen kleinen Zug entlehnt, oder die Geschichte, worauf er hinzielt, nicht vorschwebt. Und Lesern ohne gelehrte Kenntniß, ohne ausgebreitete Einsicht in die Geschichte, ohne wissenschaftliche Denkungsart wird er oft gar unverständlich, oder doch sehr mühsam, weil ihnen die aus den Wissenschaften entlehnte Metaphern, die neugeprägte Figuren, die versteckte Anspielungen auf Anekdoten, völlige Räzel sind. Wir sprechen aus Erfahrung. Und doch wünschten wir, daß dies Buch nicht allein um seines Inhalts, sondern auch um deswillen, weil dieser Inhalt mit solchem Geiste des Scharfsinnes, der Weltkenntniß und der Freymüthigkeit behandelt ist, von der ganzen feinern Welt gelesen und verdauet werden möchte.

B.

Wir sind ersucht worden folgende Druckfehler anzumerken: Seite 8 Zeile 17 vielmehr, lies vielmals. 14

 z. 16

z. 16 apennischen, l. apenninischen. S. 91 z. 8 lingt, l. liegt. 114 z. 15 vergeht, l. vorgeht. 137 z. 6 dürfen, l. dürften. 156 z. 16 diß, l. das. 158 z. 10 ihr. Ich, l. ihr Ich 190 z. 2 Reuhe, l. Reyhe. „ „ z. 5. deß, l. der. 234 z. 2 von unten scherzhaft, l. herzhaft. 245 z. 9 mürrische, l. mürrisch. 256 z. 18 ander, l. andrer. 259 z. 9 Monti, l. Monk. 267 z. 2 um den Verdienst, lies um das Verdienst. 298 z. 6 u. 7 Hear-tis, l. Heart is. 328 z. 2 unten des grands, l. de grands. 355 z. 14 von Königen, l. vor Königen. 380 z. 16 von unten du Guefelin, l. Guesclin. 397 z. 15 Mäurer, l. Männer, wenn du nicht wilt laß es stehen, es verderbt nichts. 419 z. 16 Siebenden, l. Ersten. 422 z. 3 von unten als, l. also. 430 laß Glauben und lies nicht Aberglauben. 430 z. 11 nach Montesquieu ein Comma.

V.

Neue Theorie der Erde, oder ausführliche Untersuchung der ursprünglichen Bildung der Erde, nach den Berichten der H. Schrift, und den Grundsätzen der Naturlehre und Mathematik, verfertiget von Georg Christoph Silberschlag, Pastor an der St. Petrikirche in Stendal, Berlin im Verl. der Realschule 1764. 4. 1 Alph. 6 Bog. 2 halbe Bogen Kupfer.

Herr S. fängt im ersten C. mit Betrachtung der mosaischen Schöpfungsgeschichte an. Die ersten Worte derselben legt er von einer Hervorbringung aus Nichts aus, und versteht unter Himmel, die ganze sichtbare Körperwelt außer der Erde. Diese beyden Werke der Schöpfung findet er hier in ihrem ersten Urstoff, oder in der rohen und unter einander gemengten

Materie vorgestellt, aus der sie hernach gebildet worden, doch so, daß iedes Weltkörpers Materie von des andern seiner völlig abgesondert gewesen. So war die Erde wüst und leer, d. i. eine große Masse, an der man noch nichts von der Gestalt wahrnahm, die der Absicht ihres Daseyns gemäß war, ein allgemeines bodenloses Meer, dessen Tiefe bis an den Mittelpunct reichte, wohin Hr. S. 2 Petr. 3, 5 zieht, und keine gehörige Erleuchtung hatte. Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser, d. i. die Kraft des Höchsten beschäfftigte sich mit diesem grossen Wasserballe, und machte die nöthigen Veranstaltungen, die Hindernisse seiner erforderlichen Gestalt wegzuräumen. Dieses vom Winden auszulegen, hat in der Schrift keinen Grund, und der zu Winden nöthige Luftcreys war auch noch nicht vorhanden. Dieser Ausdruck zeigt auch, daß die Bildung der Erde kein bloßes Werk der Naturkräfte gewesen, obwohl dieser Mitwirkung nicht ausgeschlossen wird, da die Allmacht selbst hier nicht mehr nach ungebundenen Wirkungen verfahren, sondern sich an eine Zeitfolge gebunden. Diese Kräfte waren also zuvor schon der Erdmasse beygelegt worden. Die Länge der Schöpfungstage hält er für unbekannt. Die Feste zwischen den Wassern muß da gewesen seyn, wo die Wasser waren, und diese müssen bey der Erde seyn, weil hier noch von nichts als von der Erde geredet wird; also war die Feste der Luftcreys, durch den Regen, Schnee u. s. w. herabkömmt; In der Gegend, wo solches herkömmt, muß also ein großer Vorrath von Wasser seyn, der Trieb besitzt, mit den untern Gewässern zusammen zu fliessen,

 sen,

sen, und von der Schwere und ausdehnenden Kraft der Luft so gehalten wird, daß zugleich ein Kreyslauf zwischen beyden statt findet. So geht H. S. die mosaische Beschreibung bis auf die Scheidung des Wassers vom Trocknen durch, das übrige gehört nicht zu seiner Absicht, die sich nur auf die Bildung der Erdkugel und besonders ihrer Oberfläche einschränkt. (Das Angeführte ist in der Absicht beygebracht worden, um einigermaßen zu zeigen, wie H. S. eine Erzählung auslegt, über die man so unzähliche Auslegungen hat, und besonders wie er sich darin von Burnet und Whiston unterscheidet.) Das 2 C. handelt von dem Zustande der Erdmasse vor ihrer Bildung. Er sieht sie als ein Chaos an, welches den Stoff zu allen in sich faßte, was nachgehends durch Aufräumungen, Absonderungen u. s. w. ohne neue Schöpfung bey ihr zum Vorschein kam. Ihr äuseres Ansehen war Wasser, und auserhalb der Oberfläche desselben nur Finsterniß, (H. S. hätte seine Gedanken deutlicher ausgedrückt: tiefer als die Oberfläche) die man ohne Grund und wider die mosaische Erzählung in Dünste, Wolken u. a. verwandeln würde. Weil die gegenwärtige Figur der Erde durch ihre Umdrehung um ihre Axe entstanden ist, und sich auch auf die festen Theile erstreckt, so müssen die festen Theile damals dergestalt mit Wasser seyn vermengt gewesen, daß ihr Zusammenhang ist gehindert worden. Dieses erläutert H. S. durch den bekannten Beweis, wie sich die Figur einer flüßigen Kugel durch die Umdrehung um eine Axe ändern muß. (Uns deucht, man kann nur so schließen: Wenn die

Erde

Erde anfangs flüßig oder wenigstens weich gewesen ist, so hat sie durch die Umdrehung um die Axe eine gewisse Gestalt erhalten; aber ob ihre itzige Gestalt so sey, wie eine flüßige Kugel durch Wälzen erhält, ist wenigstens in Kleinigkeiten noch nicht völlig ausgemacht, da die wirklichen Ausmessungen unter sich und mit Newtons Zeilen in völliger Schärfe nicht übereinstimmen, und für die Bestimmung der eigentlichen Gestalt der Erde noch fernere Untersuchungen erfodern; auch ist Hrn. S. Voraussetzung zuwider bekannt, daß die Schwere einen ruhenden flüßigen Klumpen nicht nothwendig kugelrund macht. Die festen Theile machten damals, wie noch itzt, das meiste der Erdmasse aus. Die in der Erdmasse zu veranstaltenden Veränderungen, wurden durch eine Erwärmung derselben bewerkstelliget, welches Hr. S. durch bekannte Erfahrungen von der Gährung, von der Luft in allerley Materien, und dem was die Wärme bey ihr thut, erläutert, und dabey erinnert, daß Boylens mühsame Versuche von der Menge in allerley Körpern enthaltener Luft in der zweyten Fortsetzung seiner exp. phys. mech. nicht zulänglich gebraucht werden. Das 3 C. handelt von der Scheidung des Lichts. Er glaubt die Anhäufung der Feuertheilchen in der Oberfläche der Erde bey vorerwähnter Erwärmung, könnte dazu beförderlich gewesen seyn, und findet daher des Hrn. von Leibnitz Gedanken, daß die Erde einst in Brande gestanden, nicht so gar ungegründet, ob er ihm gleich darinn, daß die Erde ein Fixstern gewesen sey, des mosaischen Berichts wegen nicht beystimmen will, indem uns alles versichert, sie sey von ihrem

ersten Entstehen an dazu eingerichtet gewesen, einen Planeten abzugeben. (So gar deutlich muß diese Versicherung nicht seyn, weil sie einige Tausende von Jahren die Schriftausleger nicht gehindert hat, eine unbewegliche Erde, um welche die Planeten giengen, in der Schrift zu finden) da sich die Luft aus dem Innern der Erde durch die Erwärmung heraus begeben, und beym Hervorbrechen durch die Oberfläche doch überall Schwierigkeiten gefunden hat, so wird sie durch ihre Ausdehnung im Innern der Erde große Höhlungen gemacht haben, die auch durch andere Umstände glaublich werden, z. E. weil sich das Wasser der Sündfluth nur in sie kann verlaufen haben, weil die Erde nicht so dicht ist als der Mond, weil sich die häufigen Erdbeben nicht ohne mit Luft angefüllte Gewölber erklären lassen, (bey der neuen Erklärung der Erdbeben aus der Elektricität braucht man sie eben nicht, oder allenfalls mit Wasser, nicht mit Luft gefüllt). Hatte sich die Erde bisher noch nicht um ihre Axe gedreht, so fing solches gewiß an, da sie aufhörte durchgehends flüßig zu seyn, denn hernach hätte ihr die Umdrehung die Gestalt nicht geben können, die sie wirklich hat. Diese Gestalt würde aus den bekannten Bewegungsgesetzen leichter zu bestimmen seyn, wenn auf die vorerwähnte Art, das Innere der Erden so unregelmäßig dichte geworden wäre. Weil aber diese Veränderungen in und auf der Oberfläche der Erde stärker gewesen seyn werden, als tiefer in dem Innern, so möchte auch wohl die Mannigfaltigkeit der Körper in dem Innern der Erde so groß nicht seyn, als näher bey der Oberfläche.

Dieser

Dieser Auszug würde für ein so kleines Werk viel zu weitläuftig werden, wenn er so fortgehen sollte, wie er nothwendig anfangen mußte, um einen Begriff zu geben, auf was für Art Hr. S. seinen Gegenstand betrachtet hat. Um also das folgende kürzer zu fassen, so untersucht das 4te Cap. die Bildung des Luftkreises, wo das Wesentliche auf die Schwere und Federkraft der Luft ankömmt, die ordentlich zu wirken angefangen haben, als die vorerwähnte Erhitzung und andere Hindernisse aufhörten. Im 5. Cap. wird von der Bildung der Oberfläche der Erde geredet. Während des ersten und zweyten Schöpfungstages hatte die dichte Materie der Erde Zeit, sich nach den Gesetzen der Schwere um den Mittelpunkt zu senken und einen festen Körper zu bilden, wohin Hr. S. des 104 Ps. 5 V. zieht. Diese feste Masse konnte also nun die gewaltsamen Bewegungen, ohne davon etwa wie Schlamm fortgerissen zu werden, aushalten, mit denen sich am dritten Tage das Wasser vom Trocknen scheidete. Eine zuverläßige Nachricht, wie dieses zugegangen, findet Hr. S. im 29 Ps. 3 V. denn obgleich noch allemal bey starken Wettern auf der See die Stimme des Herrn auf dem Wasser geht, so schränkt ihm doch der Zusatz auf großen Wassern, den eigentlichen Sinn dieser Worte auf etwas ungewöhnliches ein, und außer der Sündfluth, die Hr. S. schon ausgeschlossen hat, hat es wohl nie so große Wasser als diesen Tag gegeben. Dahin zieht er auch 18 Ps. 14 V. Derjenige, soll David da sagen, der Israel errettet, ist eben der, der durch sein Schelten — die Gewässer der Erde am dritten Schöpfungstage weggejagt hat.

Das 6 Cap. untersucht den Zustand der Erde nach ihrer ursprünglichen Bildung und desselben Erhaltung durch die Richtung ihrer Axe gegen die Fläche der Ekliptick. Hr. S. zeigt erst umständlich, was es für Folgen haben würde, wenn diese Axe senkrecht stünde, und macht begreiflich, daß wenn sich dieses künftig einmal ereignen sollte, alle die Begebenheiten erfolgen würden, die in der Schrift für Zeichen des jüngsten Tages angenommen werden. Und Anfängern in der Astronomie ist bekannt, daß man viel Grund hat, zu glauben, die Schiefe der Ekliptick nehme nach und nach ab. Das 7 Cap. von der Figur der Erde, enthält die bekannten Untersuchungen davon. Hr. S. hat in dieser Schrift eine gründliche und weitläuftige Kenntniß der Naturlehre gezeigt, und ob er gleich seine Leser mit Berechnungen, wie viel hier vorkommende Untersuchungen erfodern, nicht erschrecken dürfen, doch auch vieles mathematische deutlich und leicht vorzutragen gewußt. Wie weit seine Auslegungen der Schrift Beyfall verdienen, wagt sich der Recensent nicht zu beurtheilen, ob er gleich bekennt, daß er die mosaische Erzählung weniger zu verstehen glaubt, als eine Erklärung darüber zu wagen, die in jedem Jahrhunderte anders wird, nachdem eine andere Physik Mode ist, wie er denn auch bey den angeführten Stellen der Psalmen nicht an die Schöpfung würde gedacht haben. Doch wird Hrn. S. Erklärung, in der man wenigstens keine Ungereimtheiten findet, der Schrift den Nachtheil nicht bringen, den ihr die Erklärungen anderer unrichtiger denkenden Philosophen bringen, und so gegründete physische Gedanken, wie

Hr.

Hr. S. mit seiner Bescheidenheit angebracht, rechtfertigen allemal die Schrift gegen den Vorwurf, daß sie natürlichen Kenntnissen widerspreche.

J.

VI.

Gründliche Erläuterung der schweren Stellen der heiligen Bücher N. Testaments, erster Theil, welcher in sich fasset die Erläuterung der schweren Stellen, die sich finden in der evangelischen Geschichte Matthäi, Marci, Lucä, Johannis und in der Apostelgeschichte, entworfen von Joh. Heinr. Daniel Moldenhauer, Königl. Preuß. Kirchenrath, der Gottesgelahrheit Doktor, und öffentl. Lehrer und Prediger der sackheimischen Gemeine in Königsberg. Leipzig und Königsberg bey Johann Jacob Kanter 1763. 4. 2 Alph. 14 B. Zweyter Theil, welcher in sich fasset eine hinlängliche und gründliche Erklärung der Briefe Pauli an die Römer, Corinthier, Galater und Epheser — ebendaselbst 1763. 4. 2 Alph. 15 Bogen.

Bescheidenheit in Beurtheilung und Verwerfung fremder Auslegungen, Unpartheylichkeit in Erforschung des eigentlichen Sinnes der Rede, anständige Herzhaftigkeit in Verdrängung gewisser herrschender unrichtiger Erklärungen, Leichtigkeit im Selbsterklären, ein durchgehends deutlicher und ungekünstelter Aus-

druck

druck sind die Hauptzüge an dem guten Character eines Schriftauslegers, und man wird sie nur selten an dem H. D. Moldenhauer vermissen. Ein großer Theil seiner Erläuterungen ist uns deswegen schäzbar, und er selbst auch da ehrwürdig gewesen, wo wir noch mehr erwartet hätten. Der Plan, nach welchem diese Erläuterungen ausgearbeitet worden, ist nach und nach von dem V. erweitert worden. Im ersten Theile werden nur die Stellen erläutert, die von Seiten des Ausdrucks oder der Sachen dunkel sind: im zweyten wird durchs ganze eine kurze Zergliederung des Briefs vorausgeschickt, von dem zweyten Briefe an die Corinther an, der ganze Text nebst einer eingestreuten kurzen Paraphrase dargestellt, und endlich mit dem Briefe an die Epheser der Anfang gemacht, eine Uebersetzung nach dem Grundtext zu liefern. In Ansehung der Zergliederung und Darstellung des ganzen Zusammenhangs ist H. M. in der Vorrede zum ersten Theile nicht mit den Auslegern zufrieden, die in den Briefen der Apostel ihn nicht glauben, und daher auch nicht ängstlich suchen wollen. Aber wenn man nun, wie es diese verstehen, die Kunstlogick den Aposteln nicht aufdringen will; wenn man den nach Regeln mühsamen gedrehten Vortrag, das steife strenge und gebundene im Eintheilen, Beweisen, Erklären u. s. w. von ihnen ablehnt, spricht man ihnen deswegen die Ordnung im Denken ab? Wenn ich mich nicht sclavisch an die Gesetze binde, die mich die Verbindung meiner Ideen im Vortrag lehren, so nehme ich die Sachen in der Ordnung an, in der sie sich in diesem Augenblicke mir zeigen; ich lasse sie nur in so weit die

Muste-

Musterung paßiren, in so weit ich gern gewiß seyn möchte, daß sich alle gestellt haben, die ich zur Vollständigkeit des Vortrags brauche, und dann schreibe ich recht ordentlich schön, wie es die mir zu jeder Zeit natürliche Denkungsart verlangt. Allein alsdann muß es auch einem jeden fremden unmöglich seyn, mir nachzugehen, auf meine Spur zu kommen, und was er von meiner Ordnung sagt, wird allezeit die Seinige seyn. Ja es wird auch die ganze Mühe unnöthig seyn. Da ich selbst nicht so sehr dafür besorgt bin, daß ich sie nicht eben so leicht zu einer jeden andern Zeit bey veränderten Situationen würde verändert haben. Ist es auch wohl dem H. M. möglich gewesen, z. E. bey Ephes. IV, 25 - 31 in dem Aufsatze von Tugenden einen systematischen Zusammenhang zu zeigen? Wie recht gründlich läßt er es nicht dabey bewenden, sie in der voraus gesetzten Abtheilung der Rede mit Zahlen zu specificiren! Und was wird er bey dem ersten Briefe Johannis thun? Kurz, wir glauben, daß der gelehrte Mann von den Auslegern, die er meynt, nur den Worten nach, abgeht. Sie verbitten eine Burkische Psalmendisposition und diese H. M. gewis auch. Weil wir einmal in der Vorrede sind, so wollen wir sogleich (ohne deswegen sec. antecedens & consequens zu recensiren) den Beweiß mitnehmen, den der V. von seiner Wiederrufungsgröße giebt. Er hatte nämlich Luc. XXIV, 34. den Simon für den Simon von Cana ausgegeben; allein die Stelle 1 Cor. XV, 5. hat ihn bewogen, seine Meynung zu ändern, und bey Gelegenheit dieser sich für den Simon Petrus zu erklären.

ren. Hr. M. lasse sich nur auch in Zukunft in dieser großmüthigen Verläugnung nicht irre machen, da es nach der Zeit, in welcher er dies geschrieben, Mode geworden ist, es großen Seelen zum Verbrechen zu machen, wenn sie veränderte Einsichten frey gestehen, und diese wahre Bescheidenheit ihnen für Stolz und affektirte Größe anzurechnen. Wie kränkend für den ehrlichen Mann! wie verführerisch für die Jugend! Doch wir müssen auch zeigen, daß wir mehr als die Vorreden gelesen haben. Hier sind einige Erklärungen schwerer, oder doch streitiger Stellen, denen wir gern beytreten. Matth. VI, 11. wird ἐπιούσιος von dem Unterhalt verstanden, den der Mensch von Tage zu Tage durch seine ganze Lebenszeit zur Erhaltung nöthig hat (nur ein Wort würden wir bey der Erklärung dieses ganzen Gebets noch den gelehrten Betern ins Ohr gesagt haben, die auch hier ihren logischen Zusammenhang anbringen und gründlich demonstriren, warum die fünfte Bitte nicht die zweyte, und diese nicht die fünfte in der Ordnung ist); Matth. XXIII, 39. ist die Paraphrase: Eure Stadt und Land wird — in den elendesten Zustand gesetzt werden — und ihr werdet von mir keine Hülfe zu erwarten haben, bis ihr mich als euren Heiland annehmen werdet; wobey wir nur noch erinnern, daß die übrigen angeführten Erklärungen größtentheils viel zu gekünstelt sind. Luc. XVI, 9 wird übersetzt der falsche, unbeständige, betrügliche Reichthum und die Bedeutung aus dem griechischen und ebräischen Sprachgebrauch bewiesen: Apostelg. VII, 14. wird frey ge-

standen,

standen, daß die Zahl 75 von dem Lucas aus der griechischen Uebersetzung beybehalten worden, obgleich die Rechnung, wie sie in der ebräischen Urkunde vorkommt, richtiger sey, und wird wegen dergleichen Anführungen unrichtiger Uebersetzungen, oder Lesarten aus der griechischen Version, bey Luc. III, 23 (wo auch der neben eingeschlichene Cainan mit critischer Schärfe verwiesen wird) eine dreyfache gleichgute Vertheidigung der Apostel geführt: Apostelg. XV, 2 wird das wie auch sie, auf die gläubigen Heyden gezogen — und derienige nicht gefürchtet, der vor vierzehn oder funfzehn Jahren, den seel. D. Teller über diese Erklärung zum Socinizante machte, und den Mann im Grabe beleidigte, der im Leben niemand beleidiget hatte — Röm. VII, 24. ff. wird sehr gut von dem natürlichen Zustande des sich selbst gelassenen Menschen erklärt und unter andern Beweisen die jedem eigene Erfahrung angeführt: VIII, 19-23. nimmt Hr. M. das Wort κτισις von allen leblosen und unvernünftigen Geschöpfen, nur können wir ihn in der Erklärung des Ganzen so wohl, als auch einzelner Ausdrücke nicht beypflichten. Röm. XI. ist die Erklärung überhaupt betrachtet, dem Sprachgebrauch, der Absicht der Rede, dem Zusammenhang sehr angemessen, ob wir gleich v. 32. von der angegebenen Bedeutung des Worts beschließen im Grundtexte mehr Beweis aus der Sprache, weniger Unterscheidung der Ausdrücke Gerichte und Wege v. 33. (da nach dem Ebräischen) משפטי und דרכי so oft gleichgültig von Gott gebraucht werden) und endlich bey den weisen Stillstand den Paulus am Ende

de seiner Gedanken über diesen Punkt ankündiget, nur ein kurzes disce sapere für gewisse Ausleger — also dieses dreyes gern gesehen hätten. XIII, 14. werden die letzten Worte dem Original gemäßer übersetzt, machet keine Verpflegung des Fleisches zu seinen Lüsten, oder thut das nicht, so dem sündlichen Fleisch gelüstet. 1 Cor. I, 17. ist die Uebersetzung nicht allein gesandt — sondern auch und ist die angegebene Ursache, worauf sich Paulus in diesem Context also ausgedrückt, wahrscheinlich: II, 9. wird mit Recht behauptet, daß hier keine Beschreibung der Seligkeit, sondern der Oekonomien des N. T. zu finden sey — Doch wir werden auf diesem betretenen Wege zu weitläuftig — Wir wollen also die innern Schönheiten dieser Erläuterungen kurz anzeigen, und sie in gewisse Klassen eintheilen. Hr. M. übersetzt nach den Grundtext ohne doch undeutsch zu werden, wie Eph. III, 19. und zu erkennen, die alle Erkenntniß weit übersteigende Liebe Christi und f. 16. daß er euch nach seiner übergroßen Herrlichkeit gebe u. f. Er paraphrasirt durchgehends im Texte, durch einen kurzen Zusatz eines oder mehrerer Worte, die den Sinn vervollständigen, auch oft unter dem Texte, durch eine erweiterte Darstellung der Gedanken, ohne doch eben seine Meynungen dem Schriftsteller aufzudringen. Er erläutert den Gräcismus des N. T. wo es nöthig ist entweder aus dem guten griechischen Sprachgebrauch, oder aus der ebräischen Mundart, und beydes ganz kurz, als 1 Cor. II, 4. ἐν πειθοῖς steht für πειθανος, wie auch Camerarius schon erinnert hatte. Er bemerket,

und

und dies eben so kurz die Ellypsen einzelner oder mehrerer Worte, als Lucä XVII, 13. wird nach dem Wort αραντες, das αγκυρας in der Note supplirt. Er erläutert und rechtfertiget die etwas hartscheinenden Constructionen aus dem Sprachgebrauch (Luc. X, 38. Ιησους — εις οικιαν αυτου — ist eine Construction — die auch bey Profanscribenten angetroffen wird). Er verändert die gewöhnliche Abtheilung der Verse und Durchschnittszeichen der Rede, wo er es zu verantworten glaubt. Er beurtheilet die Lesarten der Handschriften und die Conjecturen der Gelehrten, und so wird einmal (die Stelle selbst können wir nicht gleich wieder finden) Hr. Röder mit Recht getadelt, der für παρα, παρ' ο wollte gelesen wissen, auch Röm. XII, 11. die Lesart κυριω der andern καιρω vorgezogen. Er enthält sich endlich aller weitläuftigen und außer dem Gebiete des Auslegers liegenden dogmatischen Anmerkungen, ohne doch so ekel zu seyn, eine und die andere zu weilen als im Vorbeygehen zu machen. Indeß versteht es sich, daß wir dies alles anzeigen, zum Beweise, daß Hr. M. alle Pflichten eines Auslegers auf sich genommen hat, ohne deswegen zu bejahen, daß er sie durchgängig genau beobachtet. — Wer wollte auch dies fodern? So sehen wir nicht wie Eph. I, 1. die Paraphrase seyn kann, ich habe mein Apostelamt — sondern ganz allein — unserm Erlöser Jesu Christo und dem dreyeinigen Gott zu danken; da Paulus ausdrücklich nur Gott den Vater und Jesum Christum nennet, wo ist der exegetische Grund, in den Text die Idee des dreyeinigen Gottes einzuschieben?

 Denn

Denn von der dogmatischen Richtigkeit ist hier nicht die Rede. Wenn Paulus Gott das Haupt Christi nennet, (1. Cor. XI, 3.) so ist es zwar gut zu sagen, in sofern er Mittler ist, allein noch nicht genug, und hätte überhaupt diese schwere Stelle eine etwas genauere Besichtigung erfodert. Bey der nicht weniger dunkeln Rede, XV, 28. ist Hr. M. nun wohl weitläuftiger; sollte aber dieselbe nicht eine von denen wenigen des N. Test. seyn, wo ein so bescheidener Ausleger am ersten seine Unwissenheit gestehen sollte — nicht, heißt es, in so fern er wahrer Gott, sondern der Mittler ist. Doch steht hier nicht Herr, sondern Sohn, wovon jener Name bey der Stelle aus Ephesern für die Ursache angegeben wurde, warum man ihn als Mittler bey derselben denken müsse. Wie kann ferner Hr. M. 1. Cor. VIII, 6. und bey allen den Stellen, in welchen der Ausdruck unser Vater vorkommt, sagen, Vater müsse wesentlich genommen werden, da der letzte so oft mit dem bekannten Vater unsers Herrn Jesu Christi verwechselt wird, wo die Benennung des Vaters nothwendig persönlich verstanden werden muß, und in dem Brief an die Corinther, das Herr in dem Gegensatz vor Jesum Christ, nicht anders als persönlich stehen kann? Wir erinnern dies in der guten Absicht, damit Gottesgelehrte aller drey Partheyen in unsern Tagen sich um so viel mehr beeifern mögen, dergleichen Aussprüchen und ihren gewöhnlichen Erklärungen ein neues Gewicht zu verschaffen, da viele sich immer deutlicher das Ansehen geben, als ob sie bessere vorzubringen wüßten — Apostelg. VIII, 21. ist die Erklärung des Wortes κληρος (Luther: Anfall,

Anfall, wofür aber aus Versehen Anstalt gedruckt worden) wohl zu gesucht: wäre es nicht weit besser zu übersetzen, du wirst weder Antheil noch Genuß haben. Ein Kind der Höllen, Matth. XXIII, 15. ist ein Erzbösewicht, und braucht man eben nicht dabey als Ausleger an die ewige Verdammniß zu denken. Matth. XXI, 7. hätten wir uns kurz auf die Analogie aller Sprachen berufst, welche macht, daß man in der mehrern Zahl redet, wenn die Dinge, auf deren eines sich die Handlung beziehet, mit einander verbunden sind. Das Exempel aus 1 Mos. VIII, 4. gehört hieher nicht, weil Ararat eine Benennung eines ganzen Tractus von Bergen war, gleich den Alpen, und man also nicht Berge, sondern das Gebirge übersetzen muß. Röm. XVI. hätten wir die Frage aufgeworfen und beantwortet gewünscht, ob dieses ganze Capitel nicht als eine bloße Nachschrift anzusehen sey. Eph. I, 12. sind προηλπικοτες schlechtweg πιςοι u.s.w.

A.

VII.

Erklärende Umschreibung sämtlicher apostolischer Briefe. Halle im Verlag des Waysenhauses 1765. 1 Alph. 20 Bogen in gr. 8.

Diese Umschreibung rühret von einem Verfasser her, der nach seinem Stande und Aemtern sein Leben ganz andern Geschäften hat widmen müssen, als der eigentlichen Gottesgelahrtheit. Desto rühmlicher ist es für ihn, daß er seine Muße auf die Untersuchung der H. Schrift wenden wollen, und der Fleiß

und die Einsicht, welche er dabey bewiesen, beschämen viele Gottesgelehrten, die von Amtswegen zu beyden verpflichtet wären. Schon vor 11 Jahren hat er den ersten Versuch seiner Arbeit, welcher in einer Paraphrase des Briefes an die Römer bestand, bekannt gemacht; und iezt läßt er die Umschreibung sämtlicher apostolischer Briefe nachfolgen.

Ueberhaupt davon zu urtheilen, so sieht man wohl, daß der H. V. die besten Ausleger bey seiner Arbeit zu Rathe gezogen, und nicht ohne Prüfung dasienige gewählt habe, welches ihm dem Sinn und Zweck des A. am gemäßesten zu seyn geschienen. Man trifft auch viel richtige Erklärungen bey ihm an, die man bey manchen andern, welche doch als Schriftausleger in Ansehen stehn, vergeblich suchet. Besonders hat er den Zusammenhang und die Folge der Gedanken des heil. Schriftstellers stets genau vor Augen gehabt, wodurch er oft auf eine glückliche Spur zur richtigen Erklärung einer schweren Stelle gelangt ist; manchmal aber auch wieder, wie denn das sehr menschlich ist, eben durch eine ängstliche Aufsuchung des Zusammenhanges, auf solche Auslegungen gerathen ist, die andere nicht hinlänglich gegründet finden werden. So wahr die Regel für den Ausleger ist, daß er den Zusammenhang der Rede nicht aus den Augen zu setzen habe; so ist es doch auch eben so wahr, daß die Schriften der Apostel keine systematische Abhandlungen, sondern Briefe sind. Sie gehn oft, wie es in Briefen natürlich ist, von einer Materie ohne Verbindung zur andern über, wo man keinen andern

Grund

Grund der Verbindung zu suchen hat, als daß es die Apostel nach der Lage, darin sie die Gemeine kannten, an welche sie schrieben, für nothwendig gehalten, auch noch dieser oder jener Sache Erwähnung zu thun. — Daß übrigens nicht alle Erklärungen des V. bey allem Fleiß, den er darauf gewandt, und bey aller Einsicht, die daraus hervorleuchtet, Beyfall erhalten werden, wird ieder vernünftige von selbst einsehen: es ist auch bey den Schwierigkeiten, die mit der Schrifterklärung im Ganzen genommen, verknüpft sind, und bey den mannigfaltigen Graden menschlicher Einsichten, eine unmögliche Sache.

So wie das Werk da ist, wird es doch nicht allein gemeinen Christen, sondern auch Gottesgelehrten, die sich nicht selbst zu helfen wissen, zu besserer Einsicht mancher schweren Stellen Handleitung thun. Nur wünschten wir, daß der V. dem orientalischen und hellenistischen Ausdruck der heil. Schriftsteller nicht oft so wörtlich gefolgt wäre, wodurch er ihnen mehr Kraft und Umfang der Bedeutung zugeschrieben hat, als sie wirklich nach ihrem damaligen Gebrauch hatten und haben sollten. Wir müssen ihr Griechisches nicht so verstehen, wie es in unsern deutschen Ohren klinget, sondern wie es zu der Zeit in syrischen und hebraisirender Griechen Ohren geklungen hat. Da der H. V. nicht stets hierauf Acht gehabt, so hat er auch manchen Ausdrücken und Redensarten der Apostel mehr Haupt- und Nebenbedeutungen in seiner Umschreibung beygelegt, als sie nach der genauern Bestimmung der Sprache, darin sie schrieben, haben konnten. — Nächst dem hat er auch nicht selten den Apo-

stel, den er vor sich hatte, aus dem dogmatischen System, oder wie er sich in der Vorrede ausdrückt, nach der Aehnlichkeit unsers Glaubens, erklärt; da es denn nicht fehlen können, daß Gedanken in den Vortrag des Apostels eingeschoben worden, die an sich zwar wahr sind, aber daran er, zu der Zeit, da er schrieb, nicht gedacht hat. Der Ausleger muß sich schlechterdings mit Hülfe historischer Kenntnisse und vermittelst einer öftern ernsten Durchlesung des apostolischen Briefes, erst selbst recht in den Platz der Gemeine zu stellen wissen, an welche geschrieben worden; und dann den Sinn der Worte (vorausgesetzt, daß er das eigenthümliche der hellenistischen Sprache der Apostel kennt) nur nach der Lage dieser Gemeine, und nicht nach seinen gegenwärtigen erlernten Begriffen nehmen. So findet er allein den einzigen richtigen Verstand. Das System muß gleichsam vergessen und die ganze dogmatische Erkenntniß verläugnet werden. Denn die Schrift aus dem System erklären zu wollen, heißt offenbar einen Zirkel begehen. Freylich ist diese Methode unter den Auslegern aller Kirchen bisher gewöhnlich genug gewesen, aber sie hört deswegen nicht auf fehlerhaft zu seyn, wenn man sie gleich unter dem wichtigen Titel der analogia fidei geheiliget hat. Jede Kirche hat ihre eigene vermeynte Analogie. Welche ist nun die wahre? Gewiß nur die einzige, welche in der Uebereinstimmung der biblischen Aussprüche unter einander besteht: und das erfordert noch genaue Bestimmungen.

Eine merkliche Unbequemlichkeit dieser Umschreibung bestehet darinn, daß sie oft so lange Perioden

hat,

hat, deren Sätze immer in einander eingeschaltet sind, daß auch der aufmerksamste Leser eine ermüdende Mühe empfindet, sie ganz zu übersehen. Diese Unbehülflichkeit des Styls, wenn wir so sagen dürfen, entspringt theils aus vorherangezeigten beyden Fehlern, wodurch manche unnöthige Einschaltungen und ἐπεξηγήσεις veranlaßt worden; theils auch daher, daß der Hr. Verf. an einen kanzleymäßigen Styl durch anderweitige Arbeiten gewöhnt worden. Wir würden die wenigen Ausdrücke, welche dem Hrn. Verf. von diesem Styl bey aller Vorsicht, sie zu vermeiden, noch entwischt sind, gern übersehen haben, wenn nur die Perioden kürzer gerathen wären. Es wird einem gewöhnlichen Leser zu mühsam, sich aus den langen Perioden wieder heraus zu finden, oder im Nachdenken und in der Aufmerksamkeit gleich lange mit ihnen auszudauern; und doch hätten wir gewünscht, daß auch ungelehrte Christen dieses Werk ohne solche Anstrengung lesen, und Kenntnisse zu besserm Verstande der Schrift daraus sammlen könnten.

Nun bleibt uns nichts mehr übrig, als einige Proben anzuführen, und den Hrn. Verf. selbst reden zu lassen. Röm. I, 17. wird der Ausdruck ἐκ πίστεως εἰς πίστιν durch einen stets wachsenden und zunehmenden, oder wie wir lieber sagen wollten, durch einen beständigen und ausdaurenden Glauben umschrieben. Die Erklärung und Anwendung aber der aus dem Propheten Habakuk angeführten Stelle scheint uns ihrem Sinne, und dem Zweck des Apostels nicht ganz gemäß zu seyn; denn der Prophet redet nicht

von einem der seine Gerechtigkeit auf den Glauben gründet, sondern von dem Gerechten, oder Gottesfürchtigen, der um seines festen Glaubens und Vertrauens willen an Gottes Verheißungen, der Erretung und Glückseligkeit, die Gott verheißen, theilhaftig werden soll. Und der Apostel führt diese Stelle deswegen an, um zu zeigen, daß Gott schon unter dem alten Bunde denen Gnade und Wohlgefallen erwiesen, die sich auf gleiche Weise, wie unter dem Evangelio, auf sein Wort und seine göttliche Versicherungen verlassen haben. Kap. V. muß man V. 13 bis 17. in eine Parenthese einschließen, und den 12 und 18. Vers mit einander verbinden, wenn man nicht, wie hier der H. Verf. einen Zusammenhang erzwingen will, daran der Apostel nicht gedacht zu haben scheint. Kap. VI, 3 u. f. ist uns die schwere Stelle von der Taufe nicht deutlich gemacht, auch zu sehr mit Nebenideen überhäuft, dabey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Im VII. Kap. ist das, was der Apostel von der Herrschaft der Begierden über die Einsicht eines bessern aus dem Gesetz Gottes sagt, wohl und faßlich auseinander gesetzt, so wie er das, was Kap. IX. von Gottes freyer Gnade und Wahl gesagt wird, mit Recht nicht von der Erwählung der Menschen zur Seligkeit, sondern von ihrer Bestimmung zu gewissen außerordentlichen Wohlthaten oder Strafen versteht, vermittelst welcher Gott besondere Regierungsabsichten seiner Vorsehung erreichen will, welches wir zum Nachlesen empfehlen. Kap. XIV, 23. wird die gewöhnliche Erklärung, was nicht aus dem Glauben gehet, u. s. w. mit Grunde verlassen, und dem Zusammenhange

menhange und der Vernunft sowohl, als dem Sprachgebrauch gemäß so erklärt: was man nicht mit Ueberzeugung und Beyfall des Gewissens thut, darin sündiget man.

Die Umschreibung der beyden Briefe an die Corinther gefällt uns vorzüglich. 1 Corinth. II, 14. versteht er unter dem natürlichen Menschen nicht überhaupt ein allgemeines Unvermögen der Menschen, die Wahrheiten des Evangelii zu verstehen, sondern, wie es auch der Zweck des Apostels erfordert, einen Menschen, der nach den bloßen Grundsätzen der Vernunft das, was die Apostel durch die Kraft des heil. Geistes thaten, beurtheilen will. Nach denselben muß es ihm thöricht und unbegreiflich vorkommen, daß Gottes Geist iemand eine Lehre eingeben, und ihm Kräfte und Mittel zu Verkündigung derselben ertheilen solle. Denn wer das verstehen und beurtheilen will, der muß selbst diese Wirkungen des Geistes Gottes erfahren haben. Kap. X, 16. 17. wird unter der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl das gottesdienstliche Bekenntniß verstanden, welches wir durch den Genuß desselben ablegen, daß wir mit zu denen gehören, welche an seiner Versöhnung Theil nehmen, und ihn um deswillen verehren. Und wir müssen gestehen, daß uns keine andere Erklärung in die Reihe der Gedanken des Apostels zu passen scheinet, da er in den vorhergehenden Versen die heydnischen Opfermahlzeiten, und V. 18. u. f. das Essen der Opfer der Israeliten in diesem uno tertio mit dem heiligen Abendmahl vergleicht. Man sehe auch des Hrn. Verf. Erklärung von Kap. XI, 26.

2 Kor. V, 19. umschreibt er also: »Denn, wie ge»sagt, Gott versöhnete alle Menschen in der Welt mit »sich durch Christum, und will ihnen, wenn sie seine »angebotene Gnade annehmen, ihre Uebertretungen »nicht anrechnen, u. s. w.»

Die schwere Stelle Gal. III, 20. wird so umschrieben: »Dieser Mittelsmann, nämlich Moses, »war demnach nur von Einem Volke, und nicht von »allen Völkern bevollmächtiget, mithin konnte seine »Handlung die Heyden nicht binden: Gott aber war »hier auch nur der Eine Theil, und konnte also, da er »es mit keinem Bevollmächtigten aller Völker zu thun »hatte, die denenselben einmal gegebene Verheißung »bey dieser Gelegenheit unmöglich verändern oder »aufheben.» Wäre es nicht noch deutlicher, es so zu geben: Moses war dem einen Theil, nämlich den Heyden, nicht zum Mittelsmann gesetzt, also konnte auch das Gesetz, das durch ihn gegeben worden, die allgemeine Verheißung Gottes an alle Völker nicht aufheben; denn Gott bleibt immer Ein und eben derselbe, der durch das hinzugekommene Gesetz nicht verändert werden kann, seine Zusage zu halten. — Ueberhaupt empfiehlt sich die Umschreibung des dritten und vierten Kapitels dieses Briefes durch ihre Deutlichkeit und faßliche Auflösung der darinn vorkommenden Dunkelheiten.

Wir würden unser gesetztes Ziel überschreiten, wenn wir dem Hrn. Verf. weiter folgen wollten. Es würde nicht ohne Nutzen gewesen seyn, wenn jedem Briefe eine kurze historische Einleitung und Anzeige

des

des Hauptinhalts vorgesetzt worden wäre. Noch mehr hätten wir gewünscht, daß die Briefe selbst nach ihrem Inhalt in Abschnitte getheilt, und bey jedem Abschnitte der besondere Inhalt in kurzen Summarien bemerkt worden wäre. Wenn sie richtig bestimmt sind, so dienen sie mehr als man denkt, zur erleichterten Einsicht des wahren Verstandes der Schrift, und erhalten den Plan des ganzen Briefes dem Leser beständig vor Augen. Die gewöhnliche Eintheilung der Kapitel leitet oft zu sehr vom Zusammenhange ab, und verführt durch die Augen auch unvermerkt den Verstand. Sie konnte aber doch zur Bequemlichkeit am Rande beybehalten werden. Uebrigens haben wir nicht wahrgenommen, daß der Hr. Verf. von der Kritik bey seiner Erklärung auch Gebrauch gemacht hätte.

B.

VIII.

Joh. Andr. Hofmanns, Doct. und ordentlichen Lehrers der Rechte zu Marburg, deutsche Reichspraxis, worinn der Unter- und Obergerichts-, besonders aber der ordentliche, gemeine, und Reichsproceß mit seinen Haupt- und Nebenstücken, in der ersten, auch den übrigen Instanzen in dreyen Theilen abgehandelt wird, Frankfurt am Mayn 1765. 3 Theile, 8.

Der Hr. Verf. bemühet sich den gemeinen und Reichsproceß auf eine leichte und nützliche Art zu erklären. Er erreichet seine Absichten glücklich, und

und verbindet Ordnung, Deutlichkeit und Gründlichkeit so geschickt mit einander, daß er den lehrbegierigen Leser eben so sehr vergnüget, als er ihn unterrichtet. Wir wollen daher durch eine genauere Anzeige die schönen Eigenschaften dieses Buchs deutlich vorstellen. Es enthält drey Theile, davon der erste den ordentlichen gemeinen und Reichsproceß nach seinen Haupt- und Nebenstücken, so wohl in denen niedern, als höhern Instanzen ausführlich beschreibet. Vor allen werden die Begriffe der juristischen Praxis überhaupt, deren Arten, Quellen und Gegenstände entwickelt, S. 3 bis 10. wobey zugleich von denen Protocollen und deren verschiedenen Art gehandelt wird. S. 10 bis 15. daß Protocolle und Registraturen unterschieden sind, lehret eine allgemeine Erfahrung, und wir wundern uns daher billig, daß dieser Unterschied S. 13. für eine besondere Meynung gehalten wird. Die Anmerkung S. 17. daß die gerichtliche Bestätigung einer Sache keine größere Kraft gebe, als sie hat, geschweige denn eine ungültige Handlung gültig mache, ist schön und nützlich. Der heutige gemeine Proceß wird nach seinen wesentlichen, natürlichen und zufälligen Stücken S. 22. f. gründlich erkläret, und die aus der Verschiedenheit der Sachen entstehende Mannigfaltigkeit der Processe umständlich S. 32. - 38. erörtert. Continentia causarum ist von der connexitate causarum so zu unterscheiden, daß bey iener eine Klage viele Gegenstände hat, diese aber zwo verschiedene Sachen erfordert, deren eine die andere nach sich zieht. S. 48. Von der Einrichtung der Schriften, deren Aufschriften

schriften, Titeln, Abfassung und Schlußformuln, werden S. 51. = 61. gute Regeln gegeben. Im Reiche entsteht so oft eine neue Instanz, als ein neues Rechtsmittel eingewendet worden, wenn schon die Sache bey dem vorigen Richter verbleibet. S. 65. Die Beschaffenheit des Untergerichtsprocesses wird S. 68. = 88. aus verschiedenen Landesgesetzen genau beschrieben. So weit gehen die drey ersten Hauptstücke, welche mit rühmlichem Fleiße ausgearbeitet worden sind.

Das vierte Hauptstück enthält die Regierungs, Hofgerichts, Land = und Justizcanceley Processe. Im Reiche sind bey den höhern Gerichten ordentliche Processe, der Citations = Mandats = und Appellations-Proceß. S. 90. Die Gerichte wurden auch bisweilen gekauft. Die Art, wie die Sachen bey den höhern Gerichten anzubringen, wird S. 91. = 94. gezeiget und bemerket, daß die decreta communicatoria im Hessendarmstädtischen abgeschafft sind. S. 98. Eine genauere Anzeige von dem Unterschied zwischen Pedellen und Bothen würde S. 99. nicht überflüßig gewesen seyn. Die Eintheilung des richterlichen Amtes in das Erfüllungs und ruhende, mildrichterliche und strenge Amt ist S. 101. gegründet, ohngeachtet wir darinnen dem H. V. nicht beypflichten, daß, wenn Kläger das mildrichterliche Amt nicht anfleht, der Richter blos nach der Bitte, und nicht nach dem Rechte spreche. Der Richter soll sich ja mehr nach denen Gesetzen, als Bitten richten. Die Pflichten des Richters werden übrigens S. 103. = 108. ausführlich erkläret. Es ist etwas besonders, was S. 111. bemerkt wird, daß im Hessencasselischen die

Schwän-

Schwängerungsklage von einer Geschwächten nicht eher angenommen wird, als sie ein tüchtiges Zeugniß von ihrem bisher geführten Lebenswandel beygebracht. Die Rechte der Armen bey den höchsten Reichsgerichten werden S. 114.=117. erzählet. Daß die Fürsprecher der Parthey ebenbürtig seyn müssen S. 118. ist zwar eine neue Anmerkung, die aber noch nicht gehörig erwiesen worden. Was die Gesetze vom Richter und Beysitzern sagen, das läßt sich auf die Sachwalter nicht allezeit anwenden. Der Unterschied der römischen Anwälde von denen unsrigen wird S. 119. f. treflich gezeiget, so wie auch von der Vollmacht, den Actorn und kriegerischen Vormünden S. 125.=132. bündig gehandelt wird. Daß aber heut zu Tage das römische dominium litis noch üblich sey, wie S. 133. behauptet, wird niemand zugeben. Es folgen verschiedene nützliche Anmerkungen, als S. 137. daß die Advokaten bisweilen ein Angeld bekommen, als zu Giessen und im Churmaynzischen, daß die Teutschen nichts von denen Strafklagen wissen S. 140. und daß im Gerichte der gelogenen Sache auch vermischte und possessorische Klagen erhoben werden können S. 141. Von der Klage, deren Abfassung, Fehlern und Wirkungen handelt S. 142 bis 159. wo wir doch nicht zugestehen, daß noch heut zu Tage die Ladung von den Partheyen geschehe, indem solches bloß von den alten Zeiten zu behaupten. Der Ausdruck, einen Termin anberaumen, mißfällt dem dem Hrn. Verf. dieweil abraummen bestimmen hieße. S. 163. da ehedem die Reichsvögte keinen, der ihnen unterwürfig war, geschonet, so haben die Kayser verschie-

schiedenen Städten Freyheit wider die Ware gegeben, damit sie nur vor ihrer Obrigkeit belanget werden sollten. Was S. 173 bis 190 von denen Fristen, Feyertagen, vom Ungehorsam und der Ungehorsams Acht gesagt wird, ist lesenswürdig. Im Reiche erkennet der Richter auf die Ungehorsams Strafe, ohne deswegen eine besondere Frist anzusetzen. S. 194. Die Ungehorsamsbeschuldigung wird S. 195. in die ausdrückliche und stillschweigende eingetheilt, deren letztere die Gesetze machen. Vom ersten Termine, von den Tagefahrten, der Kriegsbefestigung und was die Partheyen überall zu beobachten, wird S. 200-213. geschickt gehandelt. Daß aber heut zu Tage noch die bloße Kriegsbefestigung den Besitzer in bösen Glauben stelle, können wir nicht einräumen, da sich der Beklagte ja gar leichte aus einer untadelhaften Unwissenheit, aus Mangel der Nachrichten und Documente einlassen kann. Die Erklärungen über die Replic und die verschiedenen Arten derer Einreden von S. 215-231. sind gründlich. Zu dem Vorstande wird auch der Arrest gerechnet, und dieser kommt öfters zum Handgelöbniß. S. 235. Die besonders im Reiche noch üblichen Satzstücke sind von denen Beweisstücken allerdings unterschieden, da sie ein Geständniß machen, und von den Partheyen, aber nicht von den Zeugen herrühren. S. 253. Der Beweis wird nach seinen Arten und Eigenschaften S. 260-290 vorgestellt und bemerkt, daß die Vermuthung, das Geständniß, das Stadt- und Landkundige und der unstreitige Besitz eigentlich keinen Beweis machen, sondern nur von dem Beweise befreyen S. 269.

Von

Von den Fragestücken, Zeugen und deren Abhörung findet man S. 290. f. hinlängliche Belehrung. Es wird S. 307. mit Grunde behauptet, daß die Abhörung der Zeugen den Notarien nicht gebühre, dieweil sie keinen Gerichtszwang haben. Bey den Deutschen hat öfters der Richter die Zeugen vorgebracht. S. 311. Sie müssen vereydet werden, und es ist das Angelöbniß bey gräflichen oder adelichen Ehren nicht hinlänglich. S. 317. Wie man durch den Augenschein, durch die Schätzer und der Sachen Verständige beweise, zeiget S. 328 - 343. Daß das ehemalige Kampfgericht S. 343 - 347. so weitläuftig erkläret, die übrigen Gerichte aber nur kurz berührt worden, wird viele befremden. Der Beweis durch schriftliche Urkunden wird S. 347. f. sorgfältig erörtert. Der H. V. hält es S. 356. für sicherer auch öffentliche Urkunden anzuerkennen. Eine Urkunde, deren Inhalt verschiedene Puncte in sich faßt, ist alsdenn ganz vorzulegen, wenn die Puncte von einerley, aber nicht, wenn sie von verschiedener Art sind. S. 327. Zwischen eine Urkunde agnosciren und recognosciren wird ein Unterschied gemacht. Jenes nimmt den Inhalt der Urkunde vor wahr an, dieses aber gestehet bloß deren Richtigkeit S. 374. f. Ueber die Abschwörung der Urkunde theilt Hr. H. S. 379 - 381. wichtige Anmerkungen mit, so wie er den Beweis durch den Eyd S. 388. f. schön erläutert. Die Mitschwörer sind nicht mehr gewöhnlich. S. 393. Man lässet aber den Eyd durch Gevollmächtigte schwören. Auch Fürsten können sich zu schwören nicht weigern. S. 403. Der Unterschied zwischen

der

der Entlassung des Eides und der Entbindung vom Eide, wird S. 405. wohl gelehret. Der Herr Prof. gehet die hieher gehörigen Materien genau durch, und beschreibet die Zurückschiebung des Eides, die Gewissensvertretung, den Erfüllungs- Reinigungs- Manifestationseid und andere S. 411 — 436. mit einer lobenswürdigen Genauigkeit. Hierunter verdienen einige Anmerkungen, daß wir sie hier anführen. Dahin gehöret, daß ein unbescholdner Jude am Cammergerichte zum Erfüllungseide gelassen werde, S. 420. daß man eine Parthey, die nur einen halben Beweis vor sich hat, nicht zu diesem Eide laßen laße, S. 422, und daß den Manifestationseid auch Wittwen, Bediente und andere, welche Nachsteuer und Abzugsgeld zu geben schuldig, zu leisten pflegen. S. 432. Mit gleicher Gründlichkeit wird vom Gegenbeweise und der Eröfnung der Gezeugnisse S. 439 — 445 gehandelt. Das Geständniß des Gegentheils hat die Kraft eines Beweises, ob es schon für keinen Beweis zu achten. S. 447. Von der Vermuthung, dem Verfahren über Beweis und Gegenbeweis, unterrichtet der Hr. V. den Leser S. 453 — 463 auf eine sehr rühmliche Art. Daß der Beschluß nach der Cammergerichtsordnung ein nöthiges Stück des Processes sey, dem Richter aber nichts schade, wird S. 464. 466. mit Gründe erinnert. Nach dem Beschluß folget die Inrotulation, und die Verschickung der Acten, S. 466 — 469. wo bemerket wird, daß anfänglich die Processe deutsch, nachgehends lateinisch geführet, der Nahme Acten aber seit 1495 beybehalten

ten worden, da man ehedem einen Fascicul, Stück und Bündel genennet. Der Herr V. mischet nützliche Anmerkungen über die Versendung der Acten, deren Entsiegelung, auch von den hierbey vorkommenden Umständen, von S. 472 — 481. ein. Das Hauptstück von den Urtheln und Bescheiden enthält viel brauchbares: z. B. S. 481 — 484 die Art zu referiren. Es ist voll von den nützlichsten Erinnerungen, und es saget in einer fruchtbaren Kürze das, was wir bisweilen kaum in großen Werken finden. Die verschiedenen Gattungen derer Urthel, Decrete, und Vorbescheiden werden besonders nach dem gemeinen Processe, S. 500 = 516. ausführlich erkläret. Wie die Erklärung oder Verbesserung der Urthel geschehe, zeiget S. 516 = 521. Von deren Rechtskraft, ingleichen von denen Mitteln solche anzufechten, handelt S. 521 = 534. gründlich. Er gehet die Läuterung und Oberläuterung, die Revision, Supplication, die Herstellung in den vorigen Stand, die Beschwerde der Nichtigkeit, und andere Mittel S. 534 — 596. mit großem Fleiße durch, und giebt überall deutliche und richtige Erklärungen. Die Anmerkungen über das Urthelschelden S. 602. folg. sind denen Freunden der Alterthümer gewiß angenehm. Da aber der Herr V. sein Augenmerk vorzüglich auf das brauchbare richtet, so wendet er sich sogleich zu der heut zu Tage üblichen Appellation, deren Beschaffenheit er vortrefflich erläutert S. 610 — 712. Er kommt sodann zur Verkündigung des Rechtsstreites, Nennung des wahren Besitzers und zu einigen ähnlichen Mitteln,

von

von S. 712 — 749. und lehret, wie die Execution vollstrecket werde, bis zum Ende so bündig, daß es allerdings dem Herrn Prof. zur Ehre gereichen muß.

Der andere Theil verdient eben den Beyfall, dessen der erste würdig ist. Er verräth durchgängig die gründliche Gelehrsamkeit des Verfassers und zeiget die Eigenschaften, welche wir oben gelobet, überall nur gar zu deutlich. Unsere Leser werden daher keinen weitläuftigen Auszug von denen vielen und schönen Bemerkungen erwarten, womit er erfüllet ist. Sie werden sich begnügen, wenn wir ihnen den Plan und den Inhalt derer ausgeführten Materien kürzlich vorstellen, da schon die bloße Vorstellung eine gewisse Sehnsucht nach dem Werke selbst erregen wird. Der Plan ist also eingerichtet.

Es wird erstlich von den Commissionen, Commissarien, vom Concursprocesse und Schuldwesen, sowohl erlauchter als auch anderer Personen S. 3 — 107. gehandelt. Hernach sind die ausserordentlichen Processe in Lehnssachen, Ehesachen, in den Universitäten, S. 101 — 206 ausführlich und aus verschiedenen Landesgesetzen geschickt entwickelt. Auf diese folgen die Provocations, summarische und über den Besitz entstehende Processe, die wegen der verübten Spolien entstehen, die Mandats, Arrest, über die Pfändung oder Attentaten geführte Processe, S. 206 — 392. Wie in Executiv und Wechselprocessen, ingleichen in Handlungs- und Schiffarthssachen verfahren wird, lehret S. 392 — 476. Der Hr. W. macht seine Arbeit dadurch gemeinnütziger, daß

er auch die Processe in Handwercksachen, bey denen Berg- und Kriegsgerichten S. 476 — 577 mit vieler Genauigkeit durchgehet. Der peinliche Anklage, Achts und Inquisitionsproceß wird 577 - 725. mit eben der Gründlichkeit erkläret. Die beygefügte Anleitung zum Referiren ist desto schöner, je mehr sie sich durch Deutlichkeit und Vollständigkeit von andern ähnlichen Arbeiten unterscheidet.

Der dritte Theil handelt den Kaiſ. Reichshofraths- und Cammergerichtsproceß nach seinen mannichfaltigen Gattungen mit gleicher Gründlichkeit und Ordnung ab. Der Leser findet seine Hofnung niemals betrogen, wohl aber öffters übertroffen. Nachdem einige vorläufige Erinnerungen S. 1 - 66 über den Reichscammergerichtsproceß, über die Sachwalter und Anwälde dieses Gerichts vorausgeschickt worden, so werden die wesentlichen und zufälligen Theile des dasigen Processes zergliedert und geschickt vorgestellet. Man findet von den Klagen, Ladungen, Fristen und Ferien, vom Ungehorsam, von der Zugefahrt, vom Vorstande, Beweise, Gegenbeweise, und von dem Verfahren über den Beweis und Gegenbeweis S. 66 — 150. gründlichen Unterricht. Wie die Relationen, Correlationen daselbst erstattet, die Bescheide, Urthel und Decrete abgefasset werden, welche Mittel wider die erösneten Urthel einzuwenden, wird S. 150 — 289. hinlänglich gezeiget. Von der Hülfsvollstreckung, Sequestration, Wiederannehmung des Rechtsstreites, Intervention, Widerklage, von den Commissionen, summarischen Processen, besonders in Besitzsachen und

Pfändun-

Pfändungen, ingleichen von den Mandatsprocessen, wird S. 289 — 377. zur Genüge gehandelt. Der Reichshofrathsproceß wird hier auf eine trefliche Art aufgekläret. Der Hr. Prof. lehrt abermals, wie die Supplicaten zu machen, die Ladungen geschehen, der Ungehorsam bestrafet wird. S. 438. 455. Er zeiget, was in der ersten Tagefahrt einzubringen, wie der Beweis zu führen, die Relationen zu verfertigen und Urthel zu machen seyn. S. 455 — 481. Die besondern Rechtsmittel wider die eröfneten Urthel, als die Supplication, Revision und Appellation, werden von S. 481 — 515. deutlich beschrieben. Die Abhandlung von den Kaiserlichen Commissionen überhaupt, und deren verschiedenen Gattungen, als von den Untersuchungs, Manutenenz und Executionscommissionen, sind wohl ausgearbeitet. S. 515 — 545. Die Lehre von den Austrägen, von dem Processe in Reichslehnsachen, vom summarischen Processe und vom Recurse wird hier von S. 545 bis zu Ende so geschickt vorgetragen, daß wir unsere Leser lieber auf das Buch selbst verweisen, als durch eine längere Beschreibung merkwürdiger Eigenschaften, zum Lesen noch mehr anreitzen wollen.

Q.

)o(

IX.

Frid. Sam. de Schmidt, Ser. Princ. March. Bada-Durlacensis Consil. Aulici etc. Opuscula, quibus res antiquae praecipue aegyptiacae explanantur — Carolsruhae in officina Maklottiana 1765. 8. 1 Alph. 3 B.

Der gelehrte Verfasser liebt Aegypten, wie er sich S. 383 ausdrückt, wie sein Vaterland — wir glauben es ihm gern! denn wenigstens ist er so bekannt in demselben, als wohl mancher kaum in seinem Vaterland ist! wie fast ein iedes Blatt in diesen opusculis beweiset. Sie enthalten fünf Abhandlungen: die erste handelt, de Zodiaci nostri origine aegyptia; in welcher er mit vieler Wahrscheinlichkeit zu erweisen sucht, graecos (S. 12, 13.) Zodiacum, quo hodie vtimur, ab Aegyptiis acceperunt, qui quodlibet signum vni ex Diis suis singulari modo consecrarunt, et iis repraesentationibus insigniuerunt, quae his Numinibus in eorum Hieroglyphicis notis — tribui solebant, idque vt vnicuique horum Deorum — illud sidus sacraretur, quod eum cultu, quem Aegyptii ei exhibuerunt, conueniret etc. Die zweyte führt den Titel: de cepis et alliis ab Aegyptiis cultis, und hat uns wenigstens der W. darinnen die völligste Genüge geleistet. Es werden zuerst die widersprechenden Nachrichten der ältesten Schriftsteller von diesem cultu angezeigt, da der eine behauptet, man habe ihnen göttliche Verehrung

geleis

geleistet; ein zweyter, man habe sie nur aus Abscheu nicht genossen; und ein dritter, man habe sie häufig gegessen; und hierauf die glücklichste Vereinigung zwischen alle diesen Erzählungen dadurch festgestellt, daß gezeigt wird, iener Abscheu sey nur von der cepa marina zu verstehen, welche insbesondere die Pelusioten, ungeachtet ihres Ekels, den schrecklichen Typhon zum Freunde zu behalten, verehret, da indeß die übrigen Zwiebeln von allen Aegyptern ohne Unterschied gegessen worden: die dritte de Orphei et Amphionis Nominibus Aegyptiacis ad perillustres Socios Academiae Etruscae Cortonensis ist der Aufklärung dieser beyden Nahmen aus der ägyptischen Sprache bestimmt, Or ist Apollo, Phe bedeutet Sobolem und Ammon den Jouem, iener also den Sohn des Apollinis, dieser den Sohn des Jovis. Die Aufschrift der vierten ist, de commerciis et nauigationibus Ptolemaeorum, quam illustrissima academia regia, inscriptionum et liberarum artium Lutetiae Parisiorum praemio dignam iudicauit anno MDCCLXII — quaestio his instituta verbis: Quelle fut l'etendüe de la Nauigation et du Commerce des Egyptiens sous le Regne des Ptolémeés? Die Frage verdiente eine so gelehrte Untersuchung, so wie diese Abhandlung den Preiß. — Der V. verfähret dabey also; er zeigt zuerst auf welchen Fuß die Ptolomäi in Aegypten zuerst die Schiffarth gesetzt; Dann bestimmt er den Umfang ihrer Handlung, theils nach Indien, Aethiopien, Arabien, und die Waaren, welche sie dahin aus und von daher wieder eingeführet; theils nach den Occident, Griechen-

land und Rom, insbesondere, welchen letztern die Aegypter mehr in ihrem Lande erwarteten, endlich berechnet er den Reichthum, welchen die Aegypter dadurch gewannen, und beschließt mit einem Anhang von dem ägyptischen Papier. Bey dieser Abhandlung hat es uns vorzüglich gefallen, daß der V. als Geschichtschreiber sich nicht mit Muthmaßungen behilft, sondern alles aus den sichersten und ältesten Nachrichten, die er auftreiben konnte, beweiset, wozu aber freylich eine weitläuftige und critische Lectüre gehört, die nur wenige besitzen. Doch hätten wir hier noch gewünscht, eine besondere Untersuchung, über die von den Alten so sehr ausgeschrieene Büchersammlung des Ptolomäus Philadelphus eingestreuet zu lesen, und würde vielleicht diß noch Gelegenheit gegeben haben, einige Dunkelheiten in dieser Materie mehr aufzuklären, so wie sie selbst zum Beweise des weitläuftigen Handels dient, der dazumal in Aegypten geblühet. Die letzte de inscriptionibus Narbonensibus ad virum illustrem Sebastianum Donatum Luccensem, ergänzet einige Lücken sowohl in den Gruterischen und Muratorischen Thesauris, als auch Wörterbüchern. Druck und Papier sind sauber, auch jener überaus correkt, daß man also dieses Werkchen auch in dieser Betrachtung als ein Wunder unsrer Zeiten ansehen kann. Nur ein einigesmal haben wir einen Druckfehler gefunden, der den Leser verwirren könnte: Es muß nämlich S. 266. Z. 8. statt occidentis, orientis, heissen.

A.

X.

X.

Versuch im philosophischen Denken über das heilige Abendmahl in einigen Briefen gewaget von William Clifford, Esqr. Altona 1765. 8 und einen halben Bogen, in 8.

Unter diesem angenommenen Namen tritt ein neuer Gegner wider die Lehre der lutherischen Kirche vom heil. Abendmahl auf, der in der Person eines reisenden Engelländers seinem Ritter in London Nachricht von dem gegenwärtigen Streit über diese Lehre giebt, und auf dessen Erfordern auch seine eigne Meynung darüber sagen soll. Die Materie ist zwar in diesem erdichteten Briefwechsel nicht sonderlich interressant eingeleitet; doch das thut nichts zur Sache. Er fängt im vierten Briefe damit an, daß er es Luthern, den er für ein grosses Genie in Aufklärung der Wahrheit und Bestreitung mächtiger Vorurtheile erkennt, zur Schüchternheit anrechnet, daß er seine Einsicht in dieser Sache nicht weiter getrieben. S. 25 : 30. Dieß ist aber wohl nicht historisch richtig. Luther hatte nichts weniger als Schüchternheit in seinem Character; und er hat sich wohl in keinem Punkte unbeweglicher und zuversichtlicher gezeigt, als in seiner Meynung vom heiligen Abendmahl. Im fünften und folgenden Briefen bereitet er sich nun, den Satz philosophisch darzuthun, daß kein anderer, als ein geistlicher Genuß, im heiligen Abendmahl möglich und nöthig sey; und selbst der lutherische Ausdruck in, mit und unter

dem Brod u. s. w. nur dahin gedeutet werden könne. Er erläutert dieß S. 32. 33. durch ein Gleichniß von der traditione symbolica der Juristen, wodurch iemand in den Genuß und Besitz einer Sache gesetzt wird; welches aber doch nur durch willkührliche Zeichen geschieht, die ihre bestimmte Bedeutung haben. Eben so spricht er S. 34, gelangen wir in, mit und unter dem Brod zum Genuß des wesentlichen Leibes Christi. Unter dem wesentlichen Leibe aber versteht er den wirklich existirenden Leib, der am Creutz für uns aufgeopfert worden, im Gegensatz der blos typischen Beziehung der Opferthiere auf denselben im A. T. vermöge deren die Gläubigen des A. B. nur eine Hofnung auf eine zukünftige, noch nicht existirende Aufopferung des Mittlers hatten, da wir hingegen unter dem Brod und Wein die Versicherung erlangten, daß dieses Opfer des Mittlers wirklich vollbracht sey. Dieß ließe sich nun wohl hören, wenn es nur dem Sprachgebrauch des Worts wesentlich gemäß wäre. Es kam hier wohl vornehmlich darauf an, zu zeigen, ob die Erklärung der lutherischen Kirche von diesem Wort in der Lehre vom heiligen Abendmahl biblisch sey oder nicht?

Aber wie genießen wir denn nun den wesentlichen Leib Christi? diese Frage zu beantworten, sagt er S. 37. müssen wir dreyerley wissen: 1) Was die Redensart heißt? ich genieße etwas. 2) was es für eine Speise sey, die ich im Abendmahl genieße? und 3) was der Stifter für eine Absicht dabey gehabt habe. Genießen heißt, an den Wirkungen einer Sache (eines Guts würden wir lieber sagen,) Theil

nehmen

nehmen. Den Leib Jesu genießen, heißt also, der Wirkungen seiner Aufopferung theilhaftig werden. Ist das aber nicht ein Sprung? der Lutheraner sagt, der mündliche und sacramentliche Genuß des Leibes Jesu ist ein Genuß, der das Mittel ist zum zweyten Genuß, nämlich zur geistlichen Theilwerdung an der Aufopferung Jesu. Diesen Unterschied mußte ja der Verf. nicht übergehen, sondern wie derlegen; er erwähnt aber des sacramentlichen Genusses, worüber wir uns gewundert haben, nicht mit einem Wort. Er ist auch durch die Erklärung des allgemeinen Ausdrucks genießen, zu leicht über die Unterscheidungslehre hingewischt; denn die Lutheraner reden nicht bloß vom Genießen überhaupt, sondern mit den Einsetzungsworten; vom Essen und Trinken. Essen und Trinken hat doch aber nähere Bestimmungen, als der allgemeine Ausdruck genießen.

Welches ist 2tens die Art der Speise? S. 40. Es ist keine Speise für den Körper, sondern für die Seele, S. 47. folglich ein Mittel, S. 50. 51. das den Bedürfnissen der Seele abhelfen, und sie nähren, d. i. überhaupt ihre Begehrungs- und Verabscheuungskräfte stärken, erhalten und befriedigen kann. „Die Sättigungsmittel können also aus „nichts anders bestehen, als entweder aus wirklich „existirenden Gegenständen, die auf die Seele durch „gewisse dadurch erweckte Ideen wirken, oder aber „aus sinnlichen Vorstellungen überhaupt, welche die „Seele vermöge der Einbildungskraft sich vormahlt, „oder die ihr von einem andern denkenden Wesen ein-

„geprägt

ngeprägt werden, und welche auf die Seele einen »Eindruck machen.« Dieß litte noch wohl eine genauere Bestimmung, doch wollen wir es hingehen lassen. — Brod und Wein kann, für sich betrachtet, keine Seelenspeise seyn, S. 52. auch nicht durch den hineingesegneten Leib Christi eine mittelbare oder unmittelbare moralische Wirkung auf die Seele thun, weil der materielle Leib Christi nur physikalisch auf den Esser wirkt, und nur vermittelst der Vorstellung des Essens einen Eindruck auf seine Seele machen kann. S. 53. 54. — Aber hier hat der Verf. seine kurz zuvor gegebene Erklärung von der Seelenspeise vergessen. Wenn sich die Lutheraner nach den Einsetzungsworten vorstellen, daß Christus ihnen wirklich seinen Leib und Blut, zu gewisserer Versicherung ihrer Theilnehmung an seinem Mittlertode darreiche, so muß ja diese Vorstellung, die, mit des V. Worten zu reden, durch einen wirklich existirenden Gegenstand erregt wird, einen moralischen Eindruck auf ihre Seele machen, ihre Hoffnung und Vertrauen auf ihn stärken, ihre Liebe zu ihm, daß er so für ihre Gewisheit in einer so wichtigen Sache gesorgt hat, vermehren, u. s. w. Ja sie thut es auch wirklich. Denn wie viele fromme Lutheraner werden nicht grade durch diese Vorstellung in ihrem Glauben und in ihrer Verehrung Christi befestiget? Philosophische Gründe entscheiden hier also nichts; es kam auf den Beweis an, daß diese Vorstellung vom heil. Abendmahl in der Bibel keinen Grund habe, und exegetisch unrichtig sey. Der V. hatte also nicht nöthig, sich S. 55. gegen eine ganze

Kirche

Kirche die harten Worte entfahren zu lassen, daß „diese Lehre nur von Wahnsinnigen gedacht, und „aus einem schüchternen Aberglauben oder aus „bösen Absichten vertheidiget werden könne.

Wichtiger ist das, was der V. auf eben der Seite sagt, daß wir nicht dem Körper Christi, sondern dem ihn bewohnenden Gottmenschen, und dessen moralischen, nicht physikalischen Handlungen die Erlösung zu danken haben, und uns folglich der Körper dazu nichts helfen kann, sondern blos ein Erinnerungsmittel ist. Wobey aber doch wieder ohne Beweiß vorausgesetzt wird, daß er von Christo selbst nicht zum Versicherungs- und Zueignungsmittel kraft seiner Einsetzung ertheilet werde. Darin geben wir ihm Recht, daß wir nach S. 58. f. den Glauben an Jesum, und eine recht anschauende Richtung unserer Seele auf seinen Versöhnungstod u. s. w. mitbringen müssen, wenn wir das heilige Abendmahl zu einer Seelenspeise erhöhen, und der Wirkungen des Opfers Jesu theilhaftig werden, d. h. wenn wir es würdiglich geniessen wollen. Wird denn aber dadurch geläugnet, daß Jesus durch die reelle Gegenwart seines Leibes und Blutes diesen Glauben nicht zuverläßiger habe stärken, und diese Richtung der Seele lebendiger und wirksamer machen wollen, als es durch die bloße Erinnerung möglich ist? — Was endlich die Absicht des Stifters betrift, so behauptet der V. S. 66. f. daß es nichts weiter als ein Erinnerungsmittel seines Versöhnungswerks seyn sollen. Er ist doch aber mit sich selbst nicht recht eins, denn er nennt es zu eben der Zeit

ein

ein Ueberzeugungsmittel von dessen Vollendung, ein Bestätigungs- und Stärkungsmittel unsers Glaubens; welches mit jenem nicht völlig einerley ist. Eine physikalische Einwirkung des Leibes Christi auf unsern Glauben wird wohl kein vernünftiger Lutheraner behaupten, wie S. 70 vorgegeben wird; und ob der verklärte Leib Jesu genossen werden könne oder nicht, welches der V. S. 62. grade zu für unmöglich erklärt, wird er eben so wenig negative darthun können, als die Lutheraner für dessen Bejahung sichere Beweise zu geben im Stande sind.

Im 10 Briefe S. 73. f. wird die communicatio idiomatum, darauf sich die Lutheraner in der Lehre vom heil. Abendmahl berufen, philosophisch beleuchtet, und hier hat uns der Verf. noch am besten gefallen. Ohne Anlage und Receptivität, heißt es S. 74. kann eine Substanz die Eigenschaften der andern nicht mitgetheilt erhalten. In dem vereinigten Gottmenschen kann also die Gottheit der Menschheit und umgekehrt, nicht ihre wesentlichen Eigenschaften mittheilen. S. 76. sie sind folglich nur vermöge ihrer Wirkungen communicabel, so daß die Gottheit z. E. ihre Allmacht durch die Menschheit äussert und sichtbar macht, wie die Seele ihre Empfindungen und Neigungen durch den Körper; die Menschheit hingegen ihre sinnlichen Empfindungen der Gottheit mittheilt, so wie die Bewegungen des Körpers Einfluß auf die Seele haben, oder so wie die Seele durch den Körper siehet: welches letztere uns noch etwas dunkel ist. Dieß wendet er nun auf die Allgegenwart des Leibes Christi im heil. Abendmahl

mahl S. 80. an. Er beweißt S. 81. f. und seine Gründe verdienen Prüfung, daß die Gegenwart eines Geistes nicht auf das Naheseyn, wie bey den Körpern, sondern auf seine Bemerkung der Sache die ihm gegenwärtig seyn soll, ankomme. Gottes Allgegenwart gründe sich also auf seine Allwissenheit, (und wie wir hinzusetzen wolten, auf sein Vermögen allenthalben zu wirken.) diese Allgegenwart könne also nicht dem Leibe, sondern der menschlichen Seele Jesu, und zwar auch nur nach ihren Wirkungen mitgetheilet werden. S. 85. Dieß hätte der V. als Philosoph weiter ausführen können. Er fällt aber wieder auf etwas anderes, nämlich daß uns Christi Leib eigentlich nicht die Seligkeit erworben, sondern nur das unentbehrliche Werkzeug dazu gewesen, S. 88. davon er aber auch gleich wieder abbricht.

Im zwölften Briefe S. 94 f. will er endlich auch ein Ausleger seyn, und zeigen, daß 1 Cor. 10, 16. 17. und Kap. 11, 27. 29. für die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmahl nichts beweise. Man siehet aber, daß es dem V. an richtigen Auslegungsgrundsätzen fehle, seine Erklärungen sind ganz willkührlich. In der ersten Stelle soll die κοινωνια τȣ σωματος so viel anzeigen, daß das Brod an die Stelle des Leibes Christi trete, mit ihm einerley Beziehung auf Jesum habe und einerley Vorstellungen in uns erwecke. Was heißt das wohl im Grunde gesagt? So sehr sich der V. auch quält, so wird doch ieder Schriftkenner einsehen, daß er wider den Sprachgebrauch und Zusammen-

menhang der Worte raisonnire. Nach unserer Einsicht redet der heil. Paulus hier auch nicht von einer Vereinigung des Brodes mit dem Leibe Christi, nicht für den lutherischen Lehrbegrif; sondern von dem Zeugniß und Bekänntniß, welches die Christen durch den Genuß des gesegneten Brodes u. s. w. öffentlich ablegen, daß sie mit zu denen gehören, welche die Versöhnung Jesu, die er an seinem Leibe, und durch seinen Tod vollendet hat, glauben, und ihm deswegen durch diese Handlung eine gottesdienstliche Verehrung leisten. Die zweyte Stelle ist eben so wenig richtig erklärt, wie man aus dieser einen Probe schon wird vermuthen können.

Und doch ist es in diesem Streit die Hauptsache, aus der Schrift durch richtige Auslegung darzuthun, welcher Lehrbegrif vom heil. Abendmahl der wahre sey. Philosophische Einwürfe können die Methode, wie die lutherische Kirche die Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu im heil. Abendmahl zu erklären und faßlich zu machen sucht, als unzulänglich darstellen, aber den Lehrbegrif selbst nicht umstoßen. Wenn er erst exegetisch widerlegt ist, dann geben philosophische Gründe der Sache noch ein äusseres Gewicht. Wenn also der Verf. S. 110. die Frage aufwirft: wer in Glaubenssachen urtheilen solle? So wundert uns, daß er für die Protestanten keine Antwort zu finden gewußt hat. Die Schrift urtheilt in Glaubenssachen, und eine wohl unterrichtete Vernunft urtheilt hinwiederum, welches die Meynung und der Sinn der Schrift sey.

Der

Der Verf. wird unser Urtheil hoffentlich ganz unpartheyisch finden; wir haben wirklich auf nichts weiter als auf die Kraft seiner Gründe gesehen; und würden seiner Meynung auch öffentlich Beyfall zu geben nicht unterlaßen haben, wenn er uns überzeugt hätte. Um auch den Schein aller Partheylichkeit zu vermeiden, wollen wir der harten und rohen Ausdrücke, deren sich der Verf. zuweilen gegen den Glauben einer ganzen Kirche bedient, nicht gedenken, auch den Ausfall, den er ziemlich unüberlegt, und doch ohne Recht zu wissen, was er haben will, im 14 und folg. Briefe auf den geistlichen Stand thut, mit Stillschweigen übergehen. So viel können wir aus diesen und einigen andern Zügen, z. E. aus seinem Urtheil über gewiße deutsche Philosophen, nicht unbemerkt laßen, daß der Verf. noch jung seyn muß, die Welt noch nicht sattsam kennet, und von der Nothwendigkeit eines besondern Standes oder Innung, wie er es nennt, in einem wohleingerichteten Staate, dem Volke die Religion einzuschärfen und ehrwürdig zu machen, noch keine zuverläßige Begriffe hat, sonst würde er sich bestimmter und bescheidener ausgedruckt, und Misbrauch vom nothwendigen Gebrauch beßer unterschieden haben. Die Fähigkeiten und der Scharfsinn des Verf. laßen aber vermuthen, daß wenn er sich mit der Schrift sowohl, als mit dem eigentlichen Lehrbegrif der lutherischen Kirche bekannter macht, seine Sätze darnach prüft, und ihre Folgen mehr entwickelt, so werde er bey einem zweyten Versuch, den er etwa machen wollte, mit mehrerer Mäßigung aber mit furchtbarern Waf-

 fen

sen als ein Gegner der Lutheraner auftreten können.

Noch können wir am Ende nicht unerinnert lassen, daß der V. unserm Verleger gar keinen Gefallen damit gethan, daß er seiner bey einer sehr zufälligen Gelegenheit, und noch dazu mit einem übertriebenen, und fast möchten wir sagen, unverschämten Lobspruche gedenket. Hat der V. etwa durch einen heimlichen Wink dem Publico zu verstehen geben wollen, als ob gedachter unser Verleger mit dem V. dieser kleinen Schrift in einiger Verbindung stehe, oder gar etwa zu dieser Schrift Gelegenheit gegeben habe, so wird man wenigstens bey denen dieses Zwecks verfehlen, die Hrn. N. besser kennen und wissen, wie wenig er geneigt ist, sich in Streitigkeiten, und gewiß am allerwenigsten in theologische, zu mengen. Der V. dieser kleinen Schrifft ist ihm gänzlich unbekannt.

B.

XI.

Plinius Naturgeschichte. Uebersetzt von Joh. Daniel Denso. Erster Band. Rostock und Greifswald, in Anton Ferd. Rösens Buchhandlung 1764. 4. 3 Alph. 16 B. mit 2 B. Vorrede.

Seit langer Zeit ist uns kein grösseres, wichtigeres und nützlicheres Unternehmen in dem Reiche der Litteratur vorgekommen als die Veranstaltung einer Uebersetzung des Plinius ist. Dieser Schrift-

steller

steller macht allein eine Bibliothek aus, und, um in seinem Ton zu reden, wenn wir ihn in Händen haben, so söhnen wir uns wieder mit dem Schicksale aus, dessen Eifersucht uns eine so große Anzahl der größten Schriftsteller des Alterthums nicht gegönnet, und an deren Stelle so viele entbehrliche oder gar elende Schrifften aufbehalten hat, in deren Schutte wir nun die Trümmern von den Werken jener grosen Geister aufsuchen und dabey Zeit und Mühe, und offt gar Scharffinn und Genie verliehren und einbüßen. Wir hielten also dafür, daß wenn unsern Landsleuten das Lesen des Plinius erleichtert, und folglich dieser Schrifftsteller fleißiger gelesen würde, so müßten nicht nur viele Nachrichten der Alten und viele Känntnisse unter uns allgemeiner werden, sondern es müßten sich auch alsdenn unsre Naturkündiger und Naturgeschichtbeflißene einen Ausdruck, Vortrag und Schreibart angewöhnen, worinnen uns die Natur nicht als ein geiferndes altes Weib, sondern als Königinn, in ihrer Hoheit und Majestät erschien, und uns sogleich, durch den ihr vom Schöpfer beygelegten Character der Größe und der edlen Einfalt, Ehrfurcht und Erstaunen einprägte. Die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung fielen gleichwohl gar zu leicht in die Augen. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Sachen, welche er abhandelt, und welche nicht leicht ein Mensch in den Umfang seiner Studien und Känntnisse einschließt, die Gelehrsamkeit und Belesenheit, mit welcher die Quellen, aus welchen er geschöpft hat, aufgesucht und mit dem Text verglichen werden müßten; denn oft

erhält dieser nur durch dieses Mittel die Deutlichkeit; der Mangel einer kritischrichtigen Ausgabe dieses edlen Schriftstellers; und, um alles übrige zu vergessen, seine Schreibart selbst — dann cecidere animi, nec iam amplius armis, sed votis precibusque iubent exposcere pacem. Denn was seine Schreibart anlanget, so ist diese noch sehr wenig charakterisirt, wenn wir sie als die Art eines Schriftstellers aus dem silbernen Zeitalter der lateinischen Sprache und wie es weiter lautet, beschreiben. Nein, es ist diejenige Art, welche Männern eigen ist, die Staatsleute sind, viel in öffentlichen Angelegenheiten gearbeitet, sich unter der Ruthe der Staatskunst, viel Erfahrung und Känntniß der Welt erworben, sich besonders zur Betrachtung über die menschliche und bürgerliche Gesellschaft, und zu einem ernsten Nachdenken über alles, was um ihnen ist, angewöhnet, und dadurch eine reife, ruhige, praktische Beurtheilungskraft erworben haben. Solcher Leute Ausdruck wird allezeit männlich, sentenzenreich, körnicht und blumicht seyn, oft auch da, wo er es nicht seyn sollte, oder wo der Witz erst das Gerüste dazu verfertigen oder den Weg bahnen muß. Plinius war bey diesem allen noch ein speculativischer Philosoph, welcher in einem verdorbenen Zeitalter, an einem der verdorbensten Höfe, unter einem schrecklichen Tyrannen gelebt hatte. Von einem solchen Mann ist es wohl nicht zu verwundern, wenn er mit dem, was er in der Gesellschaft und im wirklichen Leben sieht, dasjenige vergleichet, was Weltweise auf ihren Studierstuben von der Vorsehung und Regierung der

Welt aus allgemeinen Gründen voraussetzen. Es sind Zeiten und Umstände im menschlichen Leben, und diese sind nichts weniger als selten, wo auch ein Christ in Verwirrung gesetzet wird. Es ist also keine blos witzige und freygeisterische Declamation, wenn Plinius so oft Betrachtungen dieser Art einmischt, die nie ein Stubenphilosoph zu machen die Gelegenheit gehabt hat, dem freylich in dem kleinen Kreise, in welchem er sich herumdrehet, und bey der geringen Gewohnheit, die er hat, seine Sätze mit der Erfahrung zu vergleichen, sehr wenige Abweichungen von seinem theologischen oder metaphysischen Heischesystem aufstoßen. Indessen wollen wir gern zu geben, daß dem Plinius auch etwas von seinem Zeitalter anhänget: Ja noch mehr, daß er einen gewissen Tic zu moralisiren und paradoxe Dinge zu sagen haben mag. Diesen, in vielem vielleicht fehlerhafften, allezeit aber originalen Character dieses Schriftstellers soll doch gleichwohl ein Uebersetzer ausdrücken, bey dem allen das Genie seiner Sprache nicht außer Acht laßen, und nie affectirter, nie unverständlicher, als die Urkunde seyn, viel eher diese in solchen Fällen verbessern.

Unter diesen und dergleichen Betrachtungen haben wir den Muth des Hrn. Prof. Denso bewundert, und wir glauben, wenn wir ihm auch einige andere Verdienste bey seiner Arbeit mehr anwünschen müssen, als sie bewundern können, so müssen wir ihm doch für diesen Muth, für diese Kühnheit verbunden seyn, — fontis qui non expalluit haustus. Nach denjenigen, was wir voraus erinnert haben, wird

uns wenig zu sagen übrig bleiben. Da uns aber allzeit ein Urtheil, so wie über eine jede Arbeit, also auch insbesondere über eine Uebersetzung fehlerhaft zu seyn geschienen hat, wenn man sich mit einzelnen hin und her aufgelesnen Abweichungen, Unrichtigkeiten, Uebereilungen et quae humana parum cavit sollertia, aufhält, und nach diesen die Vorstellung vom Ganzen zu machen suchet, so wollen wir zum voraus diesen übersetzten Plinius als einen Schriftsteller in unserer Sprache, ohne Rücksicht auf die Urschrift, ansehen, dann bemerken, wiefern uns der Charakter des Schriftstellers in der Uebersetzung erreichet und behauptet, die zu einer solchen Arbeit erforderlichen Hülfsmittel genutzet, und endlich in einigen einzelnen Stellen der Sinn des Schriftstellers erreichet zu seyn scheine.

Eine Uebersetzung kann, als eine Schrifft überhaupt betrachtet, einen Werth haben, den sie als Uebersetzung nicht hat, indem sie einen Leser von den in ihr enthaltenen Sachen einen hinlänglichen Begrif und Unterricht giebt, ob gleich nicht mit der Deutlichkeit, dem Nachdruck und der Stärke, der Fülle und dem Schmuck, der Anmuth und der Schönheit, als die Urschrifft hat. Unsrer Empfindung nach ist der deutsche Plinius größten Theils eine sehr ermüdende, und an vielen Stellen gar eine unverständliche, übel zusammenhängende und oft ungereimte Schrift. Wir wollen nichts von der Zueignungsschrift sagen; denn diese ist in der That wegen der vielen gar zu witzigen Wendungen, zu welchen Hofleute gar zu oft gezwungen sind, um fein zu loben,

ßen, ein schwer zu verstehendes und noch schwerer zu übersetzendes Stück; allein an mehrern andern Orten wußten wir aus dem Deutschen keinen Sinn herauszubringen; annoch viel mehrern beleidigte uns Sprache und Ausdruck. Wir wollen einige Seiten vom Ende des zweyten Buchs durchgehen. S. 68. »Und wir haben die Nachricht, (accepimus) daß dieselbe (die Sonne) ein Gestirn männlichen Geschlechtes sey, welches alles trocknet und auszehret. So werde durch deren (der Sonne) Gluth in das weite Meer der Geschmack des Salzes eingekocht, oder, weil das Süße und Dünne; welches die Gewalt des Feuers am leichtesten an sich ziehet; herausgezogen, das Schärfere und Dickere zurück gelaßen wird. — oder weil die Natur der Erde das Wasser mit der Specerey erfülle, (aut quia terrae natura, sicut medicatas aquas, inficiat nämlich mare.) S. 73. Die Felder in Mohrenland bey dem Berge Hesperius, glänzen die Flammen der Felder bey Nacht wie Sterne, — ob dasselbe gleich in der Tiefe angenehm ist; — bis eine Gesandschafft des Raths dieß Uebel ausgesöhnet hat; S. 74. Wo ist die Natur, welche ꝛc. Eben daselbst. „Eine ewige Esche bedecke grünend diesen feurigen Quell. S. 78. Wenn es nur nicht zu bewundern ist, daß derjenige, welcher ein Mensch gebohren ist, nicht alles wisse, S. 79. Das Meer habe den Anblick seiner Natur geändert. Eben das. und als ob er ein Vergnügen fände (der Fluß) öfter hervorzukommen, fließt er in das atlantische

Weltmeer aus." Aber so kömmt er nur einmal zum Vorschein.

Vielleicht sind wir so unglücklich gewesen, so oft wir das Buch aufgeschlagen haben, auf dergleichen dunkele Stellen zu gerathen. Wir sehen auch, daß sie da, wo Plinius blos erzählt, seltener sind, als da, wo er Reflexionen einmischet. Viel trägt gleichwohl zur Undeutlichkeit bey, der Mangel der Reinigkeit und selbst der grammatischen Richtigkeit des Deutschen, und die Beybehaltung der lateinischen Periode, und doch ohne dem Gebrauch der Mittelwörter, vermittelst deren sie hauptsächlich so gedrungen zu seyn pfleget. Allein diese würkliche Uebertragung der lateinischen Struktur ist offenbar mehr die Folge der Eilfertigkeit, mit welcher man übersetzet hat, und der Gleichgültigkeit gegen einen gewissen Grad der Vollkommenheit, den man entweder nicht gekannt hat, oder nicht hat kennen wollen, als die Folge der Absicht, den Charackter des Schriftstellers beyzubehalten. Wir bemerken in gewissen Stellen, z. E. am Anfang des siebenden Buchs, wo uns Plinius ein so interessanter Declamator wird, das Feuer, die Stärke, auch noch in der Uebersetzung, und sehen mit Vergnügen, daß es nicht unmöglich ist, etwas von seinem Charakter zu erreichen; allein an so vielen Orten sieht man, daß der Uebersetzer über diesen Umstand sehr ruhig, und daß er vollkommen zufrieden gewesen ist, wenn er nur die lateinischen Worte in deutsche übertragen hat. Jedoch eine andere Art von Sorglosigkeit können wir gar nicht begreifen. Ein jeder Uebersetzer bedient

sich

sich der besten Ausgabe seines Schrifftstellers, oder ziehet sie wenigstens zu Rathe. Harduin ist gar oft sehr kühn mit dem Plinius umgegangen; indessen hat er viel Handschriften gebrauchet, viel Belesenheit und vielen Scharfsinn in seiner Ausgabe bewiesen. Diese hat gleichwohl der Herr Professor ganz und gar nicht gebraucht, und was für Gründe sind dieß nicht, die in der Vorrede **3. und f. Seite hiezu angeführet werden! Besäßen wir nur ein wenig Muthwillen, so würde sich hier der Herr Professor in keiner rühmlichen Blöse zeigen. Es ist noch ein groſses Feld zwischen einem sklavischen und einem kritischen Gebrauche selbst der harduinischen Muthmaſsungen; allein diese sind das Geringste, was bey seinen Verdiensten um den Plinius in Betrachtung kömmt. Allerdings ist es wahr, eine kritische Untersuchung der Richtigkeit des Textes, den man übersetzen will, und der Gebrauch der Hülfsmittel zum richtigern und sichern Verstand derselben, kosten Mühe und Zeit. Dieß ist die einzige Entschuldigung die der Herr Prof. für sich anführen kann. Die Zueignungsschrifft, so wie sie in der Uebersetzung aus der ältern Ausgabe, oder eigentlich aus der Ausgabe Lyon 1561. nach welcher übersetzt worden ist, hier gelesen wird, ist ein so übel zusammenhängendes Gewebe unverständlicher Dinge, daß man sich wundern muß, warum man doch nicht wenigstens hierbey um die Richtigkeit des Textes besorgt gewesen ist.

Gleich im Anfange derselben: „ein Werk — welches ich in meinen neulichsten Bemühungen

verfertiget habe. (Warum nun nicht, die Frucht meiner letztern Arbeiten, opus natum apud me proxima fetura.) du pflegtest ja meine Kleinigkeiten einer gnädigen Achtung zu würdigen: damit ich im Vorbeygehen einen Ausdruck des Catulls, meines Feldnachbars mildere. Du kennest diesen Soldatenausdruck; denn er hat, wie du weissest, seine Worte durch Veränderung der beyden ersten Sylben etwas härter klingend gemacht, als er bey seinen Veraniolen und Fabulern das Ansehen haben wollte." Wir wünschen demjenigen Glücke, welcher sich von dem allen deutliche Begriffe machen kann. Indessen liegt meist der Fehler am Texte, und die Lesart der ersten Ausgaben ist unstreitig vorzuziehen, wie die Einsicht der Stelle im Catull Carm. XII. und XXIII. und die harduinische Anmerkung gar leicht belehren konnte; auf welche wir auch hier verweisen müssen, da es zu weitläuftig seyn würde, den Text selbst herzusetzen, und das Ungereimte in jeder Zeile zu zeigen. Ueberdieß ist weder Conterraneus ein Feldnachbar, noch letzteres ein Soldatenausdruck. Bequemer wäre unser Wort: Landsmann; und die ganze Stelle würde folgenden Sinn haben: Du pflegtest meinen Kleinigkeiten einen Werth beyzulegen. Ja damit ich mich hinter dem Catull, meinem Landsmann, verschanze. (schon wieder ein Soldatenausdruck, wirst du sagen,) denn da ihm in der erstern Stelle seiner Gedichte (Carm. XII.) sein Schnupftuch ausgetauscht worden war, stellte er sich sehr aufgebracht an,

um zu zeigen, wie hoch er dasselbe, als ein Geschenk seiner Freunde, des Veranius und Fabullus schätzte. Gleich darauf soll der Verstand seyn, was du mir als in einem andern dreisten Briefe von mir versäumt vorgeworfen hast; oder verständlicher: »Auserdem gedenke ich mit dieser kühnen »Zuschrifft dasjenige gut zu machen, was du an einem andern dreisten Briefe von mir aussetztest, und »allen Menschen zeige, da ich meinem Werke, indem »ich es dir widme, das Ansehen einer öffentlichen Urkunde gebe, wie herablassend deine Gnade gegen »uns ist;« nach den Worten: »auf was für einem »gleichen Fuße du mit deinen Unterthanen lebest.« Gleich darauf soll es weiter heißen: »allein eine noch glänzendere That, als dieses alles! aus Achtung gegen deinen Vater, und nicht weniger gegen den Ritterstand, übernimmst du die Stelle eines Obersten der kaiserlichen Leibwache. Alles dieß zum Heil des Staates! Gegen uns bist du indessen noch eben derjenige, der du im Felde warest.« In den meisten der hier angeregten Fällen konnten ihm Harduins Anmerkungen von guten Nützen seyn. War es Stolz, war es Bequemlichkeit, daß man sie nicht zu Rathe zog! denn in der That, Harduin träumet nicht immer. Eine kritische Berichtigung des Textes ist bey keinem Schriftsteller wichtiger, bey keinem nöthiger, als beym Plinius. Von diesem einzigen wünschten wir uns noch eine recht kritische Ausgabe. In seinen geographischen Büchern, bey den vielen Namen von fremden Thieren und Gewächsen, bey so vielen Kunstwerken, muß man sich auf einzelne

ne Worte oft einlaßen. Die Nahmen in der Erdbeschreibung im zweyten und folgenden Büchern sind voll Unrichtigkeiten, viele auch durch Druckfehler: in Böotien und Eleusina in dem ardanischen Felde in agro arpano, S. 71. In der Insul Cydonien, wo Lesbus ist ꝛc. ante Lesbon, die vor der Insul Lesbos vorlieget. S. 72. Der Stein Thyereus, S. 73. Bey dem cestischen Volke, welches an Persiden gränzte. — Allein es ist uns unmöglich, solche Kleinigkeiten zu sammeln. Vielleicht rechnet uns der Herr Uebersetzer auch längst schon unter die, welche er »Haarklauber ausgedrückt hat.

Da wir indessen unser Urtheil bestätigen müssen, daß Herr D. mehr eine Uebersetzung für einen Buchhändler, als die Uebersetzung eines Plinius für das Publicum geliefert habe, so wollen wir nur einige Beyspiele anführen. Man pflegt im Anfang einer Arbeit gemeiniglich die meiste Aufmerksamkeit zu haben; wir wollen also die Zuschrifft an den Titus Cäsar vor die Hand nehmen. S. 2. Nach allem dem, was bereits vorher angeführt worden ist, folget: „Da nun alles dieß, dich zu verehren, allen in die Augen leuchtet, so bleibt mir nichts „übrig als die Kühnheit allein, dich mit mehrerer Vertraulichkeit zu verehren. Das Platte dieser Gedanken sollte den Uebersetzer stutzig machen. Nach dem Texte soll es heißen. »Da alle diese einleuchtenden Verdienste andre mit Ehrfurcht gegen „dich erfüllen, so konnte nur die Kühnheit allein mich »verleiten, so gar auf eine vertrautere Weise mich

»dir

»dir zu nähern.« §. 3. „Und nun, wer kann „dieses ohne Furcht ermessen, wann er sich vor „dem Urtheil wagt, vor ein Urtheil, das durch »Niedrigkeit noch dazu aufgebracht seyn kann.« Die Folge giebt ja deutlich an die Hand, daß iudicium praesertim lacessitum blos die Auffoderung durch eine Zueignungsschrift angeht. Gleich darauf: »müßte „ich nicht billig sagen etc. ist wieder kein Zusammenhang: Tum possem dicere. »in jenem Falle würde ich sagen können.« Weiter unten: „welche „sich sonst nicht mit Wissenschaften beschäfftigen, studiorum otiosis: Allein dieß sind was wir Gelehrte nennen, Leute, welche von allen Geschäfften entfernt, blos dem Studieren obliegen. — »Ich »weiß es, daß dich auch die, welche dich grüssen, »mit der tiefsten Ehrerbietung antreten.« Was dieß für eine Begegnung ist! Te religiose adiri etiam a salutantibus scio. — Aber wie können wir alles durchgehen! Nur noch eines gegen das Ende der Zuschriffte: »Und damit es nicht das Ansehen „habe, als ob ich überhaupt die Griechen be„schuldige (ne videar Graecos insectari) so wün„sche ich, daß man mich nach jenen Erfindern der höchsten Mahlerey und Bildhauerkunst be„urtheile. (ex illis pingendi fingendique conditoribus.) „Welche über vollkommen gemachte „Werke (absoluta opera) und auch über die, wel„che wir zu bewundern nicht satt werden können, (quae mirando non satiamur, die wir nicht genug bewundern können) „in zweifelhafter (unbestimmter) „Aufschrift schrieben: Als er machte dieß wie

Apoll

„Apoll oder Polyclet.„ Wenn Herr Prof. Denso nicht über Hals und Kopf geeilt hätte, so würde er dieß ganz gewiß nicht gesetzet haben: pendenti titulo inscripsisse, vt Apelles faciebat, aut Polycletus.

Doch wir sind weit entfernt dieser Uebersetzung allen Werth und allen Nutzen abzusprechen. Es bleibt allzeit ein wichtiges Geschenk für das deutsche Publicum; welches der unsäglichen Mühe und Arbeit des Hrn. Professors Erkänntlichkeit schuldig ist, und einen großen Theil der Mängel der Natur der Sache und Schwierigkeit der Arbeit zuschreiben muß. In tausend Fällen im Naturreiche wird man sich nunmehr in unsrer Sprache geläufiger auszudrücken wissen; nach und nach werden die Nahmen von so vielen Naturalien auch im Deutschen gegen das Lateinische richtiger bestimmt werden können; und da es ungleich leichter ist, eine vollkommene Uebersetzung zu liefern, wenn schon eine andre vorhergegangen ist, so sind wir derselben nunmehr um einen großen Schritt näher gekommen, wenn einmal ein kritisches Genie, der zugleich beyder Sprachen kundig, in der Naturgeschichte erfahren, und sich Zeit und Mühe nicht gereuen zu laßen gesonnen ist, sich einer so rühmlichen Arbeit widmen sollte. Allein vor allen Dingen, müßte es nicht in der traurigen Nothwendigkeit seyn, sich vorher mit dem Herrn Verleger besprechen zu müssen.

Wir müssen endlich noch gedenken, daß eine Vorrede von sechs Blättern vom Herrn Uebersetzer vorangesetzt ist, welche so ziemlich einen Hafft von Dictatis in einem Collegio ähnlich sieht, ob wir gleich

gleich geglaubet hatten, eine so große Vertraulichkeit mit dem Plinius, als diejenige ist, welche sein Uebersetzer mit ihm errichtet; müßte einigen Einfluß auf den Anstand, das Edle und das Sinnreiche des letztern in seinem eigenem Ausdrucke haben. Sie hat folgende Rubriken: Die Veranlassung zu dieser Uebersetzung; Wie ich in dieser Arbeit verfahren habe; Wozu diese Uebersetzung dienen könne. Unter diesem letzten Rubro sehen wir mit vielem Vergnügen, daß der Herr Professor einen Vorsatz gefaßt hat, bey dessen bloser Ankündigung wir erzitterten. Nach glücklich vollbrachter Uebersetzung will er in einem dritten Bande, „und sein „Herr Verleger hat bereits deswegen mit ihm völlige „Abrede genommen,“ doch was hat der Herr Verleger hierein zu sagen? — der Herr Professor will also in einem dritten Bande „theils die nöthigen „Verbesserungen bey dem Plinius anbringen, theils „die nach ihm geschehenen Entdeckungen aufzählen (dieß ist vermuthlich, vom Herrn Verleger erborgt!) „theils daraus die völlige Gestalt der Naturgeschichte „unserer Zeiten darstellen.“ Ein großes, edles und kühnes Vorhaben! Eine Art von Code de la Nature, eine Art Pandecten der Natur, ein Inbegriff aller menschlichen Känntnisse der alten und neuern Zeiten im Naturreiche und in der Naturgeschichte, wäre das wichtigste Werk, das unser Jahrhundert gesehen hätte. Doch unser Muth sank nicht wenig wieder, als wir am Ende beygefügt fanden, „man glaube versprechen zu können, daß die fortgesetzte Naturgeschichte des Plinius, in einem

„Jahre

„Jahre nach dem völligen Abdrucke der Uebersetzung „folgen solle.„ Hier, dachten wir, redet der Herr Verleger wieder!

L.

* *

XII.

Joh. Fridr. Hartmanns, Registrators bey K. Ch. Hospitalcasse zu Hannover und Corresp. d. K. Soc. d. Wiss. zu Göttingen, Anmerkungen über die nöthige Achtsamkeit bey Erforschung der Gewitterelektricität, nebst Beschreibung eines Elektricitätzeigers, vorgelesen in der Versammlung der Kön. Soc. d. W. zu G. den 7 April 1764. Hannover gedruckt bey Herm. Ad. Wecke, 1764. 4. 2 halbe Bogen Kupfer.

Der Verf. welcher vor kurzen auch von der Kön. ökonomischen Societät zu Zell zum Mitgliede ist aufgenommen worden, beschäfftiget sich zu seinem Vergnügen, mit physischen Versuchen überhaupt und vornehmlich mit elektrischen, die er in einer ausserordentlichen Stärke und mit vielen beträchtlichen Vermehrungen macht. Er hat schon 1759 eine Abhandlung von der Verwandschaft der elektrischen Kraft mit den erschrecklichen Lufterscheinungen herausgegeben. Gegenwärtiger Auffatz ist mit Billigung der K. Soc. d. W. zu Göttingen gedruckt worden, die auch Hrn. H. in dieser Absicht den Gebrauch ihres Sinnbildes verstattet hat, das sich auf

dem

dem Titel zeiget. Hr. H. macht den Anfang damit, zu zeigen, daß die Gewitterelektricität allerdings Hrn. Richmanns Tod verursacht habe, welches Beyspiel allerdings Vorsichtigkeit bey solchen Untersuchungen anbefiehlet, und solches bestätigen häufige Erfahrungen, wie starke elektrische Versuche der Unvorsichtigkeit gefährlich seyn können, dergleichen Herr H. viel anführt. Sein Vorschlag kömmt darauf an: Er richtet die Stange, welche die Elektricität der Luft in sich nehmen soll, im freyen Felde auf, und um sie herum, eine leichte Hütte von Bretern, durch deren Dach die Stange sich heraus in die Luft erhebt; die Hütte dient, die innere Einrichtung vor Regen zu bewahren. Daß die Stange auf einem an sich elektrischen Körper, z. E. Pech, stehen muß, versteht sich so; oben endigt sie sich in einem metallenen Stern mit viel Spitzen, die Luftelektricität desto besser in sich zu nehmen; sie ist etwa 20 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Zoll dick; damit sie nicht schwankt, oder an die Abdachung der Hütte anstößt, ist sie mit seidnen Schnüren befestigt, auch sitzt an ihr, einige Fuß vom Dache ab, eine große runde kupferne Haube, an der das Regenwasser abfließt, damit es nicht in die Hütte, deren Dach oben offen ist, hineinläuft. Diese Haube aber muß wenigstens 2 Fuß vom Dache abstehen, damit sie die Elektricität nicht aus der Stange ins Dach fortpflanzet. Die Haube ist am Rande mit einer schmalen Rinne versehen, in welcher das Regenwasser gesammelt und nachgehends so abgeleitet wird, daß es weder elektrische Kraft mit sich fortnimmt, noch den Würkungen schädlich ist. Von

der Stange nun gehen unterschiedliche Verbindungen von Drate und Ketten in Wasserflaschen ab, wie bey den gewöhnlichen Verstärkungen der Elektricität, und von den Flaschen, metallene Ableiter, nach dem Erschütterungsstative, aus dem nämlich die Funken herausgezogen werden sollen; ein metallener Zuleiter, welcher den Funken herauszieht, geht auch vermittelst einer Kette von der Stange ab, und kann vermittelst einer seidnen Schnur, die über eine Rolle geht, auf und nieder gezogen werden. Diese Schnur geht bis an den Aufenthalt des Beobachters, der etwa 200 Schritte davon im Trocknen seyn muß, und so kann er den Funken nach Gefallen heraus ziehen und die elektrischen Wirkungen, entfernt ohne Gefahr wahrnehmen. Von den übrigen Zurüstungen lassen sich auch Schnuren dahin führen, daß er damit beliebige Veränderungen vornehmen kann, ohne sich selbst der Stange zu nähern. Alles dieses wird durch Herrn H. Figur deutlicher, und von den Elektricitätszeiger läßt sich ohne Figur nichts weiter sagen, als daß seine sinnreiche Einrichtung darinn besteht, daß man, wie hoch sich ein Faden wegen der Elektricität erhebt, an einem eingetheilten Halbkreise genau sehen kann. Hr. H. braucht zween solche Fäden auf entgegengesetzten Seiten, weil ein grosses Rad von sechs Fuß im Durchmesser, das er bey seiner Maschine braucht, viel Wind macht und dadurch einen solchen Faden zuweilen in Unordnung bringet, da denn der andere noch richtig zeigt.

J.

XIII.

Sammlung komischer, lyrischer und epigrammatischer Gedichte. Frft. und Leipzig 1764. 12 und einen halben Bogen in 8.

Eine kleine Sammlung von Gedichten, auf schlechten Papier, ohne Anzeige des Druckorts und des Verfassers, gedruckt, könnte leicht sich unter dem Schwall elender und nichtsbedeutender Gedichte, womit Deutschland überschwemmet ist, verlieren; wir halten es also für unsere Pflicht, sie daraus hervorzuziehen, und unsere Leser zu versichern, daß sie einige Aufmerksamkeit verdiene. Sie ist nicht das Werk eines vollkommen gebildeten Schriftstellers, aber eines Anfängers, der verdient aufgemuntert zu werden; so sehr wir es billigen, wenn man schale Köpfe, die sich zwar Genie zu haben einbilden, aber nicht wirklich haben, durch eine scharfe Kritik vom Schreiben kurzweg abschrecke, so wenig wünschten wir, daß man den geringsten Funken von Genie ersticken, die geringste Hofnung, die ein angehender Schriftsteller giebt, niederschlagen möge.

Den Anfang machen zwey Lustspiele: das Gesetz der Diana und Adonis. Sie sind beyde nach zwey Entwürfen des ältern Riccoboni, ausgeführet. Es ist keine unrechte Probe für einen angehenden dramatischen Schriftsteller, wenn er schon gemachte Entwürfe ausführet. Er kann sich dabey wenigstens in Anlegung der Scenen und im Dialogiren

 üben.

üben. Die Probe ist dem V. so übel nicht gerathen. Die Entwürfe an sich, sind auch recht artig; da sie aber für das italiänische Theater gemacht, und also für den Arlekin zugeschnitten sind, so macht dieß im Deutschen einige Unschicklichkeit.

Das Gesetz der Diana, enthält das Gebot der Diana an ihre Nymphen, nicht zu lieben und ihr Unglück, daß sie selbst vom Amor verwundet, und in den schönen Endimion verliebt wird. Diese Fabel könnte auch zu einem Schäferspiel und allenfals zu einer kleinen Operette angelegt werden. Die Mythologie will sich nicht recht bequem zur Komödie schicken; Riccoboni hat die Fabel durch die Person des Arlekin komischer zu machen gesucht; und glücklicher Weise. — Unser V. aber, dem vermuthlich Arlekin für das gereinigte deutsche Theater alzuprofan schien, setzt an desselben Stelle einen nichtsbedeutenden Mirtill, von dem niemand weiß, wie er in das Gefolge der Diana kommt. Möchte er doch wenigstens die Person des Crispin genommen haben, dis wäre ein komischer Charakter, der doch noch etwas näher an den Harlekin gränzt, und im Grunde möchte die Göttin der Jagd, noch eher einen Stallmeister in ihrem Gefolge leiden können, als einen Schäfer.

Adonis heißt im Französischen, la Metempsice d'Arlequin. Ein Frauenzimmer hat sich durch Lesung der Geschichte des Adonis dermaßen in ihn verliebt, daß sie niemand als den Adonis heyrathen will, den sie noch irgendwo aufzufinden hofft; Man bildet ihr also ein, um sie von dieser Thorheit zu heilen, die Seele des Adonis sey in Arlekin gefahren.

Der

Der deutsche V. hat hier anstatt des Arlekin, einen besoffenen liederlichen Gärtner Niklas gesetzt, mit dem Riccoboni gewiß nicht würde zufrieden seyn. »Mein Freund, würde er zum Deutschen sagen, wie »habt Ihr des goffo grazioso eines Arlekin mit der »bäurischen Einfalt eines Pierrot verwechseln kön»nen?« Doch dem sey wie ihm wolle, so wünschten wir recht sehr, daß dieses Stück auf unsern Bühnen aufgeführt würde; es ist immer eins von unsern artigsten Nachspielen, und der V. würde dadurch vermuthlich zu wichtigern Versuchen aufgemuntert werden.

Die auf diese beyden Lustspiele folgende lyrische und epigrammatische Gedichte, sind von sehr verschiedenem Werthe. Die Lieder zeigen an vielen einzelnen schönen Stellen, daß der V. zu dieser Art von Gedichten, nicht wenig Talente hat. Viele sind auch mittelmäßig, und man kann also im ganzen das Urtheil fällen, daß der V. sich noch nicht gänzlich ausgebildet hat, daß er im Dichten fortfahren, aber nicht allzugeschwinde mit seinen Werken in die Welt eilen, und sich für vollkommen halten muß. Wir wollen unsern Lesern zur Probe einige der besten Stücke hieher setzen.

An die Taube.

Thier ohne Falsch, wie viel
Empfingst du vom Geschicke!
Du lebst, ein Liebesspiel,
Und deine Freyheit fehlt zu vieler Menschen Glücke,
Und fehlt die Seele dir, so hast du doch Gefühl.

Wie weißt du schlau, wie fein
Dem Liebling zu entfliegen;
So flieht mit schalkschen Dräun
Die lose Laura mich, und reizet mich zu Siegen:
Doch willigt sie, wie du, bald süssern Küssen ein.

Drum spannte dich Cupid
Vor seiner Mutter Wagen,
Bis durch ein cyprisch Lied
Ihr Freund Anakreon Beyfall davon getragen:
Da gab sie dich zum Lohn, ihm für sein reizend Lied.

Doch als Anakreon
Zum Priester ihrer Tempel,
Geweyhet ward (ein Lohn
Der ihn unsterblich macht, uns aber zum Exempel)
Dann erbte Taube dich, sein Gleim, sein lieber Sohn.

Da schmückte dich mit Band
Mit jedem Schatz des Mayen,
Der Doris gütge Hand
Und gab dir süsse Kost, und mehr noch, Schmeicheleyen;
Sanft wiegt' ihr Busen dich, sanft deckt' dich ihr Gewand.

Doch Gleim verschmäht das Lob
Das dein Besitz ihm bringet;
Nicht mehr der Doris Lob
Ists was er denkt, kein Glas, ists das er tanzend schwinget.
Sonst ehrt er Tejens Greiß; itzt folgt er dem Aesop;

Eilt nach Trommetenklang,
Ins Feld, wo Helden ringen
Und merkt sich ihren Zank;
Und Bacchus hört erstaunt den Mann wie Barden singen
Der, wie die Barden sonst, in seiner Laube trank.

Dein

Dein Freund Gleim läßt dich los:
O niedlichste der Tauben,
Verlaß der Wälder Moos;
Komm, trink von meinem Most, und iß von meinen Trauben,
Und flattr' auf meinem Spiel, und ruh in Laurens Schoß.

Ich wünschte längst mit Neid,
O wären meine Lieder
So rein als wie dein Kleid;
O daß sie säuselten, so hold wie dein Gefieder,
Und daß sie girreten, wie du, von Zärtlichkeit!

An diesem Stücke, wären vielleicht nur wenige Stellen zu verbessern, aber es ist auch das beste Stück des V. Das Lied an einem Weinmischer ist auch artig, und das Lied an eine schöne Märkerin, würde uns wegen der guten Wendungen besonders gefallen, wenn es nicht so voller Antithesen wäre, die in der letzte Strophe offenbar gezwungen sind, und also verbessert werden müßen. Wir wollen auch diese beyden hersetzen:

An einen Weinmischer.

Freund alles war aufs beste,
Der Schmauß, der Wirth, der Scherz,
Die Laube, wie die Gäste:
Nur eines quält mein Herz.

Wie? Saft der rheinschen Trauben
Schlägst du mit Meissens Wein?
Wer kann dir dis erlauben?
Denn Bacchus schuf ihn rein.

Er schickt ihn uns zum Bürgen
Zum Zeugen seiner Huld.
Den willst du, Freund, erwürgen?
Freund, fürchte dich der Schuld.

Und wenn auch deine Gäste,
Des Todes würdig seyn,
So schone nur das beste
Das edle Faß vom Rhein.

An eine schöne Märkerin.

Du Nymphe von der Spree, was willst du, mir zur Qual,
Selbst unbesiegt, mit meinem Herzen kriegen.
Verlaß die Landesart, und laß, versuch einmal,
Von einem Sachsen dich besiegen.

Was willst du, Kriegrische, der Männer alten Zwist
Auch zwischen beyderley Geschlechte tragen?
Komm, endige den Streit; der Friede sey erküßt;
Indeß sich unsre Völker schlagen.

Der Liebe, die den Knecht wie Sieger frölich macht,
Den Sieger oft in Sklavenketten müde,
Der Liebe stehn wir zu, und Diener dieser Macht
Sind eines Volks und haben Friede.

Wir haben nun Proben genug gegeben, um unsere Leser auf diesen Dichter aufmerksam zu machen, und sie zu bewegen, allenfalls die einzelnen schönen Stellen selbst im Buche aufzusuchen; um also ihrem Geschmacke etwas übrig zu laßen, wollen wir die mittelmäßigen Stücken, in welchen hin und wieder schöne Stellen gleichsam aufblühen, übergehen. Bloß noch ein Stück, das der V. aus Priorn ziemlich glücklich über-

übersetzt hat, wollen wir nebst dem Originale zu bequemer Vergleichung hiehersetzen:

Cupid's Promise.

Soft wanton Cupid am'rous boy
The other Day mov'd with my lire
In flatt'ring accents spoke his joy
And utter'd thus his fond desire:
O raise thy voice, one song I ask
Touch then th' harmonious string,
To *Thyrsis* easy is the Task,
Who can sweetly play and sing;
Two Kisses from my Mother dear
Thyrsis thy due reward shall be,
None like beauty's Queen is fair
Paris has vouch'd this truth for me.
I strait reply'd thou knowst, alone
That brightest *Cloe* rules my breast,
I'll sing thee *two* insteed of *one*
If thou'lt be kind and make me blest;
One kiss from *Cloe's* Lips, no more
I crave. He promis'd me Success,
I play'd with all my skill and Pow'r
My glowing passion to express.
But o! my *Cloe* beauteous maid!
Wilt thou the wish'd reward bestow,
Wilt thou make good what Love has said,
And by thy grant his power shew?

An Climenen.

Noch eins! rief neulich Venus Sohn:
Freund noch ein Lied für mich von deinen Saitenchören;
Nur noch ein Lied. Dafür nimm dir zwey Küsse von Cytheren.

Ach, Amor kennt mein Wünschen schon:
Seufzt ich: Du weißt wornach sich meine Lippen sehnen;
Zwey sing ich dir statt eins, und um ein Mäulchen von Climenen.
Da gab er meinen Wünschen nach.
O, wie um diesen Preiß schnell meine Saiten wallten!
Wirst du, Climene nun was Amor da versprach,
Mir halten?

Die epigrammatischen Gedichte des V. taugen meistens ganz und gar nichts, man muß sich nicht küzeln um lachen zu können. Ein Sinngedicht ist ein Werk eines glücklichen Zufalls, wenn man sich ausdrücklich hinsetzt, um Sinngedichte zu machen, pflegen sie selten zu gerathen; deßwegen wollen wir auch dem V. den Einfall, den ganzen Martial zu übersetzen, wohlmeinend widerrathen; er hat andere Talente, zu deren Ausbildung er noch viel Zeit nöthig hat, und sie damit Beßer anwenden kann, als mit der undenkbaren Mühe, Einfälle zuzuspitzen; wer sich dem naiven und zärtlichem widmen will, hat sich ohnedem für unzeitigen Witz zu hüten. — Noch eins, der V. liefert auch reimlose Fragmente, die Denkmäler des letztern Kriegs seyn sollen; sie sehen auch aus, wie ein vom Kriege verheertes Land, traurig, dürre und öde.

K.

XIV.

XIV.

D. Johann Georg Zimmermann, Mitglied der Königl. Preuß. und Churbayrisch. Academien der Wissenschaften in Berlin und München, der Academien in Palermo und Pesaro, der naturforschenden Gesellschaften in Zürich und Basel, der öconomischen Gesellschaft in Bern und Stadt Physicus in Brugg. Von der Erfahrung in der Arzneykunst, 1 Theil. Zürich bey Heydegger und Compagnie 1763. in 8. 1 Alph. 8 Bogen.

Ein neuer Beweiß, daß deutliche und aufgeklärte Begriffe, medicinischen Untersuchungen keinen Schaden thun; daß ein Arzt auch zugleich ein Philosoph seyn kann; und daß diejenigen, die beydes seyn wollen, und dennoch undeutlich denken und schreiben, gleich einem vom Traum erwachenden, dasjenige zu umarmen glauben, was sie doch wirklich nicht besitzen. Wenigstens darf man Herrn D. Zimmermannen die Schuld nicht geben, daß er die Wahrheit davon unbewiesen gelaßen. Wer seine Erfahrungen ohne Ueberzeugung liest, wird unsern Rath annehmen müssen, inskünftige entweder an allen ausgemachten Wahrheiten zu zweifeln, oder sich zu denenjenigen zu schlagen, die aus Liebe zu Irthümern und zu Vorurtheilen, den größten Feinden des menschlichen Geschlechts, den unwißenden Aerzten, ihren Schutz anbieten. Und wer weiß, ob nicht

auch

auch diese sich durch Herr D. Zimmermanns Erfahrungen werden bekehren laßen, die wegen des guten Styls, der gezeigten Belesenheit, tiefen Einsicht und gründlichen Gelehrsamkeit, eine allgemeine gute Aufnahme erwarten können. Wir werden ihnen von weiten folgen und uns bemühen, hie und da etwas, des genauen Zusammenhanges der Gedanken ungeachtet, anzumerken und mitzutheilen.

Erfahrungen sind der Ausschlag angestellter Versuche über Wirkungen der Ursachen in der physischen und moralischen Welt, sie beziehen sich auf die Erforschung des unerkannten, die bey Beobachtung einer sinnlichen Sache wegfällt. So beobachtet der Arzt blos eine Krankheit, wenn er keine Arzneyen verordnet, und also nicht nöthig hat ihre Wirkungen anzumerken und Erfahrungen zu machen. Die Känntniß der Gegenstände, die Fähigkeit sie zu zergliedern, dem gefundnen nachzuforschen, und das bekannte zur Erfindung des unbekannten anzuwenden, sind sichere Führerinnen der Erfahrungen. Die historische Känntniß entspringt aus der Gelehrsamkeit. Der Beobachtungsgeist öfnet die Augen, das Genie muß sie beleben. Unter Erfahrungen begriffen die Väter der Arzneykunst, durch Mühe, Nachdenken und Beobachtungen erlangte Känntnisse, und durch geschickte Nachahmungen erworbene Fähigkeiten, bey einer Krankheit die heilsamsten Verfügungen zu treffen. Hierin übertrafen die Dogmaticker die Empiricker, welche außer der Untersuchung wahrer Ursachen, gewisse Anzeichen zu Hülfe nahmen, und durch Vernunftschlüße in das Wesen

der Krankheiten zu dringen suchten. Und diese waren es, die nach einigen Jahrhunderten mit Beyhülfe der Erscheinungen und Zeichen den völligen Sieg über die Empiricker davon trugen. Gute Erfahrungen gründen sich auf Gelehrsamkeit, diese aber auf Nachrichten gelehrter und glaubwürdiger Aerzte, von der vorzüglichsten Art, Krankheiten zu erkennen, zu untersuchen und zu heilen. Herr Zimmermann nennt diese Gelehrsamkeit des Arztes eine Wissenschaft, die nicht sowahl die Stärke des Gedächtnisses, als vielmehr eine Fertigkeit des Verstandes liebt. Nur wenige besitzen eine wahre Gelehrsamkeit, finstere Unwißenheiten und irrige Vorurtheile hindern ihren Wachsthum, der Ruhm der sie und wichtige Erfahrungen belohnt, kann die kleine Anzahl gelehrter Aerzte, unter dem großen Haufen der Unwissenden nicht erheben, und den Augen der Irrigen sichtbar machen.

Die wahre Gelehrsamkeit des Arztes stüzt sich hauptsächlich auf philosophische Erkämtniße, ohne Verstand verfehlt er das Ziel des Nützlichen, er kann den Werth des Guten, das er gelesen, nicht fühlen und empfinden, die geschwinde Ausübung des Nöthigen in plötzlichen Fällen ist außer ihm. Durch Verstand weiß der Arzt alle gelesene Erfahrungen Alter und Neuerer in die seinigen zu verwandeln, und durch den Beobachtungsgeist überall das zu sehen was er sehen soll. Herr D. Zimmermann verwickelt uns durch den Einfluß des letztern, auf die Erfahrungen so fest in den genauen Zusammenhang seiner Gedanken, daß wir uns nicht weiter zu kommen getrauen;

ehe

ehe wir nicht nochmals das Ende und den Anfang ihres langen Fadens werden aufgesucht haben, die Gedult dabey wird unsere Leser nicht gereuen. Der Beobachtungsgeist ist die Fähigkeit, jeden Vorwurf nach seiner wahren Beschaffenheit zu sehen, die Beobachtungskunst die Fertigkeit im Beobachten, das Beobachten die Erkundigung um eine Sache, die sich von selbst zeigt, und die Beobachtung, der Ausschlag dieser Erkundigung. Das Ziel des Beobachtungsgeistes sind Erscheinungen und Zeichen; und zwar jene die sichtbaren Wirkungen einer bestimmten Ursache, diese aber die Merkmale, durch welche die Erscheinungen unterschieden, und nach dem äußerlichen Wesen begriffen werden können. Nachdem die Ursachen verschieden sind und mit ihren Wirkungen zusammenhängen, nachdem sind auch die Erscheinungen verschieden und vielfältig. Alle übereinstimmende Merkmale faßen, heist fertig im Beobachten seyn. Herr D. Zimmermann hält die Beschäftigung des Beobachters für ungemein fruchtbar. Indem man beobachtet, sagt er, fügen sich besondere Wahrheiten zusammen, diese geschehne Vereinigung findet die Aufmerksamkeit auf ihre Uebereinstimmungen als eine Geburt der Vorstellung der Kennzeichen und Unterscheidungszeichen, von einer jeden Sache. Es wird aber auch noch außer diesem die Vergleichung aller Beziehungen, die zur Erkänntniß dieser Uebereinstimmungen nöthig ist, erfordert. Die Empfindungen unserer Sinne werden durch den Verstand belebt, und ihm allein ist die Vergleichung einzelner Gegenstände, die einander ähnlich sind, zuzuschreiben;

vergleicht man viele auf einmal, bemerkt man zugleich ihre Ordnung und Verknüpfung, so zeigen sich die Aehnlichkeiten. Hiezu gehört, daß man das Mannigfaltige übersehe, das Zerworfne sammle, das Unterschiedene absondere, und dieses Abgesonderte so lange gegen einander halte, bis über die Aehnlichkeit oder die Unähnlichkeit ein Urtheil entspringe: aus dieser Quelle fliessen klare und gereinigte Begriffe. Was folgt hieraus anders, als daß der Beobachtungsgeist ein natürliches Gefühl verlangt? wodurch man von allem, was sich dem Geiste darbietet, geschwind gerührt wird: und zugleich eine nicht weniger große Aufmerksamkeit auf alles das, was uns rührt. Der Beobachtungsgeist zeigt sich von mehr als von einer Seite. Zuweilen verbirgt er sich unter einer von verschiednen Leidenschafften gereizten Aufmerksamkeit, oft ist er auch in der Unterscheidungskraft aller Theile des Gegenstandes, besonders im Gefühl des Schönen zerstreuet. Verläst uns das Licht des Beobachtungsgeistes, so verfehlen wir das Wesen, die Ursachen der Krankheiten, Erscheinungen und Zeichen scheinen uns umsonst. Andere sehen nichts oder nur halb nach den Stuffen ihrer Unwißenheit, andere könnten sehen, allein Vorurtheile und Leidenschaften halten den Beobachtungsgeist gefangen, und noch andere, die wirklich sehen, werden durch unbillige Begegnungen der Kranken und der Umstehenden gehindert.

Das Glück des Kranken beruht auf guten Beobachtungen des Arztes, der seinen Verstand zu erleuchten, und das beobachtete geduldig zu prüfen

sucht:

sucht: Denn die bestätigte Beobachtung ist nach unsers Herrn Verfaßers Ausspruche, so viel werth als eine neue gute; Beobachtungen erhalten von Vernunftschlüßen keinen außerordentlichen Werth, es kömmt auf die natürliche Geschichte der Krankheit an. Das Ganze der Erfahrungen also besteht auf Erscheinungen und Kennzeichen: jene sind der Weg, diese die Wegweiser, der Verstand tritt die lange Reise zu Erfahrungen an, die noch kein Arzt geendet hat. Erscheinungen sind die Zufälle in Krankheiten: unter diesen versteht man eine jede fühlbare Wirkung der gegenwärtigen Krankheit, die Zufälle können wesentlich, außerordentlich und zufällige seyn, diesen Unterscheid nebst andern Beschaffenheiten muß man vor Augen haben, um das ähnliche und unähnliche, bekannter und dunkler Krankheiten vergleichen, und auf die Ursachen eindringen zu können. Die Zeichen sind ebenfalls Erscheinungen in einer Krankheit, sie haben aber bestimmte Verhältniße und Bedeutungen, sie geben dem Arzte von dem gegenwärtigen und verfloßnen Zustande der Krankheiten, von ihrer Abänderung und von ihrem Ausgange, Gewißheit. Durch Fragen kommen wir auf den Zustand der Krankheiten, durch die Aufmerksamkeit auf die Zeichen der Abänderung wird ihr Fortgang bezeichnet, und durch die Verbindung der Zeichen der Abänderung und des Zustandes gelangen wir zum Ausgange. Nichts giebt stärkeres Licht als die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Zeiten und Aufenthalte der Krankheiten, und auf das bestimmte Maaß und Verhältniß der Kräfte zwischen der Natur und der Krankheit, wovon der

Puls

Puls, der Athem und der Harn Spuren giebt. Die Anmerkung verdient wohl gefaßt zu werden; daß man bey einer unreinen Luft, als wie in Griechenland, bey einer unordentlichen Lebensart, und bey dem Gebrauche heftiger Arzneyen nicht allzu abergläubisch, auf die anzeigenden Tage des Abfalls, oder auf die Vorläufer des gegenwärtigen Abfalls, oder auf die allzubestimmten Tage des Abfalls warten soll. Wir sehen uns gezwungen die Beobachtungen der Zeichen der Krankheiten, ihrer Abänderungen, und ihres Ausganges, in dem Pulse, Athem, Harne, und in dem ganzen Umfange des Körpers und der Seele zu übergehen. Zum Beschlusse dieses ersten Buches merkt Herr D. Zimmermann noch an, daß die Erfahrungen der besten Beobachtungen ungeachtet, ohne Genie, einem Körper ohne Leben gleichen. E.

* *

XV.

M. Jakob Friedrich Schmidts Leben und Sitten der heiligen Jungfrau Maria. Gotha, bey Johann Christ. Dieterich, 1765. 1 Alph. 1 Bogen, in 8.

„Wer es unternimmt, sagt der V. S. 240. das „Leben einer Person zu schildern, welche lan„ge vor seiner Zeit gelebt hat, tritt in ein Labyrinth „von Arbeit, durch das er nie glücklich hindurch bre„chen kann, wenn er nicht der Wahrheit, dieser all„gemeinen treuen Wegweiserinn, auf dem Fuße nach„fol-

»folget.« Wir möchten noch hinzusetzen, daß es bey aller Wahrheitsliebe und bey allem möglichen uneingenommenen Wesen für seinen Geschichtshelden immer noch eine schwere Arbeit bleibt. Und warum? darum, weil es eine so delikate Sache ist, sich genau in dessen Denkungsart und ganze Situation zu versetzen, und daraus die Quellen seiner Handlungen herzuleiten, nicht aber aus unsrer eignen. Die Sache hat noch mehr Schwierigkeit, wenn von einer solchen Person, als Maria war, die mit uns eine gewiße Aehnlichkeit des Glaubens und der Religion hat, die Rede ist. Man verfällt nur gar zu leicht in den Fehler, bey ihren Reden und Handlungen eben den Umfang der Känntniße in der christlichen Religion vorauszusetzen, den wir selbst besitzen. Man macht sie nicht allein zu völligen Christen in der Erkänntniß, man macht sie wohl gar zu gelehrten Theologen. Und doch war ihre Erkänntniß anders ausgebildet als die unsrige; sie hatte Schatten, wo unsere Licht hat; sie war Morgenröthe, wo die unsrige heller Mittag ist; sie war in Nebenideen verwickelt, wovon wir nun los sind; und hatte von der jüdischen Religion, die bey ihnen doch noch die Grundlage war, eine solche Wendung, die es in den meisten Fällen verbeut, von uns auf sie zurückzuschließen. Es ist wahr, wer hier fehlt, verdient Verzeihung: es ist schwer, wenn wir von Personen reden wollen, die in unsere Religion intereßirt sind, um unsere Religionserkänntniß gleichsam zu verläugnen, und nur nach dem Maaß der ihrigen zu denken. Aber es hört deswegen nicht auf ein Fehler zu seyn, weil

er

er verzeihlich ist. Die historische Wahrheit leidet immer dabey; und in Dingen, die die Religion angehen, ist das allezeit von Wichtigkeit.

Der Verf. dieser Lebensgeschichte Mariä, welche sonst viel Verdienste hat, ist nicht frey von diesem Fehler. Er hat zwar nur, wie es vernünftig war, das, was uns die heil. Schrift von der Maria aufgezeichnet hat, zum Stoff seiner Geschichte gemacht, aber ihm durch die Betrachtungen und Schlüsse, die er daraus gezogen, eine solche Gestalt gegeben, daß Maria oft gleich einer in der Heilsordnung völlig unterrichteten Christinn erscheint. Der Leser wird zwar durch den guten und gefallenden Vortrag hingerissen; es ist ihm auch gewissermaßen natürlich, den Gedanken zu hegen, daß Maria, die Mutter Jesu, in Glaubenssachen eben so gedacht haben müsse, als er davon denkt: wenn er sich aber besinnt, und befrägt sich, wiefern denn Maria wohl in dem Sohn des Höchsten, den sie gebohren hatte, den Erlöser der Welt und den Versöhner des menschlichen Geschlechtes habe erkennen können, wiefern sie in ihm den Gottmenschen erblickt, und welchen Begrif sie sich von dessen Meßiasamte gemacht, so muß es ihm nothwendig aufhören wahrscheinlich zu seyn, daß sie gleichstimmig darüber mit ihm gedacht habe. Und fällt die Wahrscheinlichkeit erst hinweg, so verlieren auch die Betrachtungen, welche der Geschichtschreiber ohne Grund darauf gebauet hat, sehr viel von ihrem Gewicht, so wahr und erbaulich sie vor und an sich auch immer seyn mögen, wie sie es

denn in dieser Geschichte wirklich sind. Wir wollen nur ein sehr frappantes Exempel zur Probe geben.

Im 13 Hauptstück wird der Glaube der Maria mit recht schönen und lebhaften Farben geschildert, und nach seinen drey Hauptkennzeichen, Erkänntniß, Beyfall und Zuversicht, mit vieler Beredsamkeit in solchem Glanze und solcher Stärke dargestellt, daß er allen Christen zum Muster dienen kann, und nach diesem Bilde auch dienen sollte: Woraus bildet aber der Verf. dieses vortrefliche Gemälde? Aus dem einzigen Zuge, den Lukas uns von ihr erzählt, daß sie über das, was ihr der alte Simeon von ihrem im Tempel dargebrachten Kinde geweissaget, in große Verwunderung gerathen sey. Auf was für Art dieß der Verf. bewerkstelliget, das mögen die Leser von ihm selbst lernen. Unserm Bedünken nach aber mag man sich diese Verwunderung noch so erhaben und noch so reich an heiligen Gedanken vorstellen, so muß man doch die Situation der Maria, wie viel ihr selbst von ihrem neugebohrnen Kinde von Gott geoffenbaret war, allezeit dabey vor Augen haben, und nach dieser kann man ihre Verwunderung wohl schwerlich anders erklären; als daß ihr der geweissagte große Kummer, den sie an ihrem Sohn erleben sollte, sehr unerwartet war, und sie die Verheißungen Gottes, daß er König seyn solle über Israel, nebst den jüdischen Vorurtheilen von dem Meßias, die sie auf einmal nicht verlieren konnte, gar nicht mit der Verkündigung Simeons zu reimen wußte. In unsern Augen macht daher die Beschreibung, welche der V. von dem Glauben der Maria

rie giebt, mit der Idee, die wir uns nach den Zügen der Schrift, und nach der Gemüthsfaßung, welche daraus und aus der ganzen Lage des damaligen Israels und selbst der Frommen unter ihnen zu erhellen scheint, wahrscheinlicher Weise bilden müssen, einen wahrhaften Contrast. Wir gestehn, es ist schwer, den Glauben und die Denkungsart, welche Maria und überhaupt die ersten Jünger, von der Person und dem Amte Jesu gehabt haben, ehe sie der Geist Gottes in alle Wahrheit geleitet hatte, bestimmt zu charakterisiren. Aber sollte es nicht besser seyn, mit schüchterner Prüfung zu wenig davon zu sagen, als zu viel? Bey dem letztern gewinnt gewiß die Religion nicht; sobald dem Leser nur der Zweifel einfällt, daß sie die Erkänntniß der Heilsordnung noch nicht gehabt haben können, die wir haben.

Auch in die Auslegung mancher Schriftstellen hat dieser Fehler des Verf. Einfluß gehabt. Doch das hat er mit manchen andern Auslegern gemein. Es würden bey Erklärung der evangelischen Geschichte verschiedene Schwierigkeiten nie entstanden seyn, wenn man die Ausdrücke der redenden Personen nicht nach unserm gegenwärtigen ausgebildeten Religionssystem, sondern nach ihrer Faßung, oder nach der Lage der Sachen, die sie dazu veranlaßten, bestimmt hätte. Vielleicht würden auch manche theologische Kriege unterblieben seyn. Doch wieder auf unsern Verf. zu kommen, so bemerken wir vorerwähnten Einfluß besonders in der Erklärung und Umschreibung, die er von dem Lobgesange Mariä giebt,

darinn er solche Gedanken und in solcher Wendung aus ihren Worten entwickelt, als wir in denselben, nach ihrer Natur und Simplicität genommen, nicht wahrnehmen können. So vortreflich wir dieses Lied um seiner Stärke und Simplicität willen finden, (davon wir so gar einen Theil in des Verf. Uebersetzung und kritischen Zergliederung vermissen,) so scheint uns doch der Hauptinhalt desselben allein dahin zu gehen, Gott für die Gnade zu danken, daß er sie, und durch sie Davids Familie, in diesem verheißnen Sohn wieder aus der Niedrigkeit erheben, die stolzen und gottesvergeßenen Eroberer ihres väterlichen Throns hingegen stürzen, und den vorigen Glanz des Volks Israel wiederum herstellen wolle. Das übrige können wir für nichts weiter als zu weitschichtige Gedanken erkennen, die einem Christen zwar recht wohl anstehen, aber auf den damaligen ganzen Zustand der Maria nicht anpaßend sind.

Die Achtung für die genaue Wahrheit in dem, was die Religion angeht, und selbst die Achtung gegen den Verf. einer sonst sehr wohl gerathenen Schrift, hat uns zu diesen Erinnerungen veranlaßt. Der Geist und das Feuer der Einbildungskraft, das so oft den Verf. der poetischen Gemälde und Empfindungen aus der heil. Geschichte verräth, würde uns noch stärker und häufiger hingerißen haben, wenn uns nicht diese Zweifel auch wider unsern Willen erkaltet hätten. Wem sie nicht einfallen, dem wird das Buch erbaulich, lehrreich und überdas noch höchst vergnügend seyn, weil es in einem so angenehmen und blühenden Styl geschrieben ist. In

vielen

vielen einzelnen Stellen ist Gedanke und Ausdruck eben so wahr als schön. Auch das müssen wir mit Beyfall erkennen, daß der Verf. nicht undeutlich die Absicht gehabt hat, den Gliedern der römischen Kirche ein Leben der Jungfrau Maria in die Hände zu geben, das schriftmäßiger sey, als sie es gemeiniglich zu haben pflegen. Und vielleicht hat diese Absicht ihnen zu zeigen, wiefern sie verehrungswürdig sey, und auch von den Protestanten dafür gehalten werde, den Verf. unvermerkt verleitet, seine Fantasie zu einer reichern Ausbildung ihrer Erkänntniß, Tugenden und heiligen Gesinnungen anzustrengen, als er sonst wohl durch die ruhige Betrachtung ihrer Züge in der heil. Schrift in Bewegung gesetzt worden seyn würde.

Auch das Aeussere dieser Schrift fällt in die Augen. Druck und Papier ist sehr gut, und artige Vignetten verzieren es, darunter einige von der Hand eines Meils sind.

B.

XVI.

Unterredung über zwo Predigten des Herrn Spaldings. Leipzig 1765, 2 Bogen in 8.

Diese kleine Schrift zeiget von dem Geschmack und der Einsicht ihres ungenannten Verf. Ihr natürlicher und doch kernvoller Styl, und ihr ungezwungener dialogischer Ton sind noch nicht ihre einzigen

zigen Verdienste. Ein geprüftes Nachdenken über die eigentliche Beschaffenheit unsers Glaubens an Christum, und über die Natur des Menschen, dem er geprediget wird, richtige Grundsätze der Kritik, und die fast immer sanfte Art, womit er des Herrn Spaldings bekannte Abschieds- und Antrittspredigt beurtheilt, unterscheiden ihn sehr von dem Haufen gemeiner theologischer Fehler, die in unsern Tagen wieder Mode werden. Er soll in unsrer Kritik über ihn gleichfalls unser Muster seyn, und wir wollen freymüthig sagen, wie fern wir mit ihm einstimmig sind, oder nicht.

Es ist wahr, daß in des Herrn Spaldings Predigten, wie in seinen übrigen Schriften das Hutchesonsche System vom moralischen Gefühl zum Grunde liegt, und die evangelischen Wahrheiten mehr als Zusätze und nähere Bestimmungen desselben damit verbunden zu seyn scheinen, als daß sie, wie es auf der Canzel seyn sollte, zum einzigen Erkänntniß- und Bestimmungsgrunde des Vortrags gemacht wären. Aber wir wollen das Herrn Sp. nicht als eine Schuld zur Last legen. Wenn die Seele einmal nach einem gewissen System geformt ist, so hält es schwer, ihr eine andere Gestalt zu geben. So geht es allen, auch den Rechtgläubigsten, wenn das theologische oder philosophische System eher Wurzel in der Seele gefaßt hat, als die richtige biblische Erkänntniß des Christenthums. Und sollte das nicht bey sehr vielen der Fall seyn, die doch ungetadelt bleiben? — Wir billigen auch eben so wenig als der V. S. 17. Hutchesons Grundsätze vom

vom moralischen Sinn in ihrer ganzen Ausdehnung; aber sollten die theologischen Gegner, die sich dawider setzen, nicht auch zu weit gehen? Die Wahrheit liegt gewiß nach richtig verstandener Schrift und genauer Känntniß des menschlichen Herzens, in der Mitten. So viel ist gewiß, wenn Kunstverständige die Sprache dieses Systems, welche der Beredsamkeit des Herrn Spaldings ihren eigenen sanften und edlen Ton giebt, nicht ohne Grund preißwürdig finden können, daß man sehr unrecht daraus den Schluß macht, er verdiene auch zum allgemeinen Muster der Canzelberedsamkeit empfohlen zu werden. Wer mit diesem System nicht recht bekannt ist, und das sind doch die wenigsten Zuhörer (selbst nicht alle, die es sich einbilden zu seyn,) der wird den Redner und die Kraft seiner Gedanken nicht fassen. Die Ausdrücke, Charakter, freyes moralisch handelndes Wesen, ewige Verbindlichkeit, Verhältniß, und andere, die der V. S. 29. anführt, gehören gar nicht auf die Kanzel. Der gemeine Mann versteht sie gar nicht, und die andern nicht recht. Nur einzelne Philosophen, und die noch dazu aufmerksame Zuhörer seyn müssen, gehn in ihre ganze Kraft ein. Die Sprache der Kanzel muß simpel, und zugleich auch edel seyn. Wie das zu vereinigen sey, darüber ließe sich mehr sagen, als für diese Blätter gehört. Die ganze Haushaltung Gottes im Evangelio erfordert auch einen ganz andern Ton auf der Kanzel. Auf tiefsinnige Gründe der sittlichen Rechtschaffenheit, des Verhältnisses der Tugend gegen uns, ihrer eigenthümlichen Schönheit u. s. w. muß ein christ-

licher Prediger seine Lehren und Ermahnungen nicht bauen; sondern auf die Aussprüche Gottes, auf die Gewißheit seiner Verheissungen in Christo, auf die Empfindungen, welche Gottes Gnade, seine Langmuth mit uns, seine geoffenbarte Liebe und Heiligkeit in dem Mittleramte Jesu Christi, und die unerforschliche Liebe dieses Mittlers selbst, in uns erregen müssen. Dann wird sein Vortrag unterscheidend christlich und evangelisch. Jene Betrachtungen hingegen müssen nur als Nebenerläuterungen angebracht werden, dem Zuhörer das Vernunftmäßige der Lehren und Forderungen des Evangelii vor Augen zu legen. Und nach Beschaffenheit des Orts, wo der geistliche Redner sein Amt führt, kann er die Pflicht auf sich haben, sie häufiger oder sparsamer einzumischen. Betrachten wir nun Herrn Spalding in der Lage, darinn er sich wirklich befindet, so könnte man es grade an einem solchen Manne als er ist, wohl gut heißen, wenn er es zu seiner Hauptabsicht auf der Kanzel macht, sich mit dieser Vernunftmäßigkeit unsrer Religion vorzüglich zu beschäftigen. Denn ist es nicht in großen Städten zur Mode geworden, nichts glauben zu wollen, was nicht vernunftmäßig ist, oder doch den Schein davon hat? Wollten aber alle neben ihm eben die Sprache führen, und Leute, die seinen Geist nicht haben, (und wie viele haben ihn wohl?) ihm nachahmen, so würde freylich der Vortrag des Christenthums in ein leeres philosophisches Geschwätz verwandelt, dabey Christus und sein Wort gar vergessen würde, und welches doch auch im moralischen Verstande, bey dem größten Haufen ohne Frucht bliebe. Nach-

Nachdem wir so unsere Unpartheylichkeit bewiesen haben, dürfen wir nun auch wohl sagen, daß der V. fast beständig den Herrn Spalding zu hart beurtheilt. Läugnet man deswegen einen Satz der Religion, weil man ihn nicht erwähnt hat, wo ihn ein anderer für schicklich findet? So könnte man leicht den Apostel Jacob auch verketzern, daß er des Mittleramtes Jesu nicht gedacht hat. Und muß man denn, es schicke sich oder nicht, von Jesu dem gekreuzigten reden, da selbst der Apostel Paulus, der doch von nichts anders wißen will, ihn nicht immer im Munde geführt hat? Gewiß, man handelt unbillig, und verfällt zugleich, aus Liebe zum Widerspruch in eine Art von Schwärmerey, wenn man dergleichen Vorwürfe ohne hinlängliche Ursache übertreibt. Wir wollen nicht mehr davon sagen, weil wir übrigens mit des V. Denkungsart so wohl zufrieden sind.

B.

XVII.

Henr. Brokes iur. doct. Seren. Duc. Sax. Goth. Consil. aul. reipubl. Lubec. Syndic. atque consistor. praesid. selectae obseruationes forenses ex omni iuris parte collectae atque variis praeiudiciis et responsis confirmatae, quibus appendix trium iuris Lubecensis codicum vna cum antiquo iure Wisbyensi accessit. Lubec. et Alton. sumtibus Dav. Iversen. 1765. in Fol. 9 Alph. 15 pl. nec non praefat. duoque indices.

Wenn Männer von gründlichen Einsichten und bekanntem Ruhme gemeinnützige Arbeiten unternehmen, wenn sie dem neugierigen Leser die Früchte ihres Fleißes und ihrer Erfahrung mitzutheilen versprechen, so erwartet man nichts gemeines. Unsere Leser werden die Verdienste des Herrn Verf. mit uns schätzen, und aus der Ueberschrift des Buches ein günstiges Vourtheil ziehen. Wir versichern mit wahrer Freude, daß diese Sammlung viele andere übertreffe, und sich durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit derer Materien rühmlich unterscheide. Es hat zwar der V. keine Ordnung in denen Anmerkungen, die er mittheilet, beobachtet; allein er hat diesen Mangel durch zwey brauchbare Register geschickt ersetzet. Die Verschiedenheit der Fälle, welche fast aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit hier erzählt und entschieden werden, leidet keinen Auszug. Indessen wollen wir doch die Vollkom-

men-

menheiten und Mängel dieses Werkes redlich und unpartheyisch anzeigen.

Herr Br. verspricht auserlesene Anmerkungen und macht den Leser aufmerksam. Er erfüllet auch sein Versprechen an den meisten Orten, indem er nicht nur einige academische Abhandlungen von nicht gemeinen Inhalte mittheilet, sondern auch viele nicht bekannte und doch gleichwohl bestrittene Fälle anführt. Zum Beyspiel dienen folgende Bemerkungen, die wir ohne ängstliche Mühe gesammlet haben. Ein Beklagter ist wegen der geschehenen Einlassung nicht für einen Besitzer vom bösen Glauben zu achten, S. 45. Wer dem anderen Geld um etwas zu kaufen borget, der hat blos ein persönliches Recht, aber nicht ein stillschweigendes Unterpfand, S. 57. das Vermächtniß des Holzes erstrecket sich nicht auf Steinkohlen, S. 131. Wir finden über dieses gewisse Bemerkungen, durch welche er sich die Liebhaber derer Teutschen und Lehnrechte gar sehr verbunden hat. So ist die S. 99 angezeigte Stelle aus dem schwäbischen Lehnrechte beschaffen, woraus erhellet, daß ehedem der Lehnherr nur einen von mehrern Besitzern des Lehns belehnet, und daß folglich Gemeinden Lehnträger bestellen müssen. Die S. 183. befindliche Abhandlung von der Formul: in buthe über dir, ist wohl ausgearbeitet. Daß nach dem alten Lübeckischen Rechte der überlebende Ehegatte, wenn keine Kinder vorhanden, die Hälfte von des Verstorbenen Vermögen erbe, lehrt S. 599. mit neuen und aus guten Handschrifften entlehnten Gründen. Allein wir können doch nicht bergen, daß

wir viele gar zu gemeine und fast unzweifelhafte Fälle angetroffen haben, die man nach der Ueberschrift hier gar nicht vermuthen sollte. Es ist gewiß nicht nöthig mit Gründen und Rechtssprüchen zu erweisen, daß die Frau nur alsdenn verbunden, die Schulden des Mannes zu bezahlen, wenn sie ihn erbt, S. 93. oder daß es ein Verbrechen sey öffentliche Aemter mit Gelde zu erwerben, S. 116. Daß die Schenkung des sämmtlichen Vermögens auch die aussenstehenden Schulden in sich fasse, S. 298 und so weiter. Diese Bemerkungen sind ja nicht auserlesen, wie doch der Hr. V. in der Aufschrift des Buches hoffen lässet. Von dem Ursprung der Zehenden in Deutschland finden wir S. 527 nichts, als was allen schon bekannt ist. Manche Anmerkung ist nicht gehörig erwiesen. Ein Beyspiel bietet uns S. 313 dar, allwo behauptet wird, daß ein legatarius alsdenn Zeuge seyn könne, wenn er zur Feyerlichkeit und nicht zum Beweise einer Handlung gebraucht worden. Allein die Gesetze wissen von diesem Unterschiede nichts. Sie lassen ihn vielmehr zum Zeugniß, §. 11. I. de testam. ordin. dieweilen das Testament hauptsächlich die Erben angehet, die in des Erblassers Rechte folgen, nicht aber die legatarios. Dieser kleinen Fehler ohngeachtet verdienet Hr. Br. Dank und Beyfall. Wir freuen uns insbesondere über die vortreflichen Erklärungen, wodurch die Rechte verschiedener Oerter in Deutschland glücklich erörtert werden, als S. 119. 233. 257. 366. 491. 531. Das Dachdings auftragen, da die Frau nach des verschuldeten Mannes Tod ihr sämmtliches Vermögen

denen

denen Gläubigern darbietet, um sich von allen Verbindlichkeiten loszumachen, wird S. 604 so gelehrt und schön erkläret, als bisher noch nicht geschehen. Daß der Urtext des Lübeckischen Rechts nicht Lateinisch, sondern Deutsch geschrieben worden, wird S. 627 ebenfalls gründlich erwiesen. Und dergleichen nützliche und zum Theil auch neue Anmerkungen finden sich in mehrern Stellen, welche wir anzuzeigen nicht für nöthig achten, da unsere Leser aus dem, was wir angeführet, leichtlich auf die Vortreflichkeit des ganzen Werkes schliessen werden. Wir bemerken also nur noch, daß am Ende das Lübeckische Recht aus drey alten Handschriften nebst dem Wisbyschen beygefüget worden, für deren Bekanntmachung wir dem Hrn. V. gehorsamst danken.

XVIII.

Georg. Ludov. Boehmeri, Potentiss. magn. Brit. Regi et Elect. Brunsv. Luneb. ab aulae consil. et iur. antecessor in academ. Georg. August. obseruationes iuris feudalis. Götting apud Dan. Frid. Kublerum, 1764. 8. 1 Alph. 2 plag.

Der berühmte Herr Hofrath theilet hier eine Sammlung verschiedener Abhandlungen mit, die zwar schon ehedem gedruckt, nunmehro aber in etwas verändert und nützlich verbessert worden sind. Ihr Inhalt ist wichtig und verdienet eine genauere Anzei-

Anzeige. Wir wollen daher das vorzügliche daraus anführen.

Obseruat. I. De aetate vetustae consuetudinum feudalium Longobardicarum collectionis:, quam vulgo libros feudorum vocant. Es wird mit bündigen Gründen erwiesen, daß das longobardische Lehnrecht zwischen 1158 — 1168 gesammlet, und von dem Hugolino a Porta Rauennate mit Glossen erläutert worden sey. S. 1 - 33. Kaiser Friedrich der Erste erlaubte denen Rechtsgelehrten selbiges zu erklären, welche Erlaubniß dessen Ansehen befestigte. S. 39-43. Die Gründe der Gegner, welche sie K. Friedrich dem zweyten zuschreiben, werden hier sorgfältig geprüfet und geschickt entkräftet. S. 45-56. So bald das römische Recht in Deutschland eingeführt wurde, so erlangte auch diese Sammlung ein öffentliches Ansehen, wovon ein deutliches Beyspiel aus einem schiedsrichterlichen Ausspruche von dem Jahr 1321. S. 62 angeführet wird.

Obseruat. II. de feudis ex veterum Francorum beneficiis enatis. Das Wort beneficium bedeutet entweder überhaupt das Recht eine Sache zu geniessen und auf eine gewisse Zeit zu gebrauchen, oder insbesondere das Recht ein Gut für gewisse Dienste zu nutzen. S. 70 folg. Wer eine öffentliche Bedienung bekleidete, oder gewisse Dienste leistete, wurde bald vassus, bald ministerialis genennet. S. 73-76. Die Verschiedenheit der Dienste, welche man bey Hofe, im Kriege, oder bey öffentlichen Aemtern geleistet, verursache auch verschiedene beneficia, S. 76 folg. Indessen war doch damals ein merklicher

licher Unterschied zwischen einem Lehen und einem beneficio. Jenes erforderte eine besondere und zwar dingliche Treue, dieses gab den Niesbrauch für eine bestimmte Leistung gewisser Dienste. S. 78 folg. Nachdem aber die Lehen erblich geworden, so hörte dieser Unterschied auf und von dieser Zeit an bedeutet beneficium ein wirkliches Lehen. S. 79-89.

Obseru. III. De natalibus fidei vasalliticae. Fideles hießen alle diejenigen, welche gewisse Dienste geleistet, ein öffentliches Amt bekleidet, oder die Lehnstreue versprochen hatten. S. 90 folg. Es giebt eine gedoppelte Treue, eine persönliche und dingliche. Diese wird wegen des Besitzes gewisser Güther, jene aber wegen der Dienste und Aemter geleistet. S. 92. folg. zu der erstern waren die Grafen, Clienten und Soldurier der alten Deutschen verbunden, aber nicht zu der letztern. S. 94-97. Dergleichen haben auch bey denen Franken diejenigen geleistet, welche sich zu gewissen Diensten verpflichtet haben. S. 98. folg. Die Lehnstreue wird von der Zeit des K. Conradi Salici hergeleitet, als welcher die Erbfolge in denen Lehen eingeführt. S. 103 folg. So gerne wir dem Hrn. B. zugeben, daß ehedem die ministeriales und andere, die beneficia besessen, blos eine persönliche Treue versprochen, so wenig können wir doch die Meinung billigen, als ob die Lehnstreue erstlich vom benannten Kaiser abzuleiten. Die Lehnstreue macht ein wesentliches Stück des Lehnes aus, und es wird also hieraus folgen, daß vor dieser Zeit die Lehen noch nicht bekannt gewesen, daß ferner Vasallus,

homo, dominus, fidelitas und andere deutliche Wörter keinesweges eine Lehnsverbindlichkeit ausdrücken, welches iedoch nicht zu erweisen ist.

Obseru. IV. de indole fidei vasalliticae eiusque a ministeriali fidelitate discrimine. Die Verletzung der dinglichen Treue, worzu sich die Vasallen verpflichtet, zog den Verlust des Lehnes nach sich, S. 106. Der Herr kann sich dieses Rechts begeben und auf eine andere Art Genugthuung verschaffen. S. 108 folg. Aus der Lehnstreue folget aber auch die Verbindlichkeit zu Kriegsdiensten, welche ehedem die Mannschaft genennt worden. S. 110. folg. Die Dienstmanne leisteten blos eine persönliche Treue in Ansehung der übernommenen Dienste, welche sich aber nicht auf Kriegsdienste erstreckte. S. 112 = 118. Sie bemühten sich ihre Dienste in Lehnverbindlichkeiten zu verwandeln, und es hat ihnen auch hierinnen geglücket, wie S. 123 = 126 mit deutlichen Beyspielen gezeiget wird.

Obs. V. De femina ministeriali. Nachdem die Beschaffenheit der Dienstleute überhaupt beschrieben worden, so werden verschiedene nützliche und gute Anmerkungen über ihre Pflichten und Dienste gemacht. Die Dienstleute machten auch ihre Nachkommen zu gleichen Diensten verbindlich. S. 130. auch die Weibspersonen wurden öfters durch dergleichen Verträge verbunden, besonders wenn die Mutter eine Dienstmännin war. S. 132 = 135. Die Herren sorgten, daß sich die Dienstmanne an eine Person von ihrem Dienste, nicht aber an eine auswärtige verheyratheten. S. 136 = 139. Die

Kinder

Kinder der Dienstmännin gehörten zwar ordentlicher Weise dem Herrn der Mutter, allein sie wurden doch bisweilen nach besondern Verträgen unter verschiedene Herrschaften vertheilet. S. 139 - 144. Die Herrschaften traten öfters ihre Rechte an andere ab, allein es ist dieses nicht eine Veräuserung zu nennen, so wenig als man die Entlassung aus den Diensten für eine knechtische Loslassung halten muß. S. 151 - 160. Wie aber die Dienstleute ehedem verschenket und vertauschet worden, lehren die beygefügten Urkunden mit verschiedenen Beyspielen sehr deutlich. S. 160 - 175.

Obs. VI. De successione olim negata in bonis iure curiae datis seu in beneficiis ministerialium. Die Güter wurden ehedem entweder nach Lehn oder Hofrecht gegeben. Nur auf die erstern, nicht aber auf die letztern kann die Verordnung des Salischen Conrads von der Erbfolge in die Lehne angewendet werden. S. 177. Ja König Wilhelm that im Jahr 1253. den ausdrücklichen Ausspruch, daß die Erbfolge in den Gütern nach Hofrecht nicht statt finden solle. S. 178. folg. Und diese Erbfolge wurde damals so gar vorzüglicher Weise das Lehnrecht genennet. S. 180. Die Dienstleute haben es endlich dahin gebracht, daß die Erbfolge in denen Gütern nach Hofrecht eingeführet wurde, wodurch die Dienstämter in Lehne verwandelt worden sind. S. 183 - 187.

Obseru. VII. De feudo campanario, vulgo Glockenlehen. Die Stiftskirche des H. Ansgar in Bremen hat Lehne, wodurch der Vasall verbunden

wird die Glocke besonders bey entstandenen Wettern zu lauten. S. 193. folg. Es wird der Aberglaube, Glocken zu taufen, und der Irrthum, als ob sie böse Geister verjagen könnten, getadelt und erinnert, daß in denen Glockenlehen der Glöckner einige Gebäude zur Nutzung bekommt, deren Obereigenthum aber bey der Kirche verbleibet. S. 199. folg. Sie wurden auf Zeitlebens gegeben, aber nicht vererbet. S. 201. folg. Heut zu Tage sind sie selten und können nur von dem Schutzherrn der Kirche, so wie es die Stiftungsgesetze erlauben, vergeben werden, wie die Urkunden S. 206-213. erweisen. Diese Bemerkung ist artig und neu.

Obs. VIII. De feudi communis diuisione. Die schwere Materie von der Mitbelehnschaft wird von Herrn B. in ein helleres Licht gesetzt. Er verläßt zwar hier und dar die gemeine Bahn, allein er folget überall sichern Gründen. Seine Gedanken sind diese: Die Deutschen haben oft mehrere zugleich dergestalt belehnet, daß sie einen gemeinschaftlichen Besitz und Niesbrauch erlanget haben. S. 214-216. Starb einer der Besitzer, so kam sein Recht auf seine Abkömmlinge. Hatte er keine Erben, so bekamen die übrigen das ganze Eigenthum. S. 217. folg. Die Longobarden hingegen gaben in denen neu erworbenen Lehen denen Mitbelehnten die Belehnung blos von einem gewissen Theile, welcher nach dem Tod des Mitbelehnten an den Herrn zurückfiel. S. 218. folg. Die Mitbelehnten konnten sich allezeit abtheilen, und da die Theilung nach deutschen Rechten die Gemeinschaft aufhob, so wurde auch dadurch

das

das Recht der Erbfolge aufgehoben. §. 220. folg. Das longobardische Recht aber giebt in denen alten Lehen denen Mitbelehnten nichts destoweniger die Erbfolge, dieweil alle folgen, die von dem ersten Erwerber abstammen. §. 224. Da die Gesammthänder bey denen Deutschen gleichfalls das Recht der Erbfolge behalten wollen, so haben sie sich entweder voraus auf den künftigen Fall belehnen lassen, oder das Lehn nur in Ansehung der Früchte und des Besitzes getheilet, das Miteigenthum aber beybehalten. §. 225-229. Sie blieben daher Ganorben und liessen sich entweder alle zugleich, oder durch einen Lehnträger belehnen. §. 230. folg. Hieraus wird der Ursprung der sächsischen Belehnung und der Unterschied zwischen der wirklichen und Eventualbelehnung hergeleitet, deren letztere das Eigenthum auf den Fall ertheilet, wann der Vasall ohne Erben verstirbt. §. 233. Heut zu Tage folget man mehrentheils dem longobardischen Rechte, welches auch die Seitenverwandten zur Erbfolge läßt, und es ist das alte deutsche Lehnrecht nur noch da im Gebrauch, wo die Erbfolge blos von der Mitbelehnung abhängt. §. 234. folg.

Obs. IX. De inuestitura per procuratorem. Bey den Franken muste der Vasall in Person die Treue leisten, und es wurde kein Bevollmächtigter zugelassen. Die Feyerlichkeit der Belehnung, die Leistung des Eides, die Ehrerbietung, welche der Vasall beweißen muste, erforderten die persönliche Gegenwart. §. 236-240. Wurde der Vasall zu kommen verhindert, so gab man ihm Nachsicht,

oder verschob die Leistung der Treue. S. 241. folg. Der Lehnherr trug bisweilen das Recht der Belehnung einem andern auf, der dem Vasallen näher war, wie hier ausführlich S. 244. f. gezeiget wird. Und diese Belehnung hatte eben die Kraft, als wenn sie von Lehnherrn selbst geschehen wäre. S. 249-256. Nachgehends wurden in denen Lehen, welche Höhere von einem Niedern erlanget, Gevollmächtigte zugelassen. S. 256. folg. Das longobardische Recht erlaubte den Eid durch einen Gevollmächtigten zu schwören. S. 259. folg. Ohngeachtet man nun selbiges fast überall angenommen, so siehet man doch noch deutliche Spuren des alten Rechts, da nach verschiedenen Gesetzen der Vasall in Person die Belehnung nehmen, oder sich doch wenigstens entschuldigen muß. S. 260. folg.

Obs. X. De obligatione domini in renouatione inuestiturae sine difficultate concedenda. Der Lehnherr ist sowohl nach dem Lehnrecht, als auch nach dem Contract verbunden, dem Vasallen die Lehn erneuern zu lassen, wenn er sie zu rechter Zeit suchet, und alles, was die Gesetze von ihm verlangen, leistet. S. 263-267. Sie wird aber doch bisweilen dem Vasallen schwer gemacht, wenn man von ihm die Herausgabe verschiedener Uhrkunden oder Verträge fodert, die Lehnbriefe ändert, unschickliche Feyerlichkeiten vornimmt, oder ungewöhnliche Lehnware fordert. S. 267. folg. Allein dieses alles schadet dem Vasallen an seinen Rechten nicht das geringste. S. 269. folg. Wird ihme das Lehn streitig gemacht, so wird er durch eine Provisionalbeleh-

belehnung in Besitz gesetzt, so wie im Gegentheil zur Versicherung, daß die Belehnung nicht zum Nachtheil des Widersprechenden geschehen soll, ein Salvatorium gegeben wird. S. 271-275. Entstehet Streit, so muß der Ausgang erwartet werden. Der Besitzer wird indessen vorausbelehnet, bis der andere sein Recht ausgeführet. S. 276. folg.

Obs. XI. De iudice curiae feudalis. Je weniger die Materie von der Lehngerichtbarkeit untersuchet worden, desto mehr Dank sind wir dem Hrn. Hofr. für diese sorgfältige und gelehrte Untersuchung schuldig. Die gemeine Meinung, als ob die Lehngerichtbarkeit aus dem Obereigenthume des Lehnherrn herzuleiten, wird mit Recht verworfen und behauptet, daß sie vielmehr in der Hoheit, welche ehedem die Lehnherren besessen, zu suchen sey. S. 279. Der Lehnherr übet die Gerichtsbarkeit entweder selbst, oder durch den Hofrichter und die Lehnmanne aus. S. 281. Der Hofrichter vertritt die Stelle des Lehnherrn, und ist alsdenn nöthig, wenn es auf die Rechte und Verbindlichkeiten des Herrn ankommt, oder wenn die Verbindlichkeiten des Herrn und der Vasallen gegen einander untersucht werden sollen: S. 281-288. Der Hofrichter soll redlich, unpartheyisch und aus der Zahl der Lehnmanne seyn. S. 288-292. Auch der Kaiser setzte bisweilen einen Hofrichter, der zugleich mit einigen auserlesenen Ständen des Reichs die Lehnstreitigkeiten derer Reichsvasallen entschied. S. 294. folg. Die Reichsstände verbanden sich zuweilen ausdrücklich vor diesem Gerichte zu stellen, und ohngeachtet der Kaiser selbst

vorsitzen konnte, so muste er doch einen Hofrichter setzen, wenn es auf seine eigne Rechte ankam. S. 297. folg.

Obs. XII. De iudice feudi extra curtem. Es haben sich die Unterthanen öfters aus Furcht und Aberglauben auswärtigen Herren zur Lehnstreue verbunden. Die Reichsstädte bekamen daher vom Kaiser die Freyheit, daß ihre Unterthanen ohne ihre Einwilligung sich nicht an fremde Herren überlassen solten. S. 304-308. Lehne in einem fremden Lande hiessen feuda extra curtem. Die Sachsen nennten sie Buttenlehen, welche denen Binnenlehen, die im Lande liegen, entgegen gesetzet werden. S. 309-312. Es erhielte aber ein Fremder das Obereigenthum über ausländische Unterthanen durch die Belehnung, durch einen freywilligen Auftrag, oder vermittelst des völligen Eigenthums. S. 312. Da die Stände noch nicht die Landeshoheit hatten, so konnte der Kaiser gar leicht ein Obereigenthum in einem fremden Lande geben, welches auch noch itzt dem Kaiser erlaubet ist, wenn er ein Reichslehen in den Landen eines Reichsstandes geben will. S. 313. folg. Die Unterthanen haben sich einem Fremden entweder mit ausdrücklicher Einwilligung ihres Landesherrn verbunden, oder es hat selbiger nicht widersprochen und stillschweigend eingewilliget. S. 315. folg. Der Lehnherr hat in dem fremden Lehn eine Gerichtsbarkeit über alle Lehnsachen. Ist noch nicht ausgemacht, ob die Sache Lehn oder Erbe, so gehört der Streit für den ordentlichen Richter. S. 317. folg. Der Streit, welcher über die Frohnen der Bauern entstehet,

ſtehet, iſt keine Lehnſache. Die Lehngerichtbarkeit iſt eine Folge der Herrſchaft, und da ehedem blos diejenigen Lehne gaben, die zu befehlen hatten, ſo iſt deren Grund leichte zu finden. S. 320-325. Die Geſetze und Uhrkunden des dreyzehnten und der folgenden Jahrhunderte geben dem Lehnherrn die Gerichtbarkeit in Lehnſachen ausdrücklich. S. 325-329. Hat nun aber der Lehnherr nach allen Rechten und Gewohnheiten eine Gerichtbarkeit, ſo kann er dieſelbe auch in fremden Landen, jedoch mit Einwilligung des ordentlichen Landesherrn ausüben. S. 329-338. Daß aber Lehnſachen einzig und allein an die Lehnherren gewieſen worden, erhellet aus einem Project K. Albertii II. vom Jahr 1438, ingleichen aus denen Lehnbriefen und Verträgen, ja es iſt dieſes ſogar in denen neueſten Reichsgrundgeſetzen beſtätiget. S. 338-342. Die Freyheit, daß man die Unterthanen für kein fremdes Gericht laden könne, hindert die Lehngerichtbarkeit nicht, dieweil der Landesherr in ſelbige gewilliget. S. 346. folg. Die Appellation muß von dem Lehngerichte an die landesherrlichen, aber nicht ſogleich an die Reichsgerichte geſchehen. Und eben dieſes behauptet der Hr. V. auch von denen Afterlehen. S. 351-360.

Obſ. XIII. De ceſſione hypothecae feudalis absque domini conſenſu valida. In Churſachſen kann niemand einem andern das Pfandrecht abtreten, es geſchehe denn mit des Lehnherrn Bewilligung. S. 362. folg. Hr. V. hält die Lehnhypothec für ein Allodialrecht, welches nach Belieben veräuſert werden kann. S. 364. folg. Das longobardiſche

Recht verbietet nirgends dem Gläubiger sein Pfandrecht abzutreten. Man sieht auch keinen Grund, warum es nicht erlaubt seyn sollte, da dem Herrn nicht das geringste an seinen Rechten benommen wird, und es ihm einerley seyn kann, ob der Gläubiger oder ein anderer das Pfandrecht ausübet. S. 366. 370. Der Einwurf, es seye zur Abtretung des Pfandes die Einwilligung eben so wohl nöthig, als zu dessen Setzung, ist leichte zu beantworten, da die Abtretung nicht ein neues Pfand macht, sondern das alte und bereits gemachte nur auf einen andern bringet. S. 370. folg. Man kann auch nicht einmal vermuthen, daß die Einwilligung des Herrn nur auf die Person des Gläubigers eingeschränkt seye. S. 371. Woraus denn folget, daß die Abtretung des Pfandrechtes ohne die Einwilligung des Herrn gültig seye, und daß der Abtreter dem andern alle ihm zustehende Rechte übergebe. S. 378. folg. Dieses ist der vorzügliche Inhalt der bemerkten Abhandlungen, welche sämmtlich so fleißig und gründlich ausgeführet sind, daß wir ihnen zuversichtlich einen allgemeinen Beyfall gewähren können.

XIX.

XIX.

Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg, von der ersten Erscheinung der deutschen Sennonen an, bis auf jetzige Zeiten, ausgefertiget von Samuel Buchholtz, Oberpfarrern zu Lichen. Mit einer Vorrede Sr. Hochw. des Hrn. Oberconsist. Süßmilch. Erster Theil, alte Geschichte. Berlin, bey F. W. Birnstiel. 1765. 2 Alph. in 4.

Bisher hatte es den brandenburgischen Staaten an Geschichtschreibern gefehlet, (so wie es den deutschen Staaten überhaupt noch daran mangelt;) jetzt aber haben sie deren zu gleicher Zeit zwey bekommen, den Herrn Pauli, welcher eine allgemeine preußische Staatsgeschichte in vielen Bänden herausgiebt; und den Herrn Buchholtz, welcher nur die Geschichte der Churmark Brandenburg zu beschreiben unternommen hat, und sie in drey mäßigen Bänden vollenden wird. Das Werk dieses letztern sollte bereits im Jahr 1759 dem Drucke übergeben werden; allein, da eben damals die Geschichte des Herrn Pauli angekündigt wurde, hielt man vor rathsam dasselbe zurück zu halten, weil man befürchtete, es möchte vor überflüßig angesehen werden. Von Kennern aufgemuntert und unterstützt, stellt Hr. B. endlich auch das Seinige ans Licht, dessen wir es sehr würdig halten. Die Verzögerung der Ausgabe hat die Vollkommenheit des Werks befördert, indem es der Verf. in den letzten fünf Jahren ganz und gar

durch

durch und fast gänzlich umgearbeitet hat. Während eben dieser Zeit ist seine topographische Beschreibung der Mark und ihrer Goven, von der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin mit dem Preise gecrönet worden, und einige Jahre vorher hatte er seinen Versuch in der mecklenburgischen Geschichte drucken laßen; von welchen Arbeiten die eine einen Beweis seiner guten historischen Känntniß, die andere eine Uebung zur Erlangung und Erweiterung derselben abgegeben hat. Seine Untersuchungen in der Churbrandenburgischen Geschichte sind schon über zehn Jahre alt: ein Alter, das wir bey einem Geschichtschreiber sehr gerne sehen. Ob er gleich alle glaubwürdige Schriftsteller gebraucht hat; so hat er sich doch noch mehr der Urkunden zu bedienen gesucht, deren ihm eine ansehnliche Menge zum Gebrauch, meistentheils in zuverläßigen Abschriften mitgetheilet, und unter andern erlaubt worden, aus der Urschrift des berühmten Landbuchs Kaiser Carls des IV. einige Auszüge zu machen. Der Hr. Oberconf. Rath Süßmilch gehört insonderheit wegen seiner Aufmunterung, wegen der Erinnerungen, die er zur Verbesserung dieser Geschichte gemacht hat, und wegen der Mittheilung von gedruckten und handschriftlichen Hülfsmittel, unter die Beförderer des Werks: wie denn auch seine Vorrede eine Zierde desselben ist. Er handelt darinne von den Schicksalen der brandenburgischen Geschichte und Geschichtschreiber. Jene theilt er in drey Hauptperioden: in den alten Deutschen, in den Slavischen oder Wendischen, und in den gemischten, da Deutsche und Slaven zusammen

das

das Land bewohnet haben. Von einem jeden dersel-ben macht er eine kurze Abschilderung, um dadurch zu zeigen, wie merkwürdig diese Geschichte sey. Die Schriftsteller, welche sich mit derselben beschäftiget, haben theils wegen des Mangels an Urkunden, und wegen des verdorbenen historischen Geschmacks ihrer Zeiten nichts gutes leisten können. Theils aber sind die neuern unter denselben gleichsam durch ein besonderes Schicksal daran gehindert worden, wie z. E. Nicol. Leutinger, Andr. Angelus, Zach. Garcäus, Mart. Schoochius, Hendreich, El. Loechelius, Joh. Paul von Gundling, Mauclair, u. a. m. deren Arbeiten Hr. S. beschreibt, und zum Theil auch Nachricht giebt, wo die Ueberbleibsale derselben hingekommen sind.

Herr Buchholtz, welcher glücklicher ist, als diese seine Vorgänger, schickt vor seiner Geschichte eine Einleitung, oder topographische Beschreibung der Churmark Brandenburg auf 10 Bogen her. Zu dem, was sie hier vorstellen soll, ist sie ganz geschickt und hinlänglich. Einen Zug aus dem Charakter der Märker wollen wir doch beybringen. »Eine einzige »Ausschweifung dünket uns hier zu Lande zu herrschen; »und das ist die Proceß- und Streitsucht. Es ist »beynahe kein Bauer, der nicht alsbald zum Proceß »fertig sey, wenn es ihm nicht nach seinem Kopfe »gehet. Es ist wahr: dieß ist eine vorzügliche Thor»heit der Märker; aber die erleichterten Wege, zum »Rechte zu gelangen, mögen wohl mit dazu reizen, »denn es werden die Proceße hier vorzüglich abgekürzt, »und was die Sachwalter an ihrer Weitläuftigkeit

»verlie-

»verlieren, das ersetzt ihnen die Menge derselben, u. s. w. S. 75.

Da die Hauptepochen der brandenburgischen Geschichte die Errichtung des Churfürstl. Markgrafthums durch die anhaltischen Fürsten, vornehmlich Markgraf Albrecht den Bär, und die Gelangung des Hauses Hohenzollern zur Chur Brandenburg, in der Person Friedrich's des I. sind: so hat der Verf. auch nach denselben seine Geschichte abgetheilet; in die Alte vor 1157. in welchem Jahre Brandenburg von dem gedachten Markgrafen zuletzt erobert, und die Wenden gänzlich bezwungen worden; in die Mittlere bis auf das Jahr 1417. da Friedrich mit der Chur belehnet wurde, und in die neue. Herr B. ist noch unschlüßig, ob er die Geschichte des itztregierenden Königs Maj. am Ende gleichfals beschreiben soll. Mit den Ursachen, sie sey zu wichtig und noch nicht zu ihrem Ende gekommen, würde wohl die Nachwelt nicht zufrieden seyn, aber die Geschichtschreiber haben in dergleichen Fällen oft gültigere Ursachen des Stillschweigens.

Die alte Geschichte der Churmark nimmt gegenwärtigen Band ein. Sie besteht wieder aus drey Büchern. Das erste handelt von den Sueven und Vandalen, Sennonen und Longobarden, als den ältesten Einwohnern dieser Länder: Nachdem der V. sonderlich von den beyden letzten Völkerschaften, darunter die Sennonen an der Oder, Havel und Spree, die Longobarden aber an den Ufern der Elbe, in dem Herzogthum Magdeburg, und in der Altmark gewohnet haben, die Lage, den Namen,

die

die Sprache, die Religion, Sitten, Staats- und Kriegsverfassung, u. s. w. untersucht, auch die vermeynten Spuren von Niederlaßungen der Römer in der Mark verworfen hat: so fängt er ihre Geschichte von dem ersten Zuge der Sennonen nach Gallien an, der zwar nur auf einer Muthmaaßung, aber doch auf einer wahrscheinlichen, beruhet, beschreibt ihre Züge aus Gallien und Deutschland nach Italien, und daselbst geführten Kriege, und geht ihrer Geschichte bis zum Jahre 774 nach, das ist, bis auf die Zeit, da sich ihr Name mit dem Svevischen und Vandalischen vereinigt hatte, und ihr Vaterland durch ihre öftern Züge dergestalt entvölkert war, daß nunmehro fremde Völker an ihre Stelle einrückten. Dieß sind die Sachsen und Slaven oder Wenden, deren Geschichte vor Kaiser Heinrich dem Vogler im zweyten Buche vorgetragen wird. Der V. giebt abermals zuerst eine Beschreibung von den Sachsen, und macht den Anfang ihrer Geschichte von der Eroberung des nordlichen Thüringens, und also auch eines Theils der Altenmark, welche in dem Bündniße mit den Franken gemacht worden. Bis auf Heinrich den Vogler erzählt er ihre Geschichte von der Slavischen oder Wendischen abgesondert; von den Zeiten aber dieses Herrn an verbindet er die Historie dieser beyden Völker, die nun nicht mehr zu trennen ist, nachdem er vorher noch in diesem Buche eine ausführliche Nachricht von den Wenden, den verschiedenen Völkern, die zu ihnen gehörten, ihrer Lebensart, ihrem Götzendienste, u. s. w. gegeben, und ihre ältere Geschichte von

den

den Sorben an, als den erstern unter den märkischen Slaven, deren die Geschichte Meldung thut, durchgegangen hat. Das dritte und letzte Buch der alten Geschichte erzählet also die Begebenheiten der Sachsen und Slaven oder Wenden, nach Kaiser Heinrich I. bis auf König Friedrich I. oder Markgraf Albrecht I. den Bären. Hier findet man in der Eroberung von Brandenburg im Jahr 928. die erste Grundlage des Markgrafthums Brandenburg, und den Grafen Siegfried zu Merseburg, als ersten Befehlshaber des Königs Heinrichs in der wendischen Mark, der in der That schon Markgraf war, obgleich ohne diesen Titel zu führen. Der V. behauptet bey dieser Gelegenheit mit Recht gegen den Canzler Ludewig, daß die von den Carolingern und Sächsischen Kaisern verordneten Markgrafen lauter Fürsten in Gränzländern gewesen, und keine andern Länder den Namen einer Mark geführet haben: Wir übergehen die fernere Geschichte dieser Länder, die Kriege mit den Wenden, die Ausbreitung der christlichen Religion unter ihnen, und andere Veränderungen, bis auf Markgraf Albrecht den Bären. Es ist der fruchtbarste und lesenswürdigste Theil dieser alten Geschichte.

Den Beschluß macht ein Anhang Churmärkischer Urkunden, deren 26 sind. Die älteste ist Carls des Großen Stiftungsbrief des Bißthums Verden, vom Jahr 786, welcher dem Verf. dazu dienet, die Gränzen von dem Kirchensprengel desselben in der Altmark zu bestimmen. Die Stiftungs und Bestätigungs-Briefe von Havelberg und Bran-

denburg

denburg gebraucht er, um die verschiedenen Gauen der Wenden zwischen der Elbe und Oder anzuzeigen; ingleichen zum Beweis des Alterthums verschiedener Städte. Andere dieser Urkunden, die alle ihre Brauchbarkeit haben, sind von dem Erzbischof Hatton zu Maynz, von den Päbsten Innocenz II. und Eugen dem III. von dem Bischof Anshelm zu Havelberg, und sonderlich von dem Markgr. Albrecht. Hr. B. äussert dabey den Wunsch, daß man die Urkunden, welche die Mark Brandenburg angehen, in einem Codice Diplomatico Marchico gesammlet herausgeben möchte: so wie der Herr von Dreger in seinem Codice Pomeranico, ein Muster von einer solchen Arbeit hinterlaßen habe.

Das Werk ist mit großem Fleiß und sehr merklicher Einsicht und genauen Bekanntschaft mit der alten Geschichte, insbesondere auch mit der dazu gehörigen Topographie, geschrieben. Die Quellen der Erzählung sind überall angegeben, und mit guter Beurtheilung gebraucht. In Ansehung der Vollständigkeit finden wir auch nichts zu erinnern; und wenn sich der Verf. zuweilen etwas in die Geschichte ausserhalb der Churmark einläßt, so verdient solches entweder wegen der würklichen oder wahrscheinlichen Verbindung ihrer Einwohner mit andern Völkern, Entschuldigung. Seine Schreibart ist ziemlich rein und fließend; sie erhebt sich aber auch nie, und er gesteht selbst, daß er den niedrigen Ausdruck des Nepos und Justinus nicht zu übertreffen gesucht habe. Wir sehen mit Vergnügen, daß der Verf. in diesem Stücke seine Kräfte gekannt und sich nach denselben

gerichtet habe. Man wird in der That finden, daß ihn weder ein beredter und geschmückter, noch ein witziger oder gar scherzhafter Ausdruck kleide. Nur wünschten wir, daß er weder den Livius wegen der beygebrachten Reden, noch den Tacitus wegen seiner Dunkelheit getadelt, oder vielmehr den Tadel, den er, wie er sagt, auf Schulen von ihnen gehöret, wiederholet hätte. Wenn doch Deutschland seine Livios und Tacitos hätte!

R.

* *

XX.

Justini Febronii Icti Buch von dem Zustand der Kirche und der rechtmäßigen Gewalt des römischen Pabst, die in der Religion widriggesinnten Christen zu vereinigen. Aus dem lateinischen in einen getreuen Auszug übersetzt. Wardingen 1764. 1 Alph. 11 Bogen. Nebst 6 Bogen Zuschriften und Inhalt in 8.

Was die Freyheit zu denken für einen großen Nutzen habe, und wie tödlich sie dem Aberglauben, und der Herrschaft blinder Vorurtheile sey, das kann auch der Inhalt dieses Buchs beweisen. Wenn es ein katholischer Lehrer sonst in Deutschland gewagt hätte, die Unfehlbarkeit des Pabstes, seine allgemeine monarchische Gewalt über die Kirche, seine Unūnterwürfigkeit von allen Kirchengesetzen, u. s. w. zu bestreiten, oder nur in Zweifel zu ziehen; so würde er sehr in Gefahr gewesen seyn, mit seinem Bu-

che

che zugleich dem Feuer aufgeopfert zu werden. Nachdem aber durch die Freyheit zu Denken Hohe und Niedrige unvermerkt aufgeklärter geworden sind, und sich mancher irriger Meynungen, die ihnen zuvor Religion waren, vor sich selbst schämen; so wird ein katholischer Prälat, der die Nichtigkeit dieser sonst heilig gehaltenen Glaubensarticel zeigt; die unrechtmäßigen Anmaßungen des römischen Stuhls mit Nachdruck und Redlichkeit bis zu ihren trüben Quellen kenntlich macht; auf eine Reformation desselben dringt, und den Pabst blos auf den primatem ecclesiae reduciren will, mit Beyfall aufgenommen, um seines Muths, und seiner Rechtschaffenheit willen geehrt, und vermuthlich, wenn sich die Deutschen das edle Kleinod der Freyheit zu Denken nicht rauben laßen, auch nach und nach mit seinen auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründeten Anschlägen Gehör finden. O laßet uns doch über diese kostbare Freyheit wachen, und sie um einiger unzertrennlichen Misbräuche willen nicht wieder wegwerfen!

Den Gelehrten ist der Inhalt dieses Buchs schon bekannt genung; um auch mindergelehrten in der römischen Kirche die freymüthigen Gesinnungen einzuflößen, die darinn herrschen, ist dieser Auszug daraus in deutscher Sprache gemacht worden. Sollte es über kurz oder lang so viel Frucht schaffen, daß die Freyheiten der Kirche von der katholischen Geistlichkeit allgemeiner behauptet, und die ungegründeten Anmaßungen des Pabstes über Kirchen, die in keiner rechtlichen Dependenz von ihm stehen, ernstlicher bestritten würden; so könnte Deutschland das

glückliche Land zu allererst seyn, welches das Joch abschüttelte. Denn wie viel vorzüglicher sind die deutschen Bischöffe vor den französischen dazu im Stande? Wie viel größer ist ihr Ansehen, und unabhängiger ihre Gewalt? Haben diese mancher Hindernisse und schwierigen Hofintrigen ohngeachtet doch zur Beschämung der Deutschen die Freyheiten der gallikanischen Kirche oft muthig vertheidiget, wie vielmehr sollten die deutschen Bischöffe aus ihrem Schlummer erwachen, und, als freye Fürsten, die unter keiner solchen Abhängigkeit seufzen dürfen wie iene, ihre Vorzüge fühlen, ihre Vorrechte behaupten, und mit vereinten Kräften die Eingriffe eines fremden Fürsten, der nur den Vorsitz unter ihnen hat, zurücktreiben. In Deutschland ist diese Reformation am leichtesten; und die weltlichen Fürsten haben den Bischöffen bereits durch manche Schritte den Weg dazu gebahnt. —— Ob die Hauptabsicht des Verf. den verirrten Schafen den Weg in den Schooß der Kirche dadurch wieder zu eröfnen, erreicht werden könne, scheint uns noch manchen Zweifeln unterworfen zu seyn. Denn wenn auch das große Werk durch ganz Europa ausgeführt würde, den Pabst in seine Diöceß einzuschränken, und alle unrechtmäßig geknüpfte Bande der Abhängigkeit fremder Kirchen von ihm zu zerschneiden: und welche große Revolutionen gehören dazu! so würde doch in der römischen Kirche noch so viel Dienstbarkeit bleiben, daß jeder, der sich frey fühlt, nicht zurückzukehren Lust haben würde. Aber das ist wahr, daß alsdenn ein so großer Schritt zur Annäherung gethan seyn würde, der eine Vereinigung

nigung möglich machte, die jetzt unmöglich ist. Die römische Kirche würde aber auch ohne diese Vereinigung an Licht und Wahrheit so sehr dadurch gewinnen, daß sie in sich selbst für diese Revolution sattsame Belohnung finden würde.

Wir werden uns daran begnügen laßen, einige starke Züge, die den Geist der Freyheit athmen, aus diesem Buche auszuzeichnen; des Verf. Muth und Einsicht wird daraus kenntlich werden, und der Leser Lust bekommen, aus der Quelle selbst zu schöpfen. — Nachdem der V. im ersten Hauptstück dargethan hat, daß J. C. dem Stuhl Petri keine unumschränkte Gewalt in der Kirche ertheilt habe, und die Schriftstellen, welche ohne Grund dafür angezogen werden, richtiger zu erklären gesucht hat: (wider deren Auslegung und daraus gezogene Folgerungen wir zwar manches einzuwenden hätten, wenn es zum Zweck diente;) so zieht er S. 21. aus der Stelle Matth. 18, 15. f. den starken Schluß: „Hier wird unter „dem Brudernamen auch der den Schwachheiten und „der Sünde unterworfene Pabst angezeigt. Daher „auch über ihn selbst die brüderliche Bestrafung, son„derlich wegen Ketzerey, Trennung, böser Sitten, „die vielen zum Aegerniß und zur Beleidigung gerei„chen, ausgeübet werden muß.„ S. 31. preiset er es als einen Beweiß der göttlichen Fürsehung, daß die Frage; „ob der Pabst für der allgemeinen Kirche „Bischof und Regent zu halten sey? auf der triden„tischen Kirchenversammlung, wo die meisten doch „noch in dieser Sache mit großer Blindheit ge„schlagen waren, nicht nach dem Gutbefinden des

»römischen Hofes, und der heftigen Begierde der »Ueberalpinischen, das ist, nach isidorischen Schlüs»sen entschieden worden.» S. 34. 35. ist eine Stelle, die eines Zeugen der Wahrheit würdig ist: »Sollte die Wahrheit (er redet von Kirchenversamm»lungen) von den versammleten Bischöffen, mit »Verachtung ihrer Würde, verrathen werden, — »so wird Gott einige seiner treuesten Diener erwe»cken, welche dergleichen Verfälschung widersprechen; »er wird ihren Worten und Thaten Kraft verleihen, »die Verführung niederzuschlagen, und der Wahr»heit den Triumph zu verschaffen; die Unrichtigkeit »wird sich nach und nach entdecken, und was An»fangs eine Kirchenversammlung hieß, wird »nachhero als ein Zusammenlauf und eine Rot»tirung verworfen werden.

Für die Nothwendigkeit eines Primats in der Kirche, und für das Primat des römischen Stuhls muß es wohl schwer halten, sichere Beweißgründe zu finden, weil sich unser kluger Verf. im zweyten Hauptstück an so schwachen hat begnügen laßen. In Absicht der eigentlichen Primatsrechte ist er auch vielfältig unbestimmt: wie kann das aber auch anders seyn? er nimmt seine Bestimmungsgründe aus der Tradition und dem Verhalten der acht ersten Jahrhunderte in der Kirche; und wie ungleich das in der langen Zeit gewesen seyn, ist iedem Kenner der Kirchengeschichte bekannt. Daher nimmt er halb mit der einen Hand, was er mit der andern gegeben hat. Uns hat gefallen, daß er S. 53. 54. aus seinen Sätzen mit Grunde folgert, daß die Kirche

das

das Recht habe, das Primat zu verlegen, wenn es übel verwaltet werde; S. 62. daß der Pabst zwar allgemeine Gesetze geben könne, die aber erst durch einstimmige Annehmung der Kirche ihre Kraft erhalten; S. 75. daß der Pabst nicht dafür zu erkennen sey, wenn er die allgemeinen Kirchenrechte nicht vertheidigt, oder gar aufhebt und verkehrt. S. 77. vom Recht des Widerspruchs der Kirchen gegen seine Aussprüche; S. 84. von dem Rechte der Völker, die nachtheiligen Misbräuche, die aus den falschen Dekretalen entstanden sind, zu verbeßern; und S. 93. von der rechtmäßigen Widersetzlichkeit gegen die Gewalt des Pabstes.

In einem sanften und gemäßigten Ton werden im dritten Hauptstück die Quellen angezeigt, daraus nach und nach die übertriebene Gewalt der Päbste entstanden sey. Sie sind aber von andern Verfassern der bürgerlichen und Kirchengeschichte nachdrücklicher und freyer aufgedeckt worden, daher wir uns nicht dabey aufhalten wollen. Der V. muß sich zuweilen drehen und wenden, weil er gern ein rechtgläubiger Katholick bleiben will. Sehr wahr sagt er S. 123. »Die Heiligkeit der römischen Kirche ist »durch die entgegenstehende Aergernisse des zehnten »Jahrhunderts besonders wieder verloren gegangen.« Das hat uns am meisten frappirt, und wird auch manche unsrer Leser sehr frappiren, daß es noch unter den neuen Kanonisten Roms Leute giebt, welche sich nicht scheuen, Sätze zu behaupten, die zwar in der Zeit der Knechtschaft und Unwißenheit übersehn worden, aber in unsern erleuchteten Zeiten lächerlich

und zugleich abscheulich klingen. Wir wollen doch einige zur Probe hersetzen. S. 149. wird aus des Rubei Collect. recent. Decisionum Rotae Rom. angeführt: »Der Römische Pabst ist Monarch, Kai»ser, König, Vorsteher, mit aller weltlichen Macht »in der ganzen Welt, einen auch übernatürlichen »Zweck zu erhalten. — Des römischen Pabstes »höchste Gewalt erstreckt sich mit höchsten Ruhm „in die Gränzen des Thierkraises, von den Ze„phyrpforten des Feuerhimmels bis auf die tief„sten Abgründe der Hölle. — Der Pabst kann »das bürgerliche Recht aufheben. — Der Cardinal von Luca sagt nach S. 151. »Der Pabst hat »die Schatzkammer und Landeshoheit sowohl über »die Personen, als Kirchensachen in der ganzen »Welt. — Was Gott und die Seele betrift, kann »er allein in der Welt aufheben. — Eine That »gültig zu machen, kann er vorgeben, daß das geschehen sey, was da hätte geschehen sollen.« Fagnanus macht es noch ärger. Nach ihm »hat der »Pabst einen himmlischen freyen Willen. — Er »ist grösser als ein Apostel, und weder an Pauli »noch Petri Gebot gebunden. — Er kann alles »ausser dem Rechte, über das Recht und wider das »Recht thun. — Seine Meynung ist gültig, »wenn sie gleich der Glaubenslehre der Kirche und »den Concilien zuwider ist. — Er macht recht, »was nicht recht ist, und kann der Sachen Wesen »ändern. — Aus vollkommner Gewalt kann er »aus nichts etwas machen. — Er ist der Fürst der »Fürsten, der Herr der Herrschenden. — Er »setzt

»setzt im Concil den Kaiser ab, ohne des Concils Bey»stimmung. — Er kann die Unterthanen der Für»sten von jeder, auch beschwornen Pflicht entbinden.« Das sind Sätze, sagt der V. S. 153. mit Recht, welche aller Verständigen Ohren aufs höchste beleidigen, und Grauen und Schrecken machen.

Im vierten Hauptstück wird dem Pabst recht ans Herz gegriffen. Der V. läugnet ihm alle seine angemaßte ausschließende Vorrechte ab, und zeigt, daß er nur durch Gewalt und List, und mit Hülfe von Isidors Betruge zum Besitz derselben gelangt sey. Ihm kömmt es also S. 162. nicht allein zu, Glaubenssachen zu entscheiden; sondern seine Entscheidungen können von den besondern Kirchenversammlungen nochmals untersucht werden. Er hat kein Recht die Bischofswahlen zu bestätigen, S. 170. sondern es kömmt der Synode, oder dem Metropolitan zu. Noch weniger gehört es S. 178. für ihn, die Bischöffe abzusetzen; wobey der V. S. 181. von den künftigen Zeiten eine Verbesserung des tridentinischen Kanons, der dieses behauptet, hoffet. Seiner Meynung nach muß also wohl nicht der heil. Geist zu Trident präsidirt haben, wie er es doch im vorhergehenden vorauszusetzen schien. S. 196. wird ausführlicher dargethan, daß der Pabst nicht monarchisch allgemein verbindliche Gesetze in Glaubenssachen, ja auch S. 201. nicht einmal in Absicht der Kirchenzucht geben; oder einmal angenommene nach Belieben verändern könne. Er hat nur das Recht sie vorzutragen, S. 204. und muß der Bischöffe Beurtheilung und Einstimmung erwarten. S.

209. f. werden die verschiedenen Sammlungen der Decretalen scharf und richtig beurtheilt. Der Pabst hat keine Gerichtsbarkeit über die Kirche S. 217. Das Recht der Appellation von der ganzen Kirche kömmt ihm nicht zu. S. 221. u. s. w. — Man sieht aus diesen Sätzen, daß der Pabst nach des V. Sinn ganz aufhören muß Pabst zu seyn.

Die Rechte der allgemeinen Kirchenversammlungen, ihr Nutzen und ihre Nothwendigkeit werden im sechsten Hauptstück umständlich erörtert. Hier sind einige Züge daraus. »Niemand zweifelt, heißt es S. 236. daß die römischen Päbste in Irthum fallen, »und durch schwere und schändliche Laster böse werden »können. — Wer sollte sie ihrer Würde entsetzen, »wenn es nicht die im heil. Geist versammlete Kirche »vermöchte? — Nur sie kann den Irrthümern »und Aergernißen abhelfen, welche von den römi»schen Bischöffen öffters verursacht worden sind.» S. 240. werden Data angezeigt, daraus erhelle, daß das tridentische Concilium die Oberhoheit über den Pabst ausgeübt habe. S. 244. wird vom Pabst gesagt, »ein mit so starker Gewalt versehener, »so vielen Versuchungen unterworfener, mit so gro»ßer Schmeicheley umgebener Sterblicher muß durch »die Furcht der Canonum der Concilien zurück gehal»ten werden.» — Nicht der Pabst, sondern die Kaiser haben Recht und Macht gehabt, Kirchenversammlungen zu berufen, S. 244. f. die auch wie die Päbste den Vorsitz darinn haben, welchen nur der Vortrag, und die erste Stimme zukömmt. S. 252. f. Die Concilien brauchen seiner Bestä-

tigung

rigung nicht, S. 255. und in seinen eignen Ange=
legenheiten steht die Einwilligung und Annehmung
derselben nicht mehr in seinem freyen Willen, als bey
einem jeden Gläubigen. S. 265. ist ein merkwür=
diges Urtheil des Pabsts Hadrians des sechsten
von Luthern. S. 276. f. wird aus vielen Zeug=
nissen erwiesen, daß die Appellation vom Pabst an
ein allgemeines Concilium immer für rechtmäßig von
der Kirche erkannt worden; wie denn auch die galli=
kanische Kirche den Appel comme d'abus nie aus der
Acht läßt. S. 284. Die Freyheit der geistlichen
Versammlungen von aller Menschenfurcht wird S.
290. männlich angepriesen. S. 303. f. giebt der
Verf. eine lange Liste von Misbräuchen in der katho=
lischen Kirche und besonders am römischen Hofe, die
von der tridentischen Versammlung nicht getilgt
worden, und ein neues Concilium nothwendig ma=
chen. Einige davon können wir nicht unangeführt
laßen. Der Bettelmönche übertriebene und wider=
rechtliche Privilegien S. 306. Die Ueberhäufung
schlechter und ungelehrter Leute mit Präbenden, wel=
che andern rechtschaffenen Leuten entzogen werden,
S. 307. Die beschwerlichen Annaten; die kostba=
re Lösung des Palliums; die Feilheit der Dispensa=
tionen, Abläße u. s. w. zu Rom, S. 310; der
allezeit offene Schatz der päbstlichen Kammer für baa=
res Geld, S. 313, die ärgerlichen und schimpflichen
Dispensationen; die Verkaufung geistlicher Würden
an Untüchtige, und die unrechtmäßige Krämerey da=
mit, S. 314. u. s. w. Alle diese Misbräuche
dauern noch fort, S. 318. f. und ihre Abstellung

ist

ist blos durch die Kunstgriffe des römischen Hofes verhindert worden, und wird es noch, S. 328. f.

Die Gewalt und das Ansehen der Bischöffe wird wider die unrechtmäßigen Eingriffe des Pabstes im siebenten Hauptstück vertheidiget. Der Pabst ist kein allgemeiner Bischof, sondern die Bischöffe sind seine Mitregenten der Kirche, haben in ihrem Sprengel eben die Gerichtsbarkeit als er in dem seinigen, und alles, was der Pabst in eines andern Bischofs Sprengel ohne dessen Genehmigung unternimmt, ist ungerecht, und der Stiftung des bischöflichen Amts zuwider. S. 362. f. 367. f. Die Annaten haben gar keinen Grund der Rechtmäßigkeit vor sich, S. 375. und können von der Simonie nicht freygesprochen werden, S. 376; dadurch „melket der römische Hof die Bisthümer, sauget die Abteyen, und „scheelet die Prälaturen aus, und preßt von jeder „Nation Gold und Silber aus, das zu lüsterner „Ueppigkeit gemißbraucht wird.„ S. 378. Besonders sind sie der deutschen Nation höchst beschwerlich. — Ueber die Privilegien und Ausnahmen, welche den Ordensleuten vom Pabst widerrechtlich ertheilet worden, wird S. 385. f. nachdrückliche Klage geführt, und der Nachtheil, welchen der Staat und die Kirche davon hat, S. 392. f. lebhaft geschildert. Die Regenten sollten über den gefährlichen statum in statu der Mönche wachen, S. 396. und die innerlichen Gebrechen der Klöster, ihr Aufwand, Schwelgerey, Ungerechtigkeit, Zank und Zwietracht, grausame und eigenmächtige Bestrafungen, Faulheit, Menge und unwürdige Kunstgriffe

fordern

fordern eine baldige Verbesserung, und genauere Kirchenzucht der Bischöffe, S. 400. f. — Diese Stelle verdient ganz gelesen zu werden.

Isidors verfälschte Dekretalen, und des römischen Hofes Vortheil, darnach zu handeln, werden im achten Hauptstück mit Grunde, als die Hauptquellen der verfallenen Kirchenzucht, und der unterdrückten Freyheit der Kirche, angegeben. Und hier spricht der V. noch mehr aber in folgenden letzten Hauptstück mit einer republikanischen Freymüthigkeit. Isidors Betrug und die Heiligung desselben war abergläubigen oder ehr- und geldgeizigen Leuten zu Rom eine angenehme Erfindung, S. 424. es war ein Werk der Fuchsschwänzer S. 425. Mit Recht müste der als ein unbilliger und gegen die Kirche Gottes sehr ungerechter Mann zu achten seyn, der das heilige Verlangen, den Schaden dieses Betrugs zu tilgen, schelten wollte. S. 429. Die Prälaten der Kirche sollten aufstehen, und diesen Raub und Diebstahl des römischen Hofes, der aus den falschen Dekretalien entstanden ist, völlig abzuwenden suchen. S. 436. — Wie das Volk den Bilderdienst übertrieben hat, so ist es auch in der schuldigen Verehrung des römischen Bischofs zu weit gegangen; u. s. w. S. 437. Er ermuntert hierauf die Bischöffe, sich wieder in ihre Rechte einzusetzen, wo es unter andern S. 439. heißt: „Wir wundern „uns heut zu Tage über die leeren Schrecknisse und „die Einfalt unserer Väter. Es übersteigt fast unsre Gedanken, wie es den römischen Päbsten hat in „den Sinn kommen mögen, mit den Cronen, Rei-

„chen

„chen und Ländern zu schalten und zu walten. —
„Wären Kaiser und Könige immerfort so leichtgläu-
„big geblieben, als es viele Bischöffe noch sind; so
„wäre gewiß der Bischof zu Rom heut zu Tage der
„einzige Monarch in der Welt, und die Engelsburg
„würde die Schätze, die ihm aus allen Welttheilen
„zuströmeten, nicht faßen.„ So schreibt ein ka-
tholischer Prälat! man schließe hieraus auf andere
Stellen, die wir aus Mangel des Raums ungern
übergehn.

Von den Mitteln, die er im neunten Hauptstück vorschlägt, die Kirchenfreyheit wieder zu erlangen, wollen wir nur einige heroische hier anführen. „Es „ist billig, sagt er S. 463. von der Religion abzu- „sondern, was Unwissenheit und deren Frucht, der „Aberglaube, wie nicht weniger die Staatsgriffe „verwirrter Zeiten, wider Christi Einsetzung und die „Freyheit angefügt haben.„ S. 465. f. verlangt er, daß das Volk besser unterrichtet werden solle, und behauptet S. 467 mit Grunde, „daß die Ruhe „und Wohlfart der Völker, der Friede in der Kirche „und die Reinigkeit der Sitten durch ein festes Band „mit der Uebung der Wissenschaften verknüpft sey, „als welche das festeste Bollwerk wider den der Kirche „und der Republik höchst schädlichen fanatischen „Aberglauben wären.„ Kluge Männer müßen sich nach S. 468 durch die Verurtheilung und schimpfliche Unterdrückung, die zu Rom vielen guten Büchern wiederfährt, nicht schrecken laßen. Dem römischen Pabste ist es S. 471 sehr nützlich, daß ihm die Wahrheit von redlichen Männern, sonderlich

auswär-

auswärtigen, muthig gesagt werde; die er nach dem Schicksal der Großen, von denen, die um ihn sind, gar spät oder niemals hört. — Wenn der Pabst nicht eine freye allgemeine Kirchenversammlung berufen wollte, so müste es von andern nach S. 475. geschehn. — Widersetzte sich der Pabst den Schlüssen derselben, oder auch nur einer Nationalsynode; so müßten ausser Ordnung und zur Zeit (pro tempore) die Kirche mit einem andern Haupte versehn werden. S. 479. f. Vor Strafen und Bannstrahlen muß man sich nicht fürchten. S. 498. f. Wendet sich der Pabst von der Lehre und richtigen Kirchenzucht ab, so muß er persönlich angezeigt und verurtheilt werden. S. 499. Das Ius placiti muß in allen katholischen Ländern eingeführt werden, wie in Frankreich und Spanien; daß ohne Bewilligung des Regenten kein Rescript, Decret, Befehl, Bulle oder Breve, noch einige römische Briefschaften zur Vollziehung gültig ist. S. 507. f. Die Appellationen an den römischen Hof müßen aufgehoben, S. 514. und das jährliche Ausschleppen ungeheurer Geldsummen für Bullen, Annaten, Palliums, Dispensationen u. s. w. nach Rom von den Regenten verwehret werden. S. 515. Wenn der Pabst die heiligsten Kirchengesetze durch öftere, unerlaubte Dispensationen, die nunmehro in einem gewöhnlichen Hofstyl verwandelt sind, umkehrt, u. d. m. so kann und muß einem solchen Pabst offenbar widerstanden werden, S. 527. folg. — So hat wohl selten ein deutscher Katholick gesprochen! Der Muth und die Freymüthigkeit ist lobenswürdig; und verdient

befolgt

befolgt zu werden. Das Exempel der gallicanischen Kirche ist da, auf deren Beyspiel und Rechtsgründe der Verf. sich oft berufen hat. Wir hoffen auch, daß der Verf. mehrere erwecken werde, die mit ihm wenigstens die Stimme erheben; und wenn das Licht der Wissenschaften sich immer mehr ausbreitet in Deutschland, so wird vermuthlich auch die Frucht endlich nicht ausbleiben, und die Regenten, Bischöffe und Kirchenlehrer selbst, die er in seinen Zuschrifften so muthig auffordert, die Hand ans Werk legen. — Die Uebersetzung ist mehrentheils verständlich; der Auszug scheint aber nicht immer das wichtigste gewählt zu haben. Wir müssen nicht vergessen zu rühmen, daß der Verf. sich von den Protestanten mit seltener Billigkeit und Mäßigung ausdrücke.

B.

XXI.

Andachten in Betrachtungen, Gebeten und Liedern über Gott, seine Eigenschaften und Werke von Johann Andreas Kramer, Zweiter Theil, erstes Stück. Schleswig und Leipzig, bey Joachim Friedrich Hansen. 1765. 15 Bogen in 8.

So angenehm es uns gewesen wäre, wenn wir nach Durchlesung dieses Stücks der cramerischen Andachten das Urtheil hätten zurücknehmen können, das über den ersten Theil derselben gefäl-

let worden ist; so müssen wir ihm doch hier abermals beytreten. Es herrscht hier eben der Strom von Worten, eben die Häufung von Wiederholungen, ein ähnlicher Ueberfluß synonimischer Redensarten, und gleicher Mangel an Rührung und Präcision. Wenn man die Betrachtungen auch nur blos als dogmatische Abhandlungen, über Gottes Eigenschaften ansehen wollte, so müßten sie doch, da sie zur Erbauung abzwecken sollen, eine solche Wendung haben, die das Herz rührte, und anschauende Erkenntniß bey dem Leser hervorbrächte. Aber die Aufmerksamkeit wird durch den weitschweifigen Vortrag so zerstreut, daß man sie mit Mühe wieder sammlen muß. Und doch sollen Andachten nicht allein die Aufmerksamkeit reizen; sie sollen mehr thun, auch das Herz intereßiren. Leser, die nur Wissenschaft suchen, werden nicht befriediget; denn es sind schwache und gute Beweisgründe durch einander gemischt, und den guten fehlt es dazu noch an Präcision und deutlichen Entwickelung. Leser hingegen, die mit der natürlichen Theologie, als einer scientifischen Wissenschaft, nicht bekannt sind, werden vieles nicht verstehen, weil es zu abstrakt vorgetragen, und in solche Worte und Redensarten eingekleidet ist, die außer dem System keine Faßlichkeit und keinen bestimmten Gebrauch haben. Wir können das Werk nicht besser karacterisiren, als wenn wir sagen, daß ein nachgeschriebenes Collegium über die natürliche Theologie, darinn der Lehrer ieden Satz umständlich erläutert, und, wo er nur gekonnt, homiletische Anmerkungen beygefügt hätte, der Sache nach, so aussehen würde. Der

Verf. hält sich auch bey Zergliederung einzelner Wahrheiten zu lange auf, und veranlaßt sich selbst dadurch die öftmaligen, verdrießlichen Wiederholungen. Man bedenke nur, daß dieses Stück außer einigen nachgeholten Gedanken über Gottes Ewigkeit, die fast immer einerley sagen, sonst nichts enthält, als Betrachtungen über die Wahrheit, daß Gott ein Geist sey, und die höchste Erkänntniß besitze. Nach diesem Plan kann noch ein eben so starker Theil mit gedehnten Betrachtungen über den göttlichen Willen angefüllt werden. Empfindungen haben wir beym Durchlesen fast gar nicht gehabt; und sie müssen auch, wie uns dünkt, bey dem Leser sowohl als Verf. durch den überfließenden Strom der Worte ersäuft werden. Empfindungen drucken sich ganz anders aus.

Hätten wir nicht Hochachtung für die Talente des Verf. so würden wir nicht abermals zur Beurtheilung dieses Werks zurückgekehrt seyn. Aber es muß jedem, der die Wissenschaften und die Religion liebt, daran gelegen seyn, daß bey dem Mangel geschickter Männer, wirkliche Talente und schätzbare Gaben in dem Dienste derselben nicht fahrläßig angewandt werden.— Die eingemischte Poesie würden wir übersehn, auch wohl gutheißen, wenn sie von einem Manne herrührte, der sich und seine Mitchristen aus guter Wohlmeynung durch ein Lied erbauen wollte. Aber von einem Cramer fordern wir mehr als einen fließenden Reim, als alltägliche Gedanken, als prosaische Wendungen. Ein Cramer muß und kann simpel und doch nervös, leicht und doch neu, in der Bildung der Gedanken erbaulich seyn, und sein Lied

muß

muß doch ein Ganzes ausmachen, das einen bestimmten Gedanken zum Thema hat.

Zum Beweise unsrer Unpartheylichkeit wollen wir nun auch anzeigen, was uns in diesem Stück gefallen hat, und noch mehr gefallen haben würde, wenn der Vortrag gedrungener wäre. Die Betrachtungen Num. 17 und 18 **Gott ein allwissender Geist; und, Gott hat die vollkommenste Erkenntniß seiner selbst;** empfehlen sich durch die Deutlichkeit und das Ueberredende ihrer Ausführung. Aus der erstern wollen wir eine Stelle hersetzen, die in einer Rede eine schöne Wirkung gethan haben würde. Sie steht S. 103. »Gott ist allwissend; heißt es; »eine Wahrheit, welche leicht ausgesprochen und erwiesen ist, deren Begriff aber alle Kräfte aller endlichen Geister unaussprechlich weit übersteigt! Eine »Erkenntniß ohne alle Gränzen; unendlich in ihrem Umfange; unendlich in ihrer Deutlichkeit; unendlich in ihrer Richtigkeit; unendlich in ihrer Gewißheit! Welch eine unergründliche »Tiefe! Wie gewiß ist der Ausspruch der göttlichen »Offenbarung, daß Gott in einem Lichte wohne, zu »dem niemand kommen kann! Eher kann ich alle Tropfen des Weltmeers, eher alle Sterne am Himmel, »eher jedes Sandkorn an den Ufern aller Seen, eher »alle Stäublein des Erdbodens, eher alle Gedanken »aller Menschen in allen Jahrhunderten, eher alle Augenblicke der Zeit zählen und übersehen, ehe ich nur »einen schwachen Begriff von der Unendlichkeit der »göttlichen Erkenntniß erhalten; ehe ich mich der »großen Vorstellung, daß Gott ein allwissender Geist »sey, nur von ferne nähern kann. Jemehr ich die-

»sen erhabenen Gedanken zu erweitern suche, desto »unermeßlicher wird er; desto tiefer der Abgrund, an »dem ich stehe; desto stärker meine Empfindung, daß »es kaum ein Wörtlein sey, was ich von der unaus⸗»sprechlichen Erkenntniß meines Schöpfers vernom»men habe.« In einer Rede würden diese Perioden, sagen wir, eine Zierde gewesen seyn; aber in einer andächtigen Selbstbetrachtung scheint uns der Schwung zu thrasonisch.— Das darauf folgende Gebet, Num. 19 führt die simple und bey dem Verf. seltene Sprache des Gebets.

In einer der folgenden Betrachtungen bemerken wir S. 132 einen großen Gedanken, der auch edel ausgedruckt ist, aber durch die umliegende gedehnte Ideen beynahe der Aufmerksamkeit entschlüpft, »Wer kann, heißt es, an den Reichthum deiner Ge»danken denken, ohne sich zu demüthigen, und alle »Ehre, alles Lob, dir, o Allwissender, zu geben! O »Größe, o Unendlichkeit der Erkenntniß und Weis»heit meines Gottes, du verdunkelst vor mir allen »Ruhm aller Wissenschaft der Endlichen; ich ver»wundere mich allein über dich.„— Die Gradation von der Erkenntniß aller Engel S. 137 auf die Erkenntnis Gottes verdienet auch Beyfall.— Das Lied über Gottes Allwissenheit S. 157 unterscheidet sich recht merklich, durch seine pathetische Gedanken, und durch seinen nervösen Ausdruck. Hier erkennen wir Hr. Cramern als Dichter. Es verdient mehr eine Ode, als ein geistlich Lied zu heißen. Der Verf. ist gleich zu Anfang voll von der Hauptidee, die im ganzen Liede herrscht:

Um-

Umsonst, umsonst verhüllst du dich,
Mein Herz in Finsternisse,
Was kann ich Gott verbergen? Ich?
Das er nicht alles wisse?
Sey, kannst du, dunkler, als das Grab,
Das Auge Gottes schaut hinab
Und kennet deine Tiefen.

Wäre die vierte Zeile nicht so matt, und die letzte so stark ausgedruckt, als sie es seyn konnte, so würde die Strophe vollkommen seyn.— Nach einem langweiligen und schon vorher besser gesagten Gedanken schließt er die dritte Strophe in einem recht erschütternden Pathos. Er spricht von seinen Gedanken, die Gott kennt, und fährt so fort:

Vergebens wünsch ich: Sterbt! vergeht!
Ich haß euch!— Aufgezeichnet steht
Ihr all' in seinem Buche!

Die letzte Strophe ist in einem wahren Davidischen Ton:

Seyd heilig, seyd von Gott nur voll,
Gedanken meiner Seele,
Daß, wenn gerichtet werden soll,
Kein einziger mich quäle, u. s. w.

Ueberhaupt verdiente dies Lied eine ganz genaue Kritik des Verf., einzelne matte Stellen auszumerzen, damit es ein vollkommenes Gedicht würde; wenn es auch gleich noch weniger als iezt zur Erbauung gemeiner Leser faßlich genung wäre. Leute von höherer Fassung bedürfen auch der Erbauung, und solche sollten von einem Cramer erbauet werden.

Noch eins müssen wir erinnern. Es ist eine vortrefliche Methode, die Eigenschaften Gottes durch

den Weg der Vergleichung mit dem, was wir ähnliches davon bey uns wahrnehmen, kenntlich zu machen. Auf keine andre Weise fällt uns das große und unterscheidende derselben deutlicher in die Augen. Wenn man aber alle Eigenschaften Gottes durch ein ganzes Werk nach dieser Methode abhandeln will, so muß man sehr reich an mannigfaltigen Wendungen seyn, und den Menschen grade in seinen vortheilhaftesten Situationen ergreifen, und Gott gleichsam gegen über stellen; wenn man das frappante und rührende dieser Methode nutzen will. Sonst wird man monotonisch, und schläfert die Aufmerksamkeit mehr ein, als daß man sie erwecken sollte. Wie gern würden wir es sagen, daß der Verf. der sich dieser Methode bedient, solche Einförmigkeit vermieden, daß uns iede Betrachtung durch ihre hervorstechende neue Wendung frappirt habe! Nur am Ende des Stücks sind einige Betrachtungen über die wesentlich verschiedene Art der Erkenntniß Gottes von der unsrigen, die sich von dem einförmigen Ton, der in dem übrigen herrscht, etwas unterscheiden; und die Gebete und Andachten, die sich darauf beziehen, haben auch gleich eine gewisse Lebhaftigkeit mehr, als die vorhergehenden. Das Herz bleibt nicht ganz kalt dabey; sie lassen einen fruchtbaren Eindruck zurück, der in ähnlich erregten Empfindungen seine Wirkung beweiset.

B.

XXII. Die

XXII.

Die Beobachtungen der Sonnenfinsterniß, welche sich den 1 Apr. 1764, ingleichen der Mondfinsterniß, welche sich den 17 März dieses Jahrs zugetragen hat, nebst den daraus hergeleiteten Schlüssen, von G. C. Reccard, Berlin, in Verl. der Realsch. 70 Quarts. 2 Kupfert.

Nachdem Herr R. diese Begebenheiten in einer Schrift, die so viel verdienten Beyfall gefunden hat, angekündigt hatte, so war es natürlich, daß er auch das Vergnügen wünscht, seine Berechnungen mit der Erfahrung zu vergleichen. Er hat daher in dieser Schrift das ihm dieserwegen bekannt gewordene gesammlet, und sie kann zu einem Muster dienen, wie dergleichen Beobachtungen anzustellen sind. Solche, wo die Zeit ganz unzuverläßig, etwa nach Stadtuhren und Taschenuhren angegeben ist, hat er, wie billig, gar weggelassen. Den Anfang macht seine Beobachtung der Sonnenfinsterniß, dazu die Witterung vollkommen günstig gewesen. Seine Werkzeuge waren: Ein Fernrohr von 15 Fuß, von dem Mechan. der hiesigen K. Akad. der Wissensch. Hrn. Ring verfertigt; zwey von 6 F. eins mit einem Fadenkreuze, das andere mit einem kirchischen Mikrometer, drey Penduluhren, ein Gnomon, zweene Quadranten, die zur Berichtigung der Uhren vollkommen genung waren, und das Instrument des passages, dessen sich der Hr. v. Maupertuis in Lappland bedient hat. Die Veränderungen der Wärme bemerkte er an zween delislischen Thermometern. Die Absichten, welche man bey solchen Vorfällen hat, sind

bekanntermaßen; die Größe der Finsterniß und die Entfernungen der Mittelpunkte beyder Weltkörper für jede einzelne Beobachtung zu bestimmen, daraus Anfang, Mittel, Ende, und die größte Verfinsterung herzuleiten, die Beobachtungen mit den astronomischen Tafeln, und wenn man Unterschiede der Mittagskreise daraus herleiten will, mit den Beobachtungen an andern Oertern zu vergleichen. Diese Schlüsse hat Hr. R. theils durch Rechnung, theils durch eine Zeichnung herauszubringen gesucht, und ist bey der letzten einer ihm von Hr. Lambert mitgetheilten Erfindung gefolgt. Die Umstände der Finsterniß werden dadurch so vorgestellt, daß die Sehnen des verfinsterten Theils der Sonne, als Ordinaten auf die Zeiten als Abscissen betrachtet, gesetzt werden. Hr. R. zeigt auch, wie man die Größe der Finsterniß, und die Entfernungen der Mittelpunkte aus den Sehnen der verfinsterten Theile berechnen könne, wie man Interpolationen anbringe u. s. w. Wenn man annimmt, daß die Sonnentafeln die Länge der Sonne richtig bestimmen, und die Parallaxe des Mondes ebenfalls richtig ist, so ist sowohl die scheinbare, als die wahre Länge des Mondes beym beobachteten Anfange und Ende der Finsterniß um 40 Sec. größer gewesen, als sie die magnischen Mondstafeln geben, die wahren nordlichen Breiten des Monds sind. Wenn die sphäroidische Gestalt der Erde nicht in Betrachtung gezogen würde, so ist der Fehler der Tafeln in der Länge 50 Sec. in der Breite, 1 M. S. Dabey zeigt Hr. R. wie man einen Theil dieser Beobachtungen durch den andern selbst prüfen, und so zeigen kann, wie weit die wirklich beobachteten Zeiten des Anfangs

und des Endes, denen, die aus den Sehnen hergeleitet worden, vorzuziehen sind. Außer Hr. R. ist diese Finsterniß zu Berlin auf dem Observatorio der K. Akad. der Wissenschaften von dem jungen Hrn. Euler vermittelst des Quadranten beobachtet worden, den der Hr. v. Maupertuis in Lappland gebraucht hat, an dem sich ein Fernrohr von 3 Fuß befindet. Der ältere Hr. Euler, Hr. v. Castillon und Hr. Lambert, haben sich einer Projectionsmaschine bedienet, dergleichen Hr. Dr. Brand, Madame Kirchin u. a. ebenfalls gebraucht. Hr. R. erzählt noch viel auswärtige Beobachtungen, und bestimmt aus derselben Vergleichung mit der seinigen die Länge von Hamburg, Breslau, Sagan, und Wernigerode, Er fügt alsdenn seine u. a. Beobachtungen der Mondfinsterniß nebst einigem Gebrauche derselben bey, und noch als einen Anhang unterschiedliche andere Beobachtungen, als, daß er den 12 Jan. eine Magnetnadel, die 4 Zoll lang ist, 14 Gr. 15 Min. westlich abweichend gefunden, den 23 Jan. 14 Gr. 10 M. Auch hat er Sonnenflecken bemerkt, den 17 Apr. hatte der größte unter verschiedenen $\frac{1}{12}$ des Durchmessers der Sonne.

J.

XXIII.

Des Flavius Arrianus sieben Bücher von den Feldzügen Alexanders des Großen, nebst dessen Indischer Geschichte. Aus dem Griechischen übersetzt, und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von Gebhardt Chr. Ludew. Timäus, Rector an der Stadtschule zu Hameln. Leipzig und Erfurt, bey G. C. Gsellius, 1765. in 8. 636 Seiten ohne die Vorrede.

Bald werden sich die Franzosen nicht mehr rühmen können, daß sie allein die alten Schriftsteller in Uebersetzungen aufweisen können. Seit einiger Zeit beschäftigen sich unsre Gelehrten mit solchen Arbeiten, die den Franzosen jenen Rang in kurzen streitig machen, ja von einer andern Seite betrachtet, ihnen denselben vielleicht ablaufen werden, ich meyne, daß wir vielleicht beßre Uebersetzungen von den Alten werden aufweisen können, wenn unsre Uebersetzer mit derjenigen Treue zu arbeiten fortfahren werden, mit welcher einige derselben angefangen haben. Aber woher kommts, könnte man fragen, daß die Deutschen bisher lauter Uebersetzungen der griechischen Prosaisten geliefert haben? Woher kommt es, daß ihre Uebersetzungen der alten Poeten, so sie ja eine oder die andre zu Markte fahren, schlecht, ja oft höchst elend sind? Ohnstreitig aus keinem andern Grunde, als weil zu der erstern Art Uebersetzungen eine mäßige Känntniß der griechischen und deutschen Sprache erfodert wird, zu der letztern Art aber, außer diesem

noch

noch weit mehr. Wenn der Prosaistenübersetzer seine Feder geschärft hat, setzt er sich hin und übersetzt ohne eben viel Mühe. Unbekümmert um die feine Wahl der Wörter des ästäthischen Ausdrucks, welches alles, ihm sein Original nicht zu verlangen scheint, geht er von Zeile zu Zeile fort, und die Seite ist herunter. Die Gesetze, die den Poetenübersetzer fesseln, treffen ihn nicht. Er giebt sich nicht die Mühe, wie dieser, erst den oft schweren Text und denn die Kommentarien durch zu studiren, oder auf der Waagschaale die Wörter zu wägen, ihre Stellung ängstlich zu suchen, noch mit der Wahl der poetischen Farbe, mit ihrer Mischung u. s. w. Stunden lang zuzubringen. Er findet nie die hohe Begeisterung in seinem Autor, welche auszudrücken, jenen die Federn und Nägel zu zerreissen zwingt; nein, keine dieser Dornen ritzt auf dem Wege seine Schenkel, er wandelt geruhig auf grünen Matten fort, und tritt er ja auf einen kleinen Kiesel, o so braucht er zur Wegwälzung desselben seine Schultern nicht. Dies ist ohnstreitig die Ursache. Ein Lamm, oder eine Ziege zu würgen, braucht man kein Alcides zu seyn. Doch ist unter den alten Prosaisten auch einiger Unterschied, der nach Maaßgebung die Sache schwerer macht. Man nehme die großen Redner und Philosophen des Alterthums, man wird sehen, was man wird zu kämpfen haben, wenn man sie in unsrer Sprache verständlich und schön reden lassen will. Man wird sehen, daß man die Uebersetzung derselben, ich meyne eine gute, nicht ohne ein langes Studium wird hervorbringen können, und deshalb eben

haben

haben wir auch von ihnen noch keine Originalübersetzungen, so wenig wie vom Homer, Horaz, Virgil, Theokrit u. s. w.

Um dem Leser einen Begriff von dem Arrian zu machen, will ich seinen Charakter aus dem Photius hersetzen.

»Dieser Scribent giebt keinen der besten Schriftstellern etwas nach. In der Kürze zu erzählen, ist er vortreflich. Er unterbricht den Faden der Geschichte weder durch unzeitige Ausschweifungen, noch durch häufige Parenthesen. Er ist neu und zierlicher in der Zusammensetzung der Rede, als in den Worten, so daß seine Erzählung weder deutlicher noch evidenter seyn kann. Weil sein Ausdruck bezeichnend, wohlklingend und rund ist, so findet sich überall eine Gleichheit, die der Hoheit seiner Schreibart vollkommen angemessen ist. Das neue in seinen Redensarten ist nicht weit hergeholt, sondern er läßt den Worten ihre Bedeutungen, die verständlich sind, und so er sie ändert, scheint er mehr, ihnen ein neues Gewand umzuwerfen, als sie wirklich zu ändern. Daher entstehet eine gewisse Deutlichkeit, und zwar nicht in der Rede allein, sondern selbst in dem Stoffe zu derselben, in der Ordnung, und in der Zusammensetzung der Erzählung, als worinn die große Kunst der Deutlichkeit besteht. Der elliptischen Tropen bedient er sich nicht so, daß er ganze Glieder der Perioden wegläßt, sondern nur einzelne Wörter, und zwar dergestalt, daß man ihre Weglassung nicht merkt. Wollte man aber das Fehlende hinzusetzen, so würde es scheinen, daß man mehr etwas Ueberflüßiges angesetzt, als die

wahre

wahre Ergänzung gefunden habe. Er ist nicht minder mannichfaltig an Figuren, und zwar nicht so, daß er die eigentliche Bedeutung auf einmal und gänzlich ändert; sondern er flechtet die figürlichen Bedeutungen allmählig und gleich vom Anfange mit ein, so, daß er weder durch ihren gar zu großen Ueberfluß Ekel, noch durch ihr Gedränge Verwirrung erweckt. Kurz, wenn jemand nach ihm andre Geschichtschreiber durchlieset, so wird er selbst unter den Alten einige antreffen, die weit unter ihm sind.«

Soll ich überhaupt ein Urtheil über diese Uebersetzung des Arrian fällen? Nun so sage ich, daß ihr Verfasser Griechisch und Deutsch wohl versteht, und es gereicht ihm zu so viel mehr Ehre, daß er das letztre weis, da Leute von seinem Stande in den mehresten Fällen diese Sprache nicht kennen. Die mehresten Schulmänner sind Pedanten und sehr unwissend in der deutschen Sprache, und ich habe schon mehr als einmal bemerkt, daß ein solcher bey Verfertigung eines deutschen Aufsatzes, schnell aus dem Rektor ein Quartaner ward.

In der gegenwärtigen Uebersetzung hingegen, äußert sich bey einer ziemlichen Kenntniß der Sprache, ein Gefühl der edlen Einfalt des Originals. Und ein von dem gewöhnlichen Schulwitz unverdorbener Geschmack an dem Schönen seines Schriftstellers. In Absicht auf die Sprache ist die Kürze der Perioden der Deutlichkeit und Leichtigkeit der Erzählung in unserer Sprache überaus vortheilhaft. Die Bindewörter möchte ich vielleicht, noch sparsamer gebraucht zu sehen, wünschen: so viel flüßendes sie in

die

die lateinische und griechische Sprache hineinbringen, so viel schleppendes und mattes veranlassen sie, bey einem gewissen häufigen Gebrauche in unserer Sprache.

Die Vorrede giebt einige gute Bemerkungen über die griechische Sprache, über die Veränderungen und über die Schicksale, die sie erlitten. Es wird auch in derselben kürzlich Arrians Leben beschrieben, und von den veranstalteten Ausgaben seiner Geschichte und dergleichen mehr, gehandelt, welches zu behalten und kürzlich zusammen zu fassen, mir ohnmöglich ist, da der Herr Rektor so weitschweifig, ausgedehnt, schwatzhaft und wortreich ist, daß er mich ganz verwickelt hat. Es kommen unter andern auch in dieser Vorrede Klagen über die schlechten Besoldungen der Schulleute, und was weis ich mehr, vor. Ich würde mich für berufen halten, dem Hrn. R. deshalb einen Verweis zu geben, wenn er nicht selbst am Ende den Leser, mithin auch mich, um Verzeihung dieses Fehlers gebeten hätte. Ja ich vergebe es ihm nicht allein, sondern wünsche ihm noch oben drein, daß er bald ein akademischer Professor werden möge, der den kleinsten Sen so hoch muß aufschwellen können, wie ein geschickter Roßtäuscher die zusammengeschrumpften Pferde. Wenn er lieber nicht so weitschweifig gewesen wäre, und dafür seine Uebersetzung zweymal durchgelesen hätte, so hätte er nicht nöthig gehabt zu sagen: ich habe sie nur einmal durchgelesen. Auf diese Rechnung wird also schon das nachfolgende geschrieben werden müssen.

In Arrians Vorrede findet man folgende unverständliche Periode. Beyde schrieben, nachdem

Alexan-

Alexander bereits gestorben war, da sie also weder durch einige Nothwendigkeit gezwungen, noch durch die Hoffnung einiger Belohnung gereizt werden konnten, die Sachen anders, als sie sich wirklich zugetragen, zu beschreiben. Man gebe es ganz natürlich. Beyde schrieben, da Alexander bereits gestorben war, mithin wurden sie weder durch Noth noch Hoffnung geleitet, anders zu schreiben, als sich die Sachen zugetragen hatten.

Im 3 K. wird vom Ister gesagt: ἐθνη μαχιματατα ἀπειργει, und man übersetzt: er sondert die streitbarsten Völker von einander ab; da doch das Verbum so viel sagen will, als ἐγκλειω ich schränke oder schließe ein, folglich kann es heissen: und durch seinen Lauf die streitbarsten Völker einschleußt, vornehmlich die Celten, in deren Gebiet er auch entspringt, bestimmter als unter welchen; denn ich sage nicht: die Elbe entspringt unter den Schlesiern, sondern im Gebiete der Schlesier.

Im 6 K. wird gesagt: ἐπιϛησας ἐπι τη ὀχθη τας μηχανας, Alexander ließ das schwere Geschütz ans Ufer pflanzen. Ich weis nicht, ob man die Katapulten, die hier gemeynt werden, schweres Geschütz nennen kann, zum wenigsten hätte der Uebersetzer in einer Anmerkung sich hierüber erklären sollen, damit nicht etwa der Ungelehrte, oder der Schüler, vor die er nach seinem eignen Bekänntnisse übersetzt hat, unsre Kanonen u. s. w. darunter verstehen möchten.

Im

Im 8 K. ist abermal eine verwirrte Periode. Dieser trieb die Thebaner wieder in die Stadt zurück, und ihre Flucht geschahe so eilfertig und unordentlich, daß man, als sie durch die Thore in die Stadt gejagt wurden, nicht einmal daran gedachte, die Thore zu verschließen, daß also die Macedonier, so viel ihrer den Flüchtigen nahe waren, zugleich mit ihnen, in die Mauer drangen, als welche, wegen der vielen Vorposten, nicht besetzt waren. Ich weis gar nicht, wozu die vielen und am unrechten Orte stehenden Kommata helfen sollen? Der Grieche sagt οἱ δὲ ὠθȣσιν κ. τ. λ. und das οἱ wird fälschlich zu Φαλαγγι gezogen, es gehört zu dem vorhergehenden τȣς μεν ἀυτȣ. Man setze die Periode also: Sie trieben die Thebaner wieder in die Stadt, und ihre Flucht geschahe unter solchem Schrecken, daß man die Thore, durch welche sie gejagt worden zuzuschließen vergaß. Die verfolgenden Macedonier drangen also zugleich mit den Flüchtlingen in die Stadt. Das ἐισω τȣ τειχȣς kann hier so gut in die Stadt übersetzt werden, als vorhin das ἐισω των πυλων.

Im 12 K. steht im Griechischen: Αλεξανδρος ἐτι ξυν αλλω ἐςρατευσεν das heißt wohl: Alexander hatte niemals Hülfsvölker gehabt. Unser Uebersetzer sagt: Alexander führte seine Kriege nie unter einem andern, welches ich nicht verstehe.

Nicht weit hievon sagt Arrian von sich selbst: ich halte mich selbst nicht für unwürdig unter denen ersten der griechischen Scribenten zu seyn.

Der

Der Herr Rektor übersetzt: ich halte mich zur Beschreibung der wichtigsten Dinge, die jemals in griechischer Sprache sind geschrieben worden, nicht unwürdig. Die beschriebnen Dinge will er noch einmal beschreiben? das wäre zum wenigsten sehr überflüßig. In der beygefügten Anmerkung sagt der Uebersetzer, daß ihm die erste Uebersetzung, die er ausgestrichen habe, in dem Munde eines Mannes von dem Charakter des Arrian, eines Schülers des Epiktet, der so bescheiden vorher gesprochen, etwas anstößig vorgekommen; als wenn durch seine zweyte Uebersetzung nicht eben der Vorwurf Platz finde. Man nehme welche man will, so lobt sich Arrian immer. Ich vor mein Theil mache ihm deshalb keinen Vorwurf. Sein Stolz gründete sich auf wahre Verdienste, und war also vielleicht erlaubt.

Im 13 K. Wir werden mit dem Uebersetzen eher fertig seyn, als sie sich in Ordnung stellen können. Um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, hätte Uebergang müssen gesetzt werden.

Im 14 K. giebt der Uebersetzer: ξενοι πεζοι μισθοφοροι durch gemiethete fremde Fußvölker, da doch kein Mensch sagt, eine Armee miethen, sondern in Sold nehmen.

Ich überschlage bis zum siebenten Buche, allwo im 27 K. steht vom Gifte, das dem Alexander beygebracht werden sollte: εν ημιονȣ οπλη εκομισε welches übersetzt wird, er habe es in dem Hufe eines Maulthiers vermehret, da es doch heißen muß, gebracht.

Im 29 K. will Arrian so viel sagen: daß Alexander seine Fehler bereuete, das hatte er vor allen Königen, die vor ihm gewesen sind, voraus, und daher rechne ich es ihm als etwas Großes und Vortreflliches an. Diese Periode wird übersetzt: daß er seine begangne Fehler bereuet, das weis ich, unter allen alten Königen, allein dem Alexander, als ein Zeichen seines guten Gemüths, beyzulegen, welches zwar dem Griechischen getreu, aber auch zu sklavisch und zu matt ist. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß Herr Timäus oft dem Griechischen zu getreu ist, und eben deshalb in eine gewisse Steifigkeit verfällt, die wir an den Werken der Griechen nicht gewohnt sind. Sie sind ein Abdruck der Simplicität und des Ungezwungenen, und man verstellt sie nothwendiger Weise, wenn man ihnen diesen Karakter raubt.

Ich wünschte auch hin und her ein wenig mehr grammatische Genauigkeit; besonders beleidigen die Verwechselungen der dritten und vierten Fallendungen, die häufigen Auslassungen des Hülfszeitworts, machen viel Unannehmlichkeit. Allein hierinnen kann man nicht allezeit unterscheiden, was eigentlich dem Verfasser, oder was dem Setzer, zuzurechnen ist. Denn es ist zu bedauern, daß der Verleger nicht mehr, so wohl auf Schrift und Papier, als auch insbesondere auf Correctur gewendet hat. Vielleicht sind einige von andern Unrichtigkeiten und Nachläßigkeiten, die ich hin und her bemerkt habe, eben so wenig dem Uebersetzer beyzumessen. Die Autonomen S. 4 machen keinen Namen eines Volkes

aus;

aus; das eingeschlossene freye Thracier sollte allein an dessen Stelle gesetzt seyn. S. 5. — unter dem Phalanx — je dichter sie gestellet wäre. S. 8. »Alexander schickte die Beute in die Seestädte »zurück, und trug die Besorgung davon dem L. und »P. auf.« Dieß ist nach der lateinischen Uebersetzung gegeben. Παραδυς διαπιθεσθαι, heißt: Ließ sie durch den L. verkaufen; S. 9. auf dem rechten Flügel, wo sie sich am meisten hervorgegeben hatten. Eben das. der Phalanx der Fußvölker, »welche die übrige Reuterey vor sich her gestellt hatte, führte er selbst auf ihre Mitte an. S. 10. Apanathigonten zweymal. S. 12. Was die mit Stroh ausgestopften Häute sollen, weis man aus der Verbindung der Worte im Deutschen nicht leicht; die Soldaten schwammen nämlich darauf über den Strom, wie aus dem Griechischen erhellet. Eben das. wie er die mehresten davon zusammen hatte, soll heißen: eine große Anzahl beysammen hatte. Doch wir wollen eine andere Stelle vor uns nehmen. Im III B. 21 Kap. vom Ende des Darius: S. 225. »indessen führe Bessus an seiner statt die »Regierung.« In diesen Umständen waren die Sachen noch nicht: το κρατος ist die höchste Gewalt. S. 26. »und das Königreich zum gemeinen Besten »erhalten;« nach dem Griechischen: die Oberherrschaft gemeinschaftlich zu behaupten zu suchen. S. 228. Darius starb kurz an seinen Wunden. S. 229. »so würde er seine Unterthanen doch »nicht haben plagen können.« Wie weit ist dieß von ὑβριζειν entfernt? S. 230. »So war das

»Schicksal rc.» Man vergleiche dieß mit der Kürze und der Wendung im Original.

Hiermit sey Herr Timäus entlassen. Ich versichere nochmals, daß ers so gemacht, daß wir mit ihm zufrieden seyn können, und meine zum Theil geäußerte Unzufriedenheit hat er sich selbst zuzuschreiben, weil er seine Uebersetzung nur einmal wieder durchgelesen, und also gleichsam auf der Flucht verfertigt hat. Es ist ihm zu rathen, daß er in diesem Fache zu arbeiten fortfahre, nur aber etwas mehr Fleiß auf den Ausdruck und die ganze Uebersetzung wende, ins besondere sich selber keine Ketten schmiede, wohl aber gewisse Regeln der Uebersetzungskunst anwende, unter denen diese vielleicht oben ansteht:

Non verbum verbo reddas.

D. L.

XXIV.

Vermischte Beyträge zur Philosophie und den schönen Wissenschaften, zweyten Bandes erstes Stück. Breslau. Im Verlag Wilhelm Gottlieb Korns und Gamperts 1763. Zweytes Stück 1764, 1 Alph. in 8.

Mit einer philosophischen Betrachtung über das Alter und den Verstand des Menschen hebt sich dieser Band an. Sie ist sehr wohl geschrieben; ja wir würden beynahe sagen, der Styl sey für den philosophischen Inhalt zu reich und zu geschmückt, wenn man es ihm nicht ansähe, daß er ungesucht und dem Verf. natürlich sey. Doch ist dieser Reichthum

zuwei-

zuweilen der Richtigkeit des Ausdrucks, dagegen sich die Deutschen so leicht versündigen, nachtheilig gewesen. So heißt es S. 5 vom Genie: »Dieses »tiefe Gepräge der Seele wird von den Stürmen »des Schicksals nicht ausgelöscht, und durch dro»hende Hindernisse oft fester eingedrückt. Wie »löschen Stürme ein Gepräge aus, und wie drucken »es drohende Hindernisse ein? Und S. 19 bahnt »sich der Mann vom reifern Alter eine Bahn zu »dem stolzen Klange des Nachruhms.« Eine Bahn zum Klange. Und wie bahnt man sich diese Bahn? — Doch zur Sache selbst.

Der Verf. hat verschiedene Bemerkungen gesammlet, daß die Kräfte des Verstandes sich mit dem Alter ändern, mit dem Körper zugleich wachsen, und mit ihm wieder abnehmen. Ein philosophischer Forscher der menschlichen Seele wird zwar unter denselben wenige neue finden, aber sich doch freuen, eine Sammlung von richtigen Beobachtungen, die mit Urtheil und Einsicht wiederholt, und wohl gesagt sind, vor sich zu haben, mit welchen sein Nachdenken sich unterhalten kann. Was diesen Beobachtungen noch an ihrer genauern Bestimmung fehlt, kann nur dadurch ersetzt werden, daß jede Fähigkeit des menschlichen Verstandes besonders in ihrem Wachsthum und Verfall betrachtet, die Erschütterung, die sie von jeder merklichen Veränderung des Körpers erfährt, genau bemerkt, und ihre Lebensgeschichte und Revolutionen aus vielen ähnlichen Exempeln gesammlet würden. Dann lernten wir gewiß die ganze Seele, die alle diese Fähigkeiten in sich begreift, besser kennen; wüßten

ihren Lebenslauf genauer; könnten vielleicht manchen Mängeln abzuhelfen, oder vorzubeugen, Mittel finden, wenigstens zuverläßiger urtheilen, wie viel und wie lange wir ihr eine bestimmte Arbeit mit Hoffnung des Erfolgs zutrauen dürfen; und es würden manche Vorurtheile, die uns jetzt noch in der Erkenntniß und dem Gebrauch der Kräfte unserer Seele leiten, gewiß als irrig verworfen werden. So kämen wir, wenige außerordentliche Fälle ausgenommen, zu einer allgemeinen Geschichte der Kräfte der Seele. Solche einzelne Beobachtungen bitten wir uns, vornehmlich von den Geschichtschreibern der Gelehrten, anstatt der unbedeutenden Vorfälle, die sie uns oft erzählen, aus; und jeder wahre Gelehrte sollte dergleichen Bemerkungen über seine eigene Seelenkräfte der Welt, als ein köstliches Zeugniß seiner Einsicht und Aufrichtigkeit hinterlassen.

Ein paar Stellen aus dieser Abhandlung müssen wir zur Probe hersetzen. »Manche Fähigkeit,« heißt es S. 4: »verläßt den Menschen mitten auf »der Laufbahn, und ihre Stelle wird durch eine an»dere ersetzt; aber das Genie verläßt ihn selten; es »bleibt immer das, was es ist.« Dieß scheint uns unbestimmt zu seyn. Das Genie ist keine besondere Eigenschaft unserer Seele, es ist die Richtung aller ihrer Fähigkeiten auf einen gewissen Punkt, auf eine bestimmte Thätigkeit. Wenn nun mit den Jahren eine Fähigkeit an die Stelle der andern tritt; wenn die lebhafte Einbildungskraft nach S. 12 mit den lebhaften Empfindungen des Körpers verschwindet, und der Beurtheilungskraft Raum giebt, sollte da

nicht

nicht das Genie eine wichtige Veränderung leiden, sollte es wohl bleiben, was es ist?

Das Genie hat in seiner Bestimmung eine Aehnlichkeit mit dem bestimmten Wesen der Thiere. S. 11. Ist sehr wahr. Drum sieht es so lange dumm aus, so lange es das Objekt seiner Richtung nicht findet; füget sich in die fremde Stellung seines Lehrmeisters nicht; wird von dem ehrlichen Mann unter die Dummköpfe gesetzt, und wohl gar erstickt. Wie nöthig ist es doch, auf die Strahlen, die das Genie schon früh hervorschießt, in der Erziehung zu merken! Seine Richtung macht sich kenntlich; es arbeitet sich gewiß auf irgend eine Weise hervor, so wie sich die angebohrnen Triebe der Thiere in ihren noch unvollendeten Gliedern bereits in Arbeit zeigen. Aber was für scharfsinnige Beobachter gehören dazu? Ist es Wunder, wenn viele Genies von unsern Schulmeistern (denn wie viel Pädagogen haben wir wohl?) todtgeschlagen werden? Solchen Mord zu verhüten, empfehlen wir Kennern unsern V. S. 6. u. f. zum Nachlesen. — Darinn sind wir weder mit ihm, noch mit dem Quintilian, darauf er sich beruft, eins; »daß der frühzeitige Verstand von der Schwäche des »Geistes herkomme, und ein Zeichen des Mangels am »Genie sey.» Wir wissen das nicht mit einander zu »reimen. Wenn von einer gewissen Art des Genies die Rede ist, geben wir es zu; und so wird es Quintilian auch wohl verstehen. Aber warum sollte der Geist schwach und kein Genie da seyn, wenn sich früh Verstand zeigt? Hat dieser frühzeitige, herrschende Verstand, der alle übrige Fähigkeiten, die eben jetzt

am lebhaftesten sind, zu seinem Dienst zwingt, keine Richtung? Die Feinheit der Nerven kann seine frühe Ausbildung veranlassen; seine frühe Geschäfftigkeit die schön zarten Nerven schwächen, sie durch Ueberspannung bald zu seinen fernern Werkzeugen unbrauchbar machen, und der Geist selbst kann dadurch in seiner Wirksamkeit gestöhrt werden. Aber deswegen ist er in sich nicht schwach. Ist der Musikus, der auf dem Flügel seine Gedanken so rauschend und gewaltsam sagt, daß die Federn stumpf werden, und die Sayten springen, darum wohl ein schlechter Musikus, weil er das verdorbene Instrument liegen lassen muß? Der frühzeitige Verstand verbraucht seine Werkzeuge zu geschwind; er tödtet seinen Körper, der ihm ein zu träger Handlanger ist; er arbeitet sich los von der Materie, die ihn mehr hindert als unterstützt; sucht höhere Sphären, bessere Werkzeuge, eine angemessenere Lage, wo er ganz seine Stärke fühlen, sich ganz seiner Geschäfftigkeit überlassen kann. — Mit Mühe reißen wir uns von dem Verf. los. Aber wir müssen; wir haben noch mehr vor uns.

Das zweyte Stück ist eine Uebersetzung des Gastmals des Trimalchions aus dem Petronius. Man weis, daß dieses Stück vom Petrus Petitus im vorigen Jahrhundert zu Trau in Dalmatien erst vollständig gefunden, und nach einigem Streit darüber für ein ächtes Werk des Petronius von den Kunstrichtern erkannt worden. Die angemessene Sprache, welche der Verf. jeder redenden Person nach ihrem Charakter und Sitten in den Mund legt; die beständige Anspielung auf Roms damalige ausschwei-

schweifende Sitten; und die beißende Satyre, die darinn herrscht und doch in einem gewissen nachläßigen Erzählungston, der nichts sagen zu wollen scheint, versteckt liegt, beweisen es sattsam, daß es ein Werk dieses feinen und muthwilligen Witzlings sey. Es ist kein gemeines Unternehmen, dieses Stück ins Deutsche zu übersetzen. Die Anspielungen auf wenig bekannte Gebräuche, die Erzählung seltsamer Gerichte und die pöbelhafte Sprache, welche Sklaven und Trunkenbolde darinn führen, machen eine solche Unternehmung schwer. Desto mehr Ehre macht sie aber auch einem richtigen Uebersetzer. Wir bedauren es, daß wir nur die wenigen Fragmente, die in den gewöhnlichen Ausgaben des Satyrikons stehen, bey der Hand gehabt haben. Aber auch diese unvollständige Vergleichung hat uns bewiesen, daß der Uebersetzer seiner Arbeit gewachsen gewesen. Wider die Richtigkeit der Uebersetzung wird nichts beträchtliches eingewandt werden können; nur den angenehmen nachläßigen Ton, der im Original auf den Leser die Wirkung thut, als wäre er selbst beym Schmause zugegen, haben wir zuweilen darinn vermißt; und kleine Züge geben ihr an manchen Orten eine Steifigkeit, davon sie mit leichter Mühe frey seyn konnte. Wir können dieß nur in ein paar Exempeln zeigen. S. 26. heißt es: »Aber der Hochmüthige empfing uns mit »trotzigem Gesichte.« Superbus ille sustulit vultum ist wohl natürlicher und der Sache angemessener: Er blickte uns mit wichtiger Miene an. S. 28. sieht man keinen Zusammenhang dieser Worte mit dem vorhergehenden: »laßt uns also das Spiel en»digen.«

»digen.« Im Original will Trimalchio sagen: Um euch nicht auf mich warten zu lassen, habe ich mein Spiel abgebrochen; erlaubt mir aber nun, es hier noch zu endigen. Ebendas. ist nicht die Naivetät des Originals ausgedruckt: Deinde vt audiui veterem conuiuam; hic nescio quid boni debet esse, Da ich aber einen seiner alten Tischfreunde sagen hörte: ey hier muß recht was guts drinn seyn, u.s.w. S. 30. ist es etwas zu langweilig: »Als »wir diese Gedanken gelobt hatten, trug man einen »neuen Gang auf, der aber unserer Erwartung nicht »gemäß war; da es aber etwas ungewöhnliches »schien, hatten wir alle unsere Augen darauf gerichtet.« Das Original sagt: Wir lobten diese Verse, und hierauf trug man einen Gang auf, den man viel besser erwartet hatte. Doch zog sein seltsames Ansehen aller Augen auf sich. S. 31. Will wohl damus omnes plausum a familia coeptum etwas anders sagen, als: »Wir waren mit den Hausgenossen »über dieses Schauspiel vergnügt.« S. 55. hat sich der Uebersetzer nicht getraut, das Gemählde vom Storch, grata, peregrina, hospita, pietaticultrix, gracilipes, crotalistria, titulus tepidi temporis, das sehr niedlich und angemessen ist, im Deutschen nachzumahlen. Einige Stellen, wo unser Fragment mangelhaft, und die Uebersetzung uns auch nicht verständlich ist, getrauen wir uns gar nicht zu beurtheilen. Wer ein Liebhaber natürlicher Schilderungen ist, der wird an den Reden der Halbtrunkenen, die in diesem Stück vorkommen, den rechten Geschmack finden. Ueberhaupt werden die, welche die Alten nicht sattsam kennen,

nen, auch aus dieser Uebersetzung lernen, wie viel uns, wenn wir uns gegen jene rechnen wollen, noch fehlt.

Eine Abhandlung von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache aus dem Essai sur l'origine des connoissances humaines übersetzt, macht das dritte Stück aus. Sie erregt die Begierde, das übrige von diesem Buche auch näher kennen zu lernen. Nach einer sehr sinnreichen Hypothese vom Ursprunge der Sprachen beweist der Verf. S. 96 f. daß die ersten, mangelhaften Sprachen, viel von dem Charakter der Sprache der Geberden, und des natürlichen Tons der Leidenschaften, folglich viel Accent, und also eine Art von Gesang gehabt haben müssen; zumal bey den Völkern der mittäglichen Länder, welche wärmere Leidenschaften und eine viel lebhaftere Gestikulation haben. Sie führten ihre Stimme durch weit merklichere Intervallen als wir; ihre Deklamation war ein wirklicher Gesang, der unserm kältern Blute eben so unnatürlich vorgekommen seyn würde, als sie wieder in unserer Aussprache eine Monotonie ohne Geist und Leben gefunden hätten. Hierbey wird wohl gezeigt, daß des Abt Du Bos Meynung von der Deklamation der Alten unrichtig sey. Aus eben den Ursachen, S. 111. welche die Stimme durch sehr deutliche Intervallen veränderten, wurde auch ein Unterschied zwischen der Zeit beobachtet, die sie anwendet, die Töne zu artikuliren. Daher war die Quantität in den Sprachen der Alten empfindlicher, und also ihr Sylbenmaaß bestimmter. Daher hatte auch ihre Deklamation die beyden Stücke, welche den Gesang charakterisiren; nämlich die Modulation und

die

die Bewegung; und so wie ihre Aussprache im täglichen Umgange schon dem Gesange nahe kam, so mußte ihre Deklamation ein eigentlicher Gesang seyn. Die bestimmte Prosodie S. 114. und die merkliche Intervallen der Stimme verursachten es, daß die Redner der Alten auf einem öffentlichen Platze so wohl konnten verstanden werden.

Die Kunst der Gebärdung mußte nothwendig eben die mannigfaltige und merklichere Zeichnung haben, als das Sylbenmaaß, und die Intervallen der Stimme sich bestimmter und deutlicher unterschieden, S. 116. daraus sich der in unsern Augen so seltsam scheinende Gebrauch der Römer begreifen läßt, die Deklamation und die Gebärdung unter zwey Schauspieler zu theilen. Bey den Römern, und überhaupt bey den mittägigen Völkern, ist die Gebärdung und charakterisirte Bewegung ein Theil ihres Gesprächs; und das giebt uns den Schlüssel, wie die Kunst der Pantomimen unter den Römern zu einer uns ganz in Erstaunen setzenden Höhe habe gelangen können. — Beydes Deklamation und Gebärdung machten es S. 121. allein möglich bey den Alten, daß das ganze Volk auf den weitläuftigen Schauplätzen nicht allein deutlich sehen, sondern auch hören konnte; welches bey unserer Art der Deklamation gar nicht würde statt finden können. Es läßt sich auch nach S. 124. aus dem angeführten besser verstehen, wie Demosthenes die größte Kunst des Redners in der Aktion habe setzen können.

S. 139. finden wir eine wichtige Anmerkung, die philosophischen Köpfen zu vielen ähnlichen Gelegenheit

genheit geben kann; wir wollen sie ganz hersetzen. „Die Prosodie einer jeden Sprache entfernt sich nicht „auf gleiche Weise vom Gesange; sie sucht die Accen„te mehr oder weniger, und verschwendet sie entweder „bis zur Ausschweifung, oder vermeidet sie ganz und „gar: weil die Verschiedenheit der Temperamente den „Völkern unter verschiedenen Himmelsstrichen nicht „verstattet, auf einerley Art zu empfinden. Aus die„ser Ursache erfordern die Sprachen, ihrem Charak„ter nach, verschiedene Arten von Deklamation und „Musik. Man sagt z. E. der Ton, wodurch die „Engelländer den Zorn ausdrücken, drücke bey „den Italiänern nur die Verwunderung aus.„

Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß uns noch kein Verfasser von der Art und Weise der Deklamation der Alten, und den wahrscheinlichen Ursachen derselben, so anschauend unterrichtet habe, als dieser. Er hat sie nach ihrer verschiedenen Ausbildung mit der Deklamation seiner französischen Sprache verglichen, und den Unterschied, nebst den Ursachen davon gezeigt; und wir wünschten, daß unserer Sprache eben der Dienst erwiesen und bestimmt werden möchte, wiefern wir uns hierinn nach der Natur unserer Sprache den Griechen und Römern nähern könnten. Vielleicht wird ein großer Meister, der sich jetzt mit der Prosodie unserer Sprache beschäfftiget, ein philosophisches Auge auch darauf werfen, und uns von dem, was sie hierinn vermag, genauer unterrichten.

Ein Versuch von der Ode, der hierauf folgt, macht seinem Verf. viel Ehre. Was ist die Ode? Eine Frage, die viele, und auf mancherley Weise gut

und seltsam beantwortet haben. Der Verf. beantwortet sie auch, und man sieht es ihm an, daß er seinen Gegenstand selbst durchgedacht hat; und da kann es nicht fehlen, neue Aussichten zu haben. Die Ode, sagt er S. 155, ist schön, weil sie rührt; und sie rührt, weil sie empfindungsvoll ist. Diese Empfindungen vereinigen sich in einem Punkte, welches die Hauptempfindung ist, und verursachen den Affekt. Vereinigen sich die Affekten zu einem Hauptaffekt, so wird derselbe zusammengedrängt, stark und von kurzer Dauer. Das Gedicht, darinn ein solcher zusammengedrängter Affekt herrscht, ist eine Ode. Folglich ist die Ode ein kurzes vollkommen affektvolles Gedicht. Die nothwendigen Eigenschaften der Ode sind der Enthusiasmus, welcher nach S. 158. in genau gezeichneten Empfindungen besteht, die ihren nächsten Grund in der aufwallenden Einbildungskraft haben, und das Gepräge des feurigen Affekts führen; der Schwung, der sich zum Enthusiasmus verhält, wie ein Theil zu seinem Ganzen, und sich in den einzelnen Stellen zeigen muß, wo sich der Vereinigungspunkt der Schönheit befindet; die schöne Unordnung, welche die Ordnung der Entwickelung der Affekten ist, die aber den Regeln der kalten Vernunft sehr unähnlich ist, und folglich der letztern unregelmäßig zu seyn scheint; die Kürze, welche von der wenigen Dauer des Affekts und des Enthusiasmus abhängt; die Wahrscheinlichkeit, welche darinn besteht, daß der Gegenstand den bestimmten Affekt veranlassen können, und die Bilder unter einander, und mit dem Affekt übereinstimmen; und endlich die Einheit, welche erfordert, daß nur Ein Hauptaffekt darinn herrsche.

Zu

Zu den zufälligen Eigenschaften der Ode rechnet der Verf. S. 165 f. das erhabene, das wunderbare, das unerwartete und neue; das letztere möchten wir aber lieber zu ihren nothwendigen Eigenschaften rechnen, weil der Ausdruck des Affekts und die Ausbildung der Empfindungen bey jedem Odendichter doch immer aus seinem individuellen Charakter und Genie hergenommen, folglich dem Leser neu seyn muß, wie der Verf. selbst S. 172 andeutet. Was er S. 166 vom erhabenen sagt, daß wir es uns durch Vergleichung und Unterscheidung vorstellen, folglich durch Witz oder Scharfsinnigkeit erkennen müssen u. s. w. ist uns nicht recht verständlich; wie denn überhaupt diesem Abschnitt Licht und Bestimmung zu fehlen scheint. Es ist noch wenig reelles vom erhabenen gesagt, wenn man es als etwas beschreibt, das über unsere Sphäre geht. Näher kömmt er der Sache, wenn er S. 167 f. sagt: daß keine wahre Erhabenheit ohne natürliche und moralische Größe, in Absicht der Empfindung seyn könne; und also vergleichungsweise eine Empfindung immer erhabener sey, als ein Gedanke. Aber hier thut der Verf. wieder einen großen Sprung, wenn er den größten Affekt für den höchsten Grad des erhabenen hält. Der Satz leidet gewaltige Einschränkungen; denn das Pathos und Sublime sind sehr von einander zu unterscheiden.

Zur Komposition der Ode gehört nach S. 173 f. die Methode, d. i. wenn wir den Verf. recht verstehen, der ähnliche Gang des Affekts in seinem Entstehn, seiner Fortdauer und seinem Aufhören, der in der Ode

nur

nur gleichsam starke Gepräge seiner Fußtapfen ausdrückt, und sie dadurch von allen andern Gedichten unterscheidet; der Plan, oder die verhältnißmäßige Verknüpfung der Grundbilder des Affekts, daraus wir den Zweck des Dichters schließen, und hieraus die Schönheit der Ode beurtheilen und fühlen; und endlich die Ausbildung des Plans, welche in der Verbindung der Nebenempfindungen mit den Hauptempfindungen besteht; davon jene das in der Ode sind, was die Episoden in der Epopee sind.

Dieß ist das Wesentliche von den Gedanken des Verf. davon manche durch Anführung wohl gewählter Exempel mehr berichtiget, und in mehreres Licht gesetzt worden wären. Kunstverständige werden hieraus schon urtheilen, daß der Verf. als Kenner von der Sache spreche; nur zuweilen bekömmt er das Ansehn eines nicht sattsam durch Beobachtung geleiteten Systematikers. Anstatt einer Beurtheilung einzelner Gedanken wollen wir einige Ideen von der Ode, so roh wie sie uns einfallen, hieher setzen; vielleicht kann der Verf. oder das Publikum aus beyder Vergleichung manches näher bestimmen.

Wir sehen die Ode als eine poetische Ausbildung eines einzigen affektvollen Gedanken an, der die Seele so mächtig rührt, daß alle ihre Fähigkeiten nur mit ihm beschäfftiget sind, und in ihrer Thätigkeit sich auf ihn beziehen. Hierdurch unterscheidet sich die Ode von ihren nächsten Befreundten, der Elegie und dem Schäfergedicht, wo zwar nur ein einziger Affekt herrscht, der aber mäßig genung ist, mehr als einer Idee nachzuhängen, wenn sie nur mit ihm übereinstimmt. Dem

Affekt der Ode ist nur ein einziger Gedanke wichtig; er heftet sich gleich ohne Vorbereitung darauf; Vorbereitungen würden ihn tödten; er bietet alle übrige Fähigkeiten auf, für ihn thätig zu seyn; alle Empfindungsvermögen müssen sich auf ihn beziehen. In diesem allgemeinen Interesse der ganzen Seele für ihn besteht der Enthusiasmus. Wenn dieser nach der verhältnißmäßigen Größe einer theilnehmenden Fähigkeit oder Empfindung hervorsticht, so ist es dieser stärkere Ausbruch, den wir den Schwung nennen. Die Stärke des Affekts und der allgemeine Antheil der Seele macht es unmöglich, in der ruhigen Ordnung der Vernunft diesen Gedanken zu denken; mit dem schwärmenden Gange des Affekts und der durch ihn erregten Empfindungen, muß auch der Gang des Gedichts übereinkommen. Es kann nicht lang seyn, denn der Affekt wird bald kalt, und würde alsdann den Gedanken ruhiger zergliedern: so wäre es nicht mehr ein Gedanke; oder er wird zu stark, daß er nicht mehr deutlich davon sprechen kann, und bricht daher plötzlich ab. Er kann sich nur Augenblicke von seinem Gedanken entfernen; wenn es ein wahrer Affekt ist, kehrt er mit desto mehr Heftigkeit wieder zurück, und es ist unmöglich, daß irgend etwas neben demselben herrschend seyn sollte; das heißt, die Ode muß Einheit haben, Ein Ganzes seyn. Die Wichtigkeit des Gedanken muß mit der Stärke des Affekts, und alle Bilder, darauf er fällt, mit dem allgemeinen Interesse, das die Seele daran nimmt, übereinstimmen, sonst ist es ein Spiel der Fantasie, und keine Empfindung, und die Ode verliert ihre Wahrheit; ja sie

hört auf Ode zu seyn, und ist eine närrische Schwärmerey. Die individuelle Situation des Dichters, sein Charakter, seine herrschende Fähigkeiten und Empfindungen werden auch diesem Hauptgedanken eine ganz eigene Art des Gewichts geben, die die Ausbildung desselben neu, wunderbar und unerwartet machen werden. —

Wir müssen abbrechen. Ehe wir aber schliessen, müssen wir noch zweyerley mit Vergnügen anmerken; daß der Verf. das Versprechen thut, in der Folge den Charakter der Originaldichter in der Ode zu bestimmen; und daß Hr. Leßing für die gelehrte Welt wieder auflebt, und uns S. 167 zu einer Uebersetzung mit eignen Abhandlungen begleitet von der Philosophical Inquiry into the Origin of our Ideas of the sublime and beautiful Hoffnung gemacht wird.

Mit Uebergehung des folgenden Stückes von den Lustbarkeiten in den Bädern zu Baden, wenden wir uns gleich zu dem Versuch über die Wissenschaft der Literatur, der das zweyte Stück dieses Bandes anhebt, und aus dem Französischen eines Engelländischen Schriftstellers, London, 1762 übersetzt ist. Der Verf. desselben hat gleichsam eine Schutzschrift für die Literatur, d. i. für die Känntniß der Meynungen, Gelehrsamkeit und Sitten der Alten schreiben, und den großen Einfluß, den sie auf unsere gegenwärtige Wissenschaften habe, zeigen wollen. Die Alten, sagt er mit Recht, sind in den Künsten und schönen Wissenschaften unsere Muster; wir werden sie aber ohne das, was man Literatur nennt, nur halb verstehn, und uns ihre Schönheiten schlecht zu

Nutze

Nutze machen können. Sie haben in ihren Sitten, in ihrer Kriegskunst, Politik, Religion u. s. w. Erfindungsquellen gehabt, die uns fehlen: können wir wohl ohne Känntniß dieser Quellen die Fruchtbarkeit, Schönheit und Kraft ihrer Erfindungen übersehen? — Diese Literatur ist der große Stoff, darinn sich die Kritik, diese feine Kunst, diese schöne Anwendung der Logik der Wahrscheinlichkeiten üben kann. S. 215 f. — Selbst die Wissenschaft der Natur, darinn wir doch solchen großen Vorzug vor den Alten voraus haben, findet in der Känntniß der Alten Vortheile und Hülfsmittel zu ihrer Bereicherung, die einen Forscher der Natur bewegen, ihre wenigen Beobachtungen nicht so grade zu, als unbestimmt, zu verwerfen. S. 228 f. — Besonders aber findet der philosophische Geist in der Geschichte, in den Sitten und Religionsmeynungen der Alten die reichste Nahrung, wodurch noch manche allgemeine Begriffe vom Menschen berichtiget, manche irrige Vorstellungen verbannt, manche Vorurtheile aus dem Wege geräumt werden können. S. 236 bis zu Ende.

Dies ist der Hauptinhalt dieser Schrift, welche nach der Methode eines Montesquieu geschrieben, mit vielen feinen Anmerkungen versehen, und durch sehr wohlgewählte Exempel, die von einer genauen Känntniß der Alten und ihres Geistes zeugen, erläutert ist. Man kann leicht denken, wenn ein Engelländer sich herabläßt, Französisch zu schreiben, so muß er sich in ihren Ton etwas verliebt haben. Man findet auch bey ihm einige Züge, die die Liebe zu dem gesuchten scharfsinnigen, und zugleich dunkeln, Styl

der neuen französischen Weltweisen verrathen; doch blickt der tiefsinnige, und mit gesetzter Vernunft denkende Engelländer allenthalben hindurch. Wir wollen einige von seinen Gedanken hersetzen, die einen philosophischen Geist begierig machen werden, sich mit dem Verf. selbst zu unterhalten. Da er S. 205 von den Mitteln, die Schönheiten in den Werken der Alten zu empfinden spricht, verdienen folgende Worte Aufmerksamkeit: »Die allergenaueste Kenntniß ihrer Zeiten ist das einzige Mittel, welches dahin führen kann. Einige schlechte Begriffe, einige Einsichten, die man im Nothfall aus einem Ausleger genommen, werden uns nur die offenbarsten und am meisten in die Augen fallenden Schönheiten verschaffen; alle Annehmlichkeiten, alles Feine in ihren Werken wird uns entwischen: und wir werden ihre Zeitgenossen für Leute ohne Geschmack halten, weil sie dieselben mit Lobeserhebungen überhäuft haben, deren Richtigkeit einzusehen, uns unsere Unwissenheit verhindern wird. Die Kenntniß des Alterthums ist unser bester Ausleger: aber noch nothwendiger ist ein gewisser Geist, welcher daraus entsteht, der uns nicht allein die Sachen kennen lernt, sondern der uns auch mit ihnen vertraut macht, daß wir sie mit den Augen der Alten ansehen.« Die Muthmaßung S. 210 f. von Virgils Endzweck bey Verfertigung seiner Bücher vom Landbau dient diesem Gedanken zu einer angenehmen Erläuterung. Das dreuste, aber wahre Urtheil S. 217 wird manchem Geometer misfallen, daß »es für die Wissenschaften rühmlicher sey, den Menschen zu entwickeln oder vollkommner zu machen, als

„die

»die Gränzen der Welt abzuzirkeln.« Die Hebung einer historischen Schwierigkeit im Polybius, B. 3 K. 22 auf der 218 u. f. Seiten empfehlen wir zum Nachlesen. Was er S. 224 f. von der Freyheit sagt, die ein Dichter hat, sich von der Geschichte zu entfernen, ist uns noch nicht bestimmt genung. In wenig bekannten Geschichten darf er es noch wohl wagen, und doch rechnet es ihm die gelehrte Nachwelt stets zur Unwissenheit an. Ein Genie muß seinen Stoff, den ihm die Geschichte giebt, allezeit zu bearbeiten wissen, oder wählt ihn lieber nicht. — »Die Kampfspiele »der Alten, heißt es S. 233, mußten eine vortref»liche Schule für den edelsten Theil der Naturkunde »seyn, der sich mehr um die Natur und Eigenschaf»ten der Thiere, als um die Beschreibung ihrer Bei»ne und Knorpel bekümmert. — Was ist der philosophische Geist? Der Verf. sagt erst was er nicht ist, und hierbey wird manchem Franzosen, die ietzt so sehr mit diesem Geiste prangen wollen, die Anwendung auf sich leicht seyn. Was ist er aber? »Er »besteht, sagt der Verf. S. 237 darinn, wenn man »bis zu den einfachen Begriffen hinaufsteigen; die »ersten Gründe der Dinge erreichen und sie verglei»chen kann. — Er kann ein Meßkünstler, ein Al»terthumsverständiger, ein Tonkünstler seyn; aber »er bleibt beständig ein Weltweiser: und indem er »die ersten Grundsätze seiner Kunst erforscht, setzt er »sich über sie hinaus. Er gehört unter die wenigen »Genie, welche nach und nach die erste Grundwissen»schaft bearbeiten, unter der, wenn sie einmal voll»kommen wäre, alle übrigen stehen müßten. In die»sem

„sem Verstande wird dieser Geist selten angetroffen.
„Es giebt genung Köpfe, welche besondere Ideen auf
„eine gründliche Art einsehen können; aber wenige,
„welche eine große Anzahl niedriger Begriffe in einen
„einzigen abstrakten Begriff fassen können.„— S.
239. „Ein iroquesisches Werk würde etwas un-
„schätzbares seyn. Es würde uns eine einzige Er-
„fahrung von der Natur der menschlichen Seele lie-
„fern, welche sich in solchen Umständen befindet, als
„wir nie erfahren haben.„— S. 243. „Wenn ich
„entscheiden will, ob die Tugend bey einem Volke in
„einem gewissen Jahrhunderte die Oberhand hatte,
„so gebe ich mehr auf seine Handlungen, als auf sei-
„ne Worte Achtung. Will ich es von dem Laster
„wissen, so mache ich es umgekehrt.„— Doch wir
müssen abbrechen, so gern wir auch von des V. Art
über die alte Geschichte zu philosophiren etwas sagen
möchten.

Die Geschichte des Parnasses aus dem La-
teinischen des Johann Sangenes übersetzt, ent-
hält eine mit angenehmen Witze entworfene Schilde-
rung von dem Reiche der Dichtkunst, und des Ge-
schmacks vom Homer an bis auf die Zeiten des Verf.
darinn man feine satyrische Züge wider die geschmack-
losen Kunstrichter und geistlosen Dichter antrift. In
dem Fragmente von einer Geschichte des deut-
schen Parnasses, welches dieser Geschichte beyge-
fügt worden, gefällt uns zwar der Stof ganz wohl,
aber der naive Ton der Geschichtserzählung, der das
vorhergehende Stück so gefällig macht, würde ihm
anständiger gewesen seyn, als der strotzende Gang der
poeti-

poetischen Prose. Nur an einem kühnen Young, der mit poetischer Wuth elenden Schriftstellern Schlag auf Schlag giebt, kann dieser schwärmende Ton gefallen, und zu einer Geschichte würde er ihn doch nicht gewählt haben. Seine deutschen Nachahmer, die sein Feuer nicht haben, glauben es so gut als er zu machen, wenn sie in seinem Ton klimpern, ohne das Gedränge seiner Gedanken zu fühlen. Daher stimmen sie einen Gedanken auf so vielerley Art, nutzen ihn so sehr ab, daß wir verdrüßlich werden, mit einer seltsamen Feyerlichkeit immer auf einem einzigen Punkt herum geführt zu werden. Das Gleichniß von der Raupe S. 306 ist von der Art.

Das vierte Stück von der philosophischen Schreibart ist eine Uebersetzung der lateinischen Abhandlung, welche Leibnitz der Ausgabe von Mar. Nizolii Antibarbaro philosophico 1670 beygefügt hat. Klarheit und Wahrheit machen, sagt er, die Vollkommenheiten der philosophischen Schreibart aus. Von der erstern handelt er hier vornehmlich. Die Rede ist klar, wenn sie aus solchen Worten besteht, deren Bedeutung jedem, der nur Acht darauf hat, bekannt ist; und die Worte sind so, wenn ihre Bedeutung dem Ursprunge und der Ableitung oder dem gemeinen Gebrauche gemäß ist. S. 311. Tropische Ausdrücke muß also ein guter Philosoph durch eine zusammenhangende Schlußkette aus dem Ursprunge herleiten. S. 312. Weicht der Ursprung und Gebrauch von einander ab, so muß man, wenn letzterer bestimmt ist, oder bestimmt werden kann, mehr bey diesem bleiben. S. 313. Die größte Klarheit findet

det man in den gemeinen Worten, die man in der Bedeutung behalten muß, wie sie im Umgange gebraucht werden. S. 314. Und hier wird bey Gelegenheit der Kunstwörter S. 317 bemerkt, daß „die Philosophen nicht allezeit darinn einen Vorzug vor gemeinen Leuten haben, daß sie andere Sachen sehen; sondern daß sie dieselben auf eine andere Art bemerken, das ist, mit dem Auge des Geistes, und mit Ueberlegung oder Aufmerksamkeit, und durch Vergleichung der Dinge mit andern. S. 319 ist eine Wahrheit gesagt, die alle Philosophen vor Augen haben sollten, daß nämlich „alles dasjenige, was „nicht durch gemeine Worte ausgedrückt oder erklärt „werden kann, es sey denn, daß es unmittelbar empfunden werde, nichts sey, und von der Philosophie, „als die nachtheiligste Sache ausgeschlossen werden „müsse.„ S. 320 f. wird dargethan, daß die deutsche Sprache, die in reellen Dingen die reichste und vollkommenste ist, unter allen europäischen Sprachen zur Philosophie die geschickteste sey; und daß die scholastische Philosophie auch aus dieser Ursache noch so spät in Deutschland geherrscht habe, weil man nicht Deutsch zu philosophiren angefangen: welches wir diejenigen, die gegen den deutschen Vortrag so viel einzuwenden haben, nachzulesen bitten. Eine wichtige Anmerkung ist es auch S. 326 f. daß man sich beym genauen Philosophiren nur concreter Ausdrücke bedienen müsse; welche für manche heutigen Philosophen eine höchst nöthige Lection seyn wird. Wir schließen mit dem Gedanken, womit Leibnitz seine Abhandlung beschließt S. 339. Verschiedene von den

Neuern, sagt er, da sie kaum etwas des Drucks würdig schreiben können, was nicht schon von den Alten gesagt worden ist, beschäftigen sich nur damit, daß sie eine Menge von angeführten Meynungen zusammen häufen, und unzähliche abgeschmackte Fragen erdenken, einen Beweis in viele zertheilen, die Methode verändern, und beständig neue Worte erdichten.— Wie wahr ist das auch noch jetzt!

Wir kommen auf das letzte Stück, welches eine philosophische Untersuchung von der Begeisterung ist. Was ist die Begeisterung? Diese Frage ist von vielen beantwortet worden, welche der Verf. anführt, und gut beurtheilt. Wir wollen aber hier vornehmlich seine eigene Antwort hören. „Der Enthu„siasmus, sagt er S. 347, ist derjenige Zustand der „Seele, da in ihr eine ununterbrochene Reihe von „lebhaften harmonischen innern Empfindungen und „Einbildungen wirksam ist.„— „Der Enthu„siasmus wird also nach S. 348 entstehen, wenn „entweder eine äußere Empfindung von einem gewis„sen Gegenstande, oder eine innere, oder eine Einbil„dung an eine Reihe von Bildern der Phantasie, „oder der innern Empfindungen stößt, und dieselbe in „Wirksamkeit setzt: und das heißt, wenn entweder „die Seele eine große Aussicht von einem gewissen „Gegenstande hat, wenn sich der Kreis ihres Gesichts„punktes ausnehmend erweitert, oder wenn sie von „einem merklichen Vergnügen belebt wird.— Der „Enthusiasmus hört auf, wenn diese zusammenhän„gende Reihe erschöpft ist, u. s. w.

Wir wollen versuchen, ob wir das deutlicher sagen können, als es uns wenigstens vorkömmt. Ohne Affekt giebt es keine Begeisterung; denn ob man es gleich dem Wein und einigen äußern Veranlassungen zuschreibt, daß sie in Begeisterung setzen, so thun sie es doch nur deswegen, weil sie die herrschenden Leidenschaften in Bewegung setzen, oder Hindernisse wegnehmen, die ihrer Wirksamkeit im Wege waren. Die Affekten sind also, wie der Verf. S. 353 sagt, die reiche Quelle, woraus (aber nicht blos gelegentlich) die Begeisterung entspringt. Und wie denn? Ist der Affekt lebhaft, und uns folglich sein Gegenstand wichtig; so setzt die Seele alle ihre Kräfte in Bewegung, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Sie läßt alle andere Ideen gleichsam liegen, und sieht darüber weg; für diesen arbeitet sie nur; was sie denkt und will, was sie nur in dem Augenblick denken und wollen kann, wird alles in Verhältniß auf diesen Gegenstand gedacht und gewollt. Und alsdenn ist die Seele in Begeisterung. Was ist also die Begeisterung? Sie ist die allgemeine Anstrengung aller Seelenkräfte, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen, und alles auf dessen Idee zu beziehen, der einen Affekt, oder eine lebhafte Empfindung in uns erregt hat. Daher drängen sich die Gedanken, denn die ganze Seele ist in Arbeit, und auf einen Punkt gerichtet; daher ist der Mensch in der Begeisterung für alles, was nicht auf diesen Punkt zielt, abwesend; daher das Feuer, das in seinen Adern glüht, denn der Körper kömmt harmonisch in eine gleich allgemeine Bewegung; daher scheint sich der Mensch

über

über sich selbst zu erheben, über seine Sphäre zu gehen, einen Hauch der Gottheit zu fühlen, weil die allgemeine harmonische Arbeit seiner Seelenkräfte nothwendig außerordentlichere Wirkungen hervorbringen muß, als wenn er wenig Antrieb zur Thätigkeit hat, oder jede von seinen Kräften gleichsam ihr eigenes Geschäfte treibt. — Nach dem Grade der Lebhaftigkeit des Affekts, nach Verschiedenheit des Temperaments, des Charakters, der herrschenden Fähigkeit, der erlangten Uebung durch oft wiederholte ähnliche Handlungen, S. 349 wird auch der Enthusiasmus verschieden seyn; und theils stark, theils schwach; theils anhaltend, theils vorübergehend; theils rednerisch, poetisch, martialisch u. s. w. seyn: jeder wahre Enthusiasmus muß immer etwas ihm eigenes unterscheidendes, foglich neues, haben, das in dem Gepräge bestehe, welches ihm die individuelle Beschaffenheit der begeisterten Person eindruckt. Dies scheinen uns die innern Grundzüge des Enthusiasmus zu seyn.

Aeußerlich muß er sich durch Worte, Handlungen u. s. w. zu erkennen geben; und diese sind der innern Geschäfftigkeit der Seele so angemessen, daß sie nicht allein den Enthusiasmus mahlen, sondern auch andere in einen ähnlichen Enthusiasmus versetzen. S. 357. f. Wo diese Wirkung nicht erfolgt, da ist der Enthusiasmus entweder falsch und blos gemacht; oder die Zuhörer und Zuschauer alles Gefühls beraubt. Dieß ist also der Probierstein, daran man die wahre Begeisterung erkennt. Wer andere begeistert, ist es gewiß auch gewesen; wer niemand begeistert, hat auch selbst keinen Enthusiasmus empfunden.

Wie

Wie kann man sich in Enthusiasmus versetzen? Der Verf. zeigt S. 351. f. verschiedene Gelegenheitsmittel an. Wie kann man sich darinn gehörig regieren? Das ist eine schwere Frage, die der Verf. zwar erblickt, aber nicht beantwortet hat.

Wir haben uns bey diesem Werke mehr aufgehalten, als es unsern allgemeinen Absichten gemäß ist; wir hoffen aber, es werde vielen Lesern nicht unangenehm seyn, eine periodische Schrift näher kennen zu lernen, die mehr reelles enthält, als manche große Systeme, die die Bewunderung der Universitäten sind.

B.

XXV.

Cantate auf die Ankunft der hohen Landesherrschaft, in Musik gesetzt, und den 1 May im großen Concert zu Leipzig aufgeführt von J. A. Hillern. Leipzig bey Breitkopf, 1765, in Querfolio 13½ Bogen.

Die Poesie dieser Cantate ist von dem Hrn. Prof. Clodius zu Leipzig. Einige Kleinigkeiten (worüber sich Hr. Hiller in dem Vorberichte selbst erkläret) ausgenommen, ist diese Poesie für die Musik, als in welchem Augpunkte wir sie hier nur ansehen, nicht unbequem. Sie ist sehr rührend, voller mannichfaltiger Bilder, starker Gedanken und edler Ausdrücke. Die Musik ist den schönen Worten sehr angemessen, von guter Melodie, wohlgewählter Harmonie und richtigem Ausdrucke. Der Verfasser derselben zeigt in dem Vorberichte mit Worten in der
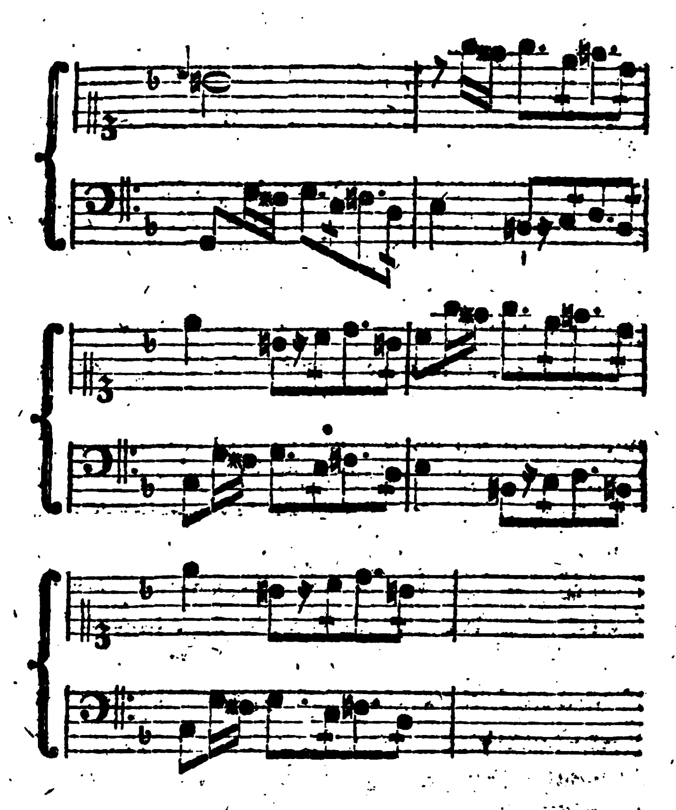
Kürze,

Kürze, was er in der ganzen Ausführung durch die That selbst beweiset, nämlich, daß er die Pflichten eines Componisten, vornehmlich in Ansehung des Ausdrucks, ungemein wohl versteht. Doch das waren wir von ihm schon vorher überzeugt, nachdem wir seine, in den Erweiterungen, und im ersten Bande der marpurgischen Beyträge befindliche Abhandlung, von der Nachahmung der Natur in der Musik gelesen hatten.

Wir wollen hier die Musik dieser Cantate etwas umständlicher beleuchten. Wir hätten aber gewünscht, daß wir die Partitur davon in ihrem ganzen Umfange hätten sehen können. Da dieses aber nicht seyn kann, so müssen wir uns mit dem vor uns habenden in 3 Notenlinien verfasseten Auszuge davon, welcher aber doch, in einer sehr guten und bequemen Einrichtung, das vornehmste vor Augen legt, behelfen. Was wir dabey etwan zu erinnern, und der weitern Einsicht des Hrn. Verf. zu überlegen zu geben finden sollten, das wollen wir auch gerade heraus sagen. Ein Mann, der über die Obliegenheiten eines Componisten so vernünftig und dabey so bescheiden denket, wie Herr Hiller, wird darüber nicht gleich in den Harnisch gerathen.

Die Sinfonie ist feurig. Im letzten Tacte des zweyten und in den 4 ersten Tacten des dritten Systems, hat die Imitation der Harmonie und Melodie einige Gewalt angethan. Die Sexte und Quarte ist hier, nämlich bey imitirenden und gewisser maßen gebundenen Sätzen, zu frey gebraucht. Wie, wenn es so stünde?
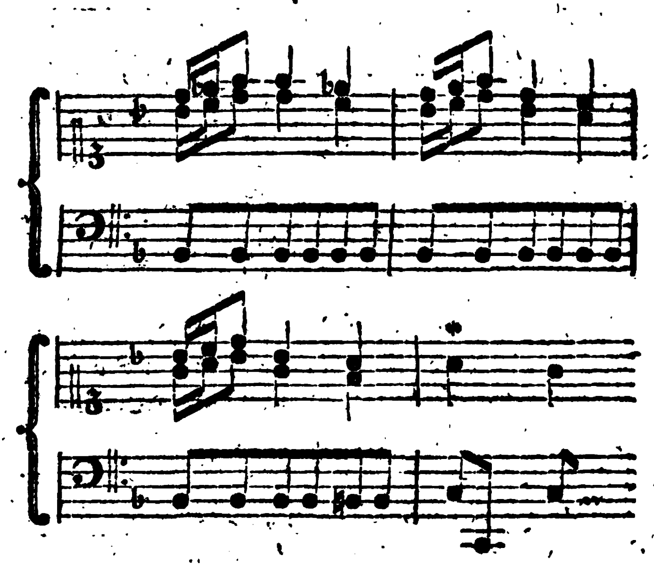
Die



Die Schwierigkeit rühret hier von der im ersten Tacte des dritten Systems, über der ersten Baßnote befindlichen Terze, welche eine Sexte zur Begleitung verlangt, her. Diese macht in contrapunctischen und also auch imitirenden Sätzen viel harmonische Ungelegenheiten, worüber man in Marpurgs kritischen Briefen weiter nachlesen kann. Wie sehr hat nicht auch ein galanter und ausdrückender Componist des Mechanischen in der Musik nöthig!

Zwischen
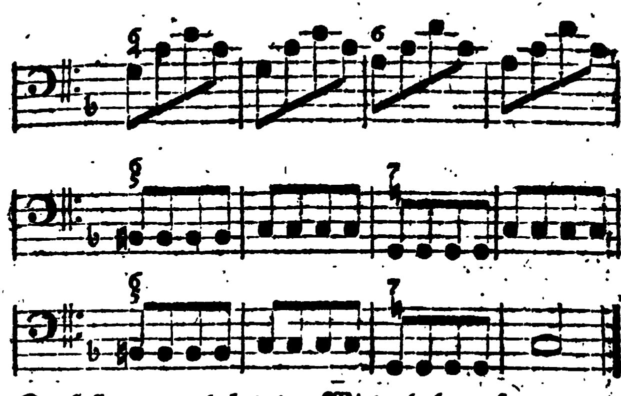
Zwischen dem 5ten und 6ten Tacte des 4ten Systems auf der zweyten Seite sollten noch 2 Tacte, ungefähr folgender Gestalt, stehen:



Sonst ist der Rückgang nach dem F zu übereilt, und der Rythmus unrichtig: welches aber durch eine genauere Beobachtung desselben hätte können vermieden werden.
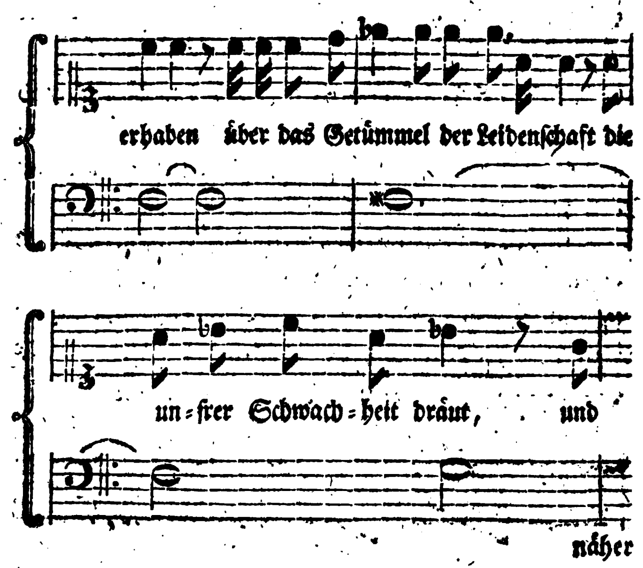
S. 5. im 4ten System ist der vom 4ten Tacte an anfangende neue Rythmus von 7 Tacten auch sehr unrichtig. Wir hätten zur Verbesserung, bis zum Ende, folgenden Baß, um nicht mit der Oberstimme hier zu viel Raum einzunehmen, vorgeschlagen.
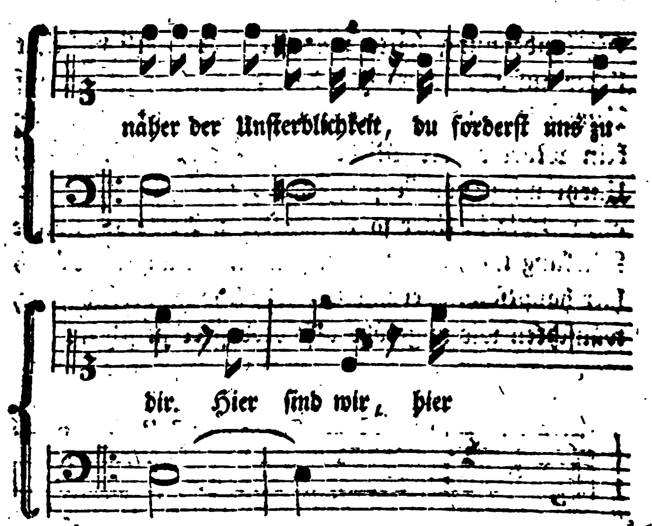




So sollte es auch bey der Wiederholung seyn.

S. 8. Hätte das Recitativ vom 3ten Tacte an wegen richtigerer Interpunction, genaueres Ausdrucks, und bessern Deklamation, als welcher auch die Harmonie zu Hülfe kommen muß, billig so stehen sollen:





Das übrige dieses Recitativs ist schön. Das kleine Chor S. 12. Auch wir ꝛc. ist von dem Poeten zu großem Vortheile der Musik an diesem Orte angebracht, und von dem Componisten vortrefflich ausgedruckt worden.
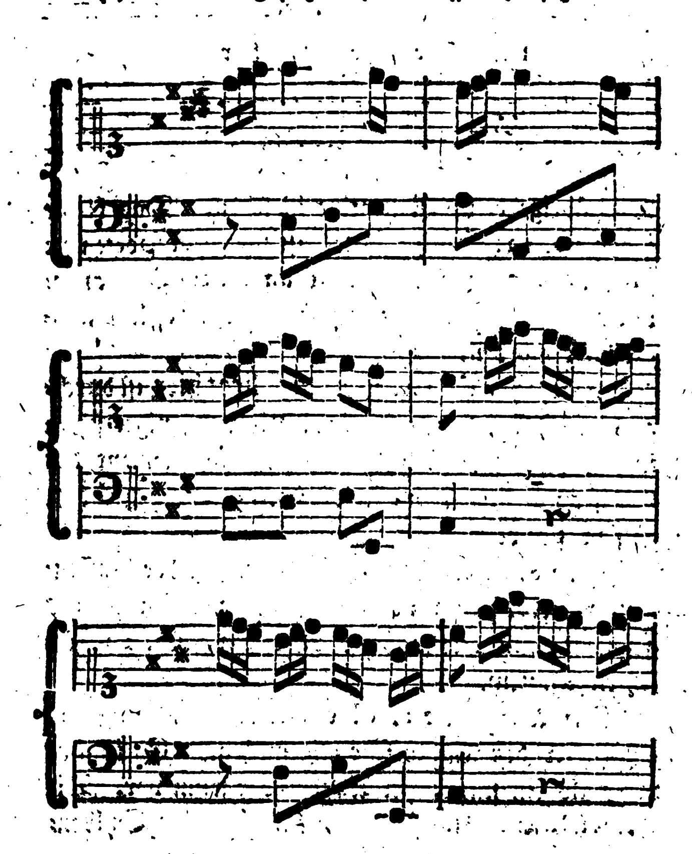
Das Chor S. 14. Verwaist liegt hier, ist durchaus schön, und sehr bedeutend. Nicht weniger schön ist das S. 18 u. f. folgende Accompagnement des Greises; und das kleine Arioso S. 19. So haucht ꝛc. ist sehr sinnreich angebracht.
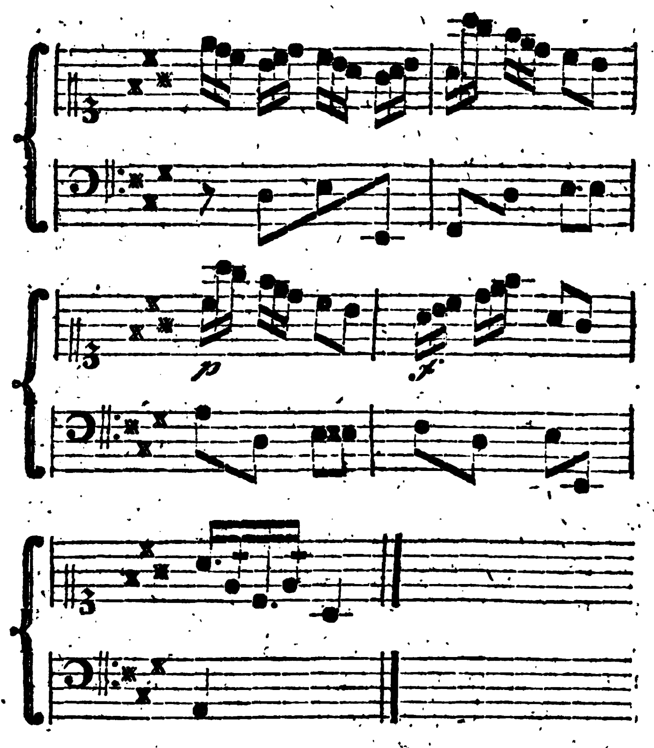
S. 20. Tritt das Accompagnement der Instrumente wieder just am rechten Orte ein. Ein gleiches geschieht, mit ausbündiger Wirkung, S. 21. im letzten System.

Die Arie S. 22. ist ebenfalls schön, und dem Charakter des Kindes sehr angemessen. Es kommt mehr als ein sinnreicher Ausdruck darinn vor. Die

 Sylben-

Sylbendehnung hätte mancher Componist vielleicht lieber auf Heilig, welches das Hauptwort ist, als auf Unerschaffen angebracht; wenn anders der Sänger kein Märker oder Niedersachse gewesen ist. Das Unrythmische vom Anfange des 4ten Systems, S. 22 an, welches in einer so unschuldigen Arie noch üblere Wirkung thut, und dem fließenden Gesange, der doch hier hauptsächlich erwartet wird, sehr hinderlich fällt, wünschten wir ungefähr also verbessert zu sehen:





Bey dem vierten Tacte dieser Verbesserung, wird, nach einem gleichen Rythmus zu rechnen, zwar ein Tact verschlungen: welches aber bey dem Eintritte eines neuen musikalischen Gedanken, bisweilen erlaubt ist; ja wohl gar, um das Schleppende und Langweilige zu vermeiden, eine Schönheit wird. Riepel schreibt hiervon sehr gründlich. Doch das sind Sachen, die in ein Compositionsbuch und nicht in eine periodische Schrift gehören. Deswegen wollen wir dergleichen nicht mehr ausführlich berühren: sondern es nur im Vorbeygehen anzeigen. Und dieß scheint

uns desto nöthiger zu seyn, je mehr hiewider von vielen, sonst nicht ungeschickten Componisten, angestoßen wird.
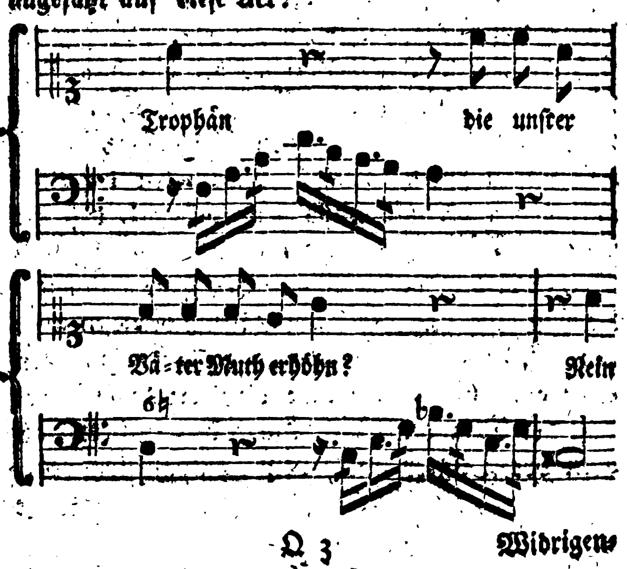
S. 25. Wo dieser Gedanke in der Singstimme vorkommt, kann er, durch Auslassung des 6ten Tacts, leicht dem obigen gleich gemacht werden. Aber auf jede besondere Sylbe eine Triole singen lassen, ist dem Sänger unbequem, und klingt ängstlich; es könnte leicht, den Violinen unbeschadet, in simplere Singnoten verwandelt werden, um so viel mehr, da die Worte hier, auch in dem Munde eines Kindes, Gravität erfordern, welches Herr Hiller sonst an andern Stellen dieser Arie sehr wohl beobachtet hat. In dem Punkte, die Noten der Aussprache bequem zu machen, müssen wir mehr den Italienern, als den Deutschen, Hassen ausgenommen, folgen.

S. 27. Kommt der Eintritt des Accompagnements, wie jeder leicht sieht, wieder an seiner rechten Stelle; und S. 28. vermehrt die von einander Sonderung der Worte, durch wenige Violinnoten, den Ausdruck gar sehr, und macht ihn überaus nachdrücklich.

Die Arie S. 28 und weiter, ist an Melodie, an Führung der Harmonie, und an Ausdruck schön. Die Cadenz, S. 31, welche die zwey Worte: aller Welt, ohne Zusammenhang mit dem übrigen wiederholet, hätten wir, so wie die Cadenz, in der vorigen Arie S. 26. vor seinen Trümmern nicht, lieber durch Worte, die einen völligen Verstand haben, mit dem vorigen zusammengehängt, als sie durch große Pausen abgerissen, und dadurch den Sinn einiger maßen unverständlich gemacht. Wie viel Zeit gehört denn dazu, um Athem zu einer Cadenz zu nehmen?

men? Seit funfzehn Jahren ohngefähr ist erst die Mode unter den Italienern aufgekommen, sich wenigstens durch zwey Tacte zu der herrlichen Cabriole, oder zu dem Schorsteinfegermäßigen, ohne Verstärkung und Schwächung des Tons, in einer Farbe daher pipenden Anshalten eines Tons, so in vielen itzigen Cadenzen zu hören ist, vorzubereiten. Vor dem nahm man den Athem unter der Zeit eines Viertels, und machte doch die Cadenzen, wenn ja welche seyn sollen, lang genug, und vielleicht länger und besser, als einige neuere italienische groß seyn wollende Sänger sie machen, welche noch dazu das Aussprechen der Worte dabey vergessen. Diesen Misbrauch wollen wir deutsche Componisten nicht nähren helfen.

Im Recitativ, S. 32. im zweyten Tacte des vierten Systems, wünschten wir die im Texte befindliche Frage bis zum Worte erhöhn fortgesetzet zu sehen; ungefähr auf diese Art:



 Widrigens

Widrigenfalls wird die auch im Texte angezeigte Frage durch die Musik vereitelt, und bey dem Zuhörer ins Vergessen gebracht. Dieß ist eine Kleinigkeit, die aber bey den Componisten noch einiges Nachdenken verdiente.

Die Arie S. 33 bis 39 ist überaus feurig und erhaben. Herr Hiller hat zwar Recht, wenn sie ihm, wie er im Vorberichte sagt, als er sie componiren sollte, am wenigsten gefallen hat, denn sie war in der That die schwerste. Aber da sie so schön gerathen ist, so würde er noch mehr Recht haben, wenn sie ihm itzo am besten gefiele. Wir würden in diesem Falle gewiß von einerley Meynung mit ihm seyn. Der im zweyten Theile etliche mal fortgesetzte musikalische Rythmus von sieben Tacten, wenn er auch dem Componisten einige Mühe gekostet haben sollte, ist schön, und macht eine glückliche Ausnahme von der sonst sehr wahren Regel, daß der Rythmus von gleichen Tacten besser ist, als der von ungleichen. Wegen der mehrern Fortsetzung aber, wird der hier befindliche Rythmus von sieben Tacten doch auch endlich unter sich selbst gleich, und im Ganzen desto größer, folglich im Großen schön. Die Rechtmäßigkeit der Ausnahme von der gleichfalls wahren Regel, daß der Singstimme in Singsachen der Hauptvortrag gehöre, ist in dem hier vorkommenden Falle auch durch die musikalische Ausarbeitung glücklich bewiesen worden. Wir finden darinn noch die Ausnahme von einer andern Regel, welche die Vorrede anführt: daß der Componist nicht durch den Dichter, sondern der Dichter durch den Componisten rede.

Diese

Diese Regel ist zwar im allerstrengsten Verstande wahr. Sie wird aber von den Poeten öfters gemisdeutet, welche nur allein glänzen, und höchstens nur Odenmelodien zu ihren Gedichten hören wollen. Wir führen hierbey eine Stelle des Batteux, nach der Ramlerischen Uebersetzung S. 233 an: »Tritt »die Musik auf: so hat sie das Recht, alle ihre Rei»zungen schimmern zu lassen. Das Theater gehört »ihr zu. Die Poesie hat nur den zweyten, und die »Tanzkunst den dritten Rang. — Die Verse sollen »dem Gesange folgen, und ihm nicht vorgehen. Die »Worte, ob sie gleich vor der Musik verfertiget wür»den, sind in diesem Falle nichts als eine Verstär»kung, die man dem musikalischen Ausdrucke giebt, »um den Sinn desselben deutlicher und verständlicher »zu machen.« Von dem, was zwischen diesen Worten im Batteux steht, nämlich von diesem: »Hier »findet man keine prächtigen und stolzen Verse, keine »erhabenen Beschreibungen, keine blendenden Bilder; »hier herrschet eine simple, naive Poesie, die leicht »und nachläßig hinfließt, und die Worte fallen läßt, »wie sie wollen,« von diesem, sage ich, giebt die Poesie des Herrn Prof. Clodius in dieser Cantate, und die musikalische Ausführung seines Componisten, die beste Widerlegung.

Die folgende Arie des Greißes S. 40 sagt in der Musik das, was sie sagen soll; und sie sagt es schön.

Die einzelnen Stücke des Marsches, welche in das Recitativ S. 45, das die Ankunft der Landesherrschaft meldet, eingeflochten sind, sind der sinn-

reichste Gedanke, den man in Noten zum Accompagnement dieses Recitativs finden konnte. Eben so glücklich ist die Abänderung dieses Accompagnements, wenn der Greis wieder zu recitiren anfängt.

Das letzte Chor muß gleichfalls in der Musik die Wirkung gethan haben, die man nur erwarten konnte. Nur bey dem letzten Theile dieses Chores finden wir was zu erinnern. Herr Hiller hatte ohne Zweifel die Idee, das: O Gott, wo ist ein Gott, wie du? mit langsamen und ausgehaltnen simpeln Noten in der Musik auszudrücken, (welche Idee unverbesserlich schön ist,) beym Anfange der Ausarbeitung des zweyten Theiles schon in den Gedanken. Aber er wurde dadurch verführet; (welche Verführung aber ist wohl leichter zu verzeihen als die, wenn man durch einen so schönen Gedanken hingerissen wird?) Er wurde, sage ich, dadurch verführet, auch den Anfang dieses zweyten Theils: Der Greis sagts seinem Sohn, der Sohn dem Enkel wieder, mit eben solchen langen und gehaltenen Noten auszudrücken. Hierdurch aber benahm er der Hauptidee einen Theil ihrer Neuigkeit, und ihres Nachdrucks. Wir hätten diesen Anfang des zweyten Theils, auf eine ganz von dem folgenden verschiedene Weise, ausgedrückt; vielleicht hätten wir darüber nichts weiter als ein bloßes accompagnirtes Stückchen vierstimmiges Recitativ gemacht; und dann bey dem: O Gott, wo ist ein Gott wie du? hätten wir den oben gedachten Gedanken, (wenn er uns anders eingefallen gewesen wäre) unvermuthet, obgleich nach einer kurzen Fermate, eintreten lassen. Seine Wirkung würde alsdenn noch nachdrücklicher geworden seyn.

Der

Der Schluß dieses Chors drückt durch die Noten eine demüthige Erkennung seiner Schwachheit, Gott nach Würden zu bewundern, aus. Hiewider ist nichts einzuwenden. Würde aber auch wohl was dawider einzuwenden gewesen seyn, wenn der Componist alle seine Kräfte in einem freudig erhabenen Ausrufe zusammen zu nehmen, und dadurch, so viel uns von einer solchen freudigen Bewunderung auszudrücken möglich ist, vorzustellen gesuchet hätte?

Wir bitten den Herrn Hiller, den auf der ersten Seite seines Vorberichts geäußerten ernstlichen Vorsatz, künftig mehr Zeit auf die Musik, welche bisher nur sein Nebenwerk gewesen, zu wenden, ja nicht wieder fahren zu lassen. Wir hoffen, daß es ihm an aufmunternden Gelegenheiten nicht fehlen wird, solche und noch größere Musikstücke, als das gegenwärtige ist, zu verfertigen: und wir werden Recht haben, wenn wir unserm Vaterlande zu der neuen Erlangung eines so glücklichen Componisten, aufrichtig Glück wünschen.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Predigten von M. Balthasar Munter, Superintendenten der Herrschaft Tonna. Sechster Theil. Gotha, 1765 bey Johann Paul Mevius sel. Wittwe und Dieterich. 8. 1 Alph.

Von der schönen Vorrede und einigen Predigten des fünften Theils eingenommen und durch

ihren Werth verführt, haben wir wirklich dem W. in dem ersten Stück dieser allgem. Bibl. S. 254 zu viel Lob gegeben und nie in dem Urtheil über einen Schriftsteller so sehr geirrt, als bey ihm. Nachdem wir die vorhergehenden Theile erst hinterher gelesen, hätten wir gewünscht, daß wir unser Wort zurück hätten. Es wäre ihm gewissermaßen grade das gegenseitige Urtheil zugekommen, denn er treibt in vielen Reden, und besonders in den Gebeten, Poesie und Schwulst bis zum Affektiren. Er könnte vielleicht vortreflich werden, wenn er sich eines ebenern Styls und einer simpelern Beredtsamkeit befleißigen wollte, ja es muß ihm zum Lobe gereichen, daß es scheint, als ob er das selbst anfienge einzusehen.

E.

Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten Evangelisch-Lutherischen Auto da Fe. Hamburg 1766. 2 Bog. in 8.

Der muthwillige Witz und die Swiftische Ironie, welche in dieser kleinen Schrift durchaus herrscht, und sich immer ohne matt zu werden, erhält, muß gewiß auch denen gefallen, welche übrigens mit dem Inhalt nicht zufrieden seyn können. Was diesen betrift, so wollen wir zwar nicht in Abrede seyn, daß es bey diesen polemischen Zeiten, wo so manche Eiferer mehr um ihre als um Gottes Ehre zu eifern scheinen, nicht ganz undienlich sey, die Geißel der Satyre zu gebrauchen; aber sie artet aus, und verliert

siert von ihrer Sittlichkeit, wenn sie die Personen namentlich vor sich herführt, und sie gleichsam vor dem ganzen Publiko, an den Pranger stellt. Uns dünkt, daß die Ironie eben so gut statt finden konnte, wenn die Personen so charakterisirt wurden, daß sie blos den Verständigen kenntlich waren. Auf diese Weise erreichte die Satyre ihren Zweck, blieb moralisch recht, hatte nebst den Lachern auch den Beyfall der Vernunft auf ihrer Seite, und verhütete den Schaden, der jetzt unvermeidlich ist, daß nämlich auch ungelehrte und der wahren Absicht unkundige Gelegenheit davon nehmen, entweder mit dem ganzen geistlichen Stande, oder gar mit dem, was sein Geschäft ist, ein Gespötte zu treiben. Einige Ausdrücke sind uns auch anstößig gewesen. Schlimm genung! daß Heuchler in der Furcht des Herrn zu handeln vorgeben, wenn sie nur ihre Affekten zu befriedigen suchen: wenn aber der Spötter, der ihre Heucheley entblößen will, ihnen das in lachendem Muthe nachspricht, so klingt es widrig in wohlgesitteten Ohren.

B.

Sammlung einiger Paßionspredigten von Joh. Andreas Cramer, Königl. Dänischen Hofprediger. Fünfter und letzter Theil. Kopenhagen, verlegts Franz Christian Mummens sel. Wittwe, 1765. 8. 328 Seiten.

Alle Welt sagt: Hr. C. macht der Kanzel Ehre, aber er vertieft sich zu weit ins Predigtschreiben. Es würde nicht unrathsam seyn, wenn er damit

mit abbreche, wie es auch sein Wille zu seyn scheint. Wir sind eben der Meynung, und denken nach zwanzig von ihm gelesenen Bänden: sat prata libere.

E.

Sendschreiben an den Hrn. Verfasser der Schrift: Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitions-Gerichte, und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten Evangelisch-Lutherischen Auto da Fe. Danzig 1766. 2 Bogen in 8.

Der Verf. dieser Schrift hat die Ironie der vorigen Schrift durch eine Gegen-Ironie beantworten, und als ein sich stellender Freund der Heterodoxie seinem Helden Triumph zujauchzen, und zu mehr solchen hämischen Angriffen gegen die Orthodoxie ermuntern wollen. Dieß hätte wenigstens sein Plan seyn sollen, wenn er die Lacher wieder gewinnen wollte. Aber er wirft alles durch einander; sein Held ist ihm nicht blos ein Heterodox, sondern ein Freygeist, ein Feind der Geistlichen und der Religion, ein Mensch, dem alle Empfindungen der Gerechtigkeit und Tugend zur Last sind; kurz, ein Bösewicht. Wer die Ironie so übertreibt, der erreicht nicht allein seinen Zweck nicht, sondern verliert auch seinen Credit: Man sieht, daß er nicht lachen will, sondern erbost ist. Warum hat doch der V. nicht dem ersten Eindrucke, den die vorhergehende Schrift auf ihn machte, geglaubt? wenn er S. 24 sagt: „als ich ihre Schrift das erste mal flüchtig las, dachte „ich

sich würklich, sie wollten nicht mehr thun, als dem über„triebenen Eifer einiger Geistlichen eine lection lesen.„ Jeder verständige Leser sieht ja, daß die ganze Ironie nur dieses zur Absicht habe. Und wenn das ist, so giebt ja der Verf. selbst S. 25 f. dem, den er lächerlich oder vielmehr verabscheuungswürdig machen will, gewonnen Spiel. — Hinter einander muß man ja beyde Schriften nicht lesen; der letzte verliert auf Seiten des Witzes zu viel dabey. Der erste nimmt mit angenommenen Ernst alle seine beissende und leichtfertige Züge genau aus den Charakteren her, die er aufführt; der andere bleibt gar nicht bey seinem Helden stehen, sondern rast alles, was er nur von Freygeistern, und man weis selbst nicht woher, nachtheiliges auftreiben kann, zusammen; schüttet es mit feindseligem Herzen aus, und zwingt sich dabey zum Lachen. Gute und schlechte, gemeine und erkünstelte Züge, ernsthafte Anmerkungen und spashafte Wendungen, alles läuft durcheinander. — Doch genung von diesen fliegenden Blättern. Wir würden uns nicht einmal so lange dabey verweilt haben, wenn wir nicht ernstlich gewünscht hätten, daß über den muthwilligen Verf. der Nachricht mit eben dem Witz und Geiste gelacht worden wäre, als er über andere gelacht hat. B.

Neue Sammlung einiger Predigten, besonders über Evangelia und einige andern Texte von Joh. Andreas Cramer, Kön. Dän. Hofprediger. Vierter Th. Leipzig, 1764, bey Joh. Gottlob Rothen, Buchhändler in Copenhagen

gen, 8. 1 Alph. 5 Bogen, nebst 1 Bogen Vorrede.

Ob gleich Hr. C. in so vielen gedruckten Predigten sein Feuer eben nicht merklich verliert, so scheint es uns doch, als wenn wir in den letzten Sammlungen manche Wiederholungen von dem fänden, was bereits in dem erstern ausgeführt worden. Die zweyte Rede über die nothwendige Pflicht der Verkündigung des Todes Jesu Christi bey dem Gebrauche des heil. Abendmahls, ist des Verfassers würdig, auch dem Lehrbegriff der lutherischen Kirche gemäß. Indessen hat er für gut gefunden, um der dazwischen gekommenen Heumannischen Schrift willen und bey einigen Gottesgelehrten nicht in den Verdacht zu kommen, als wenn er die Erklärungsart unserer Brüder von der reformirten Confession zu sehr begünstigte, in der Vorrede eine völlige Schutzschrift vor diese Rede drucken zu lassen. Uns dünkt, ein solcher Mann, als Hr. C. hätte sich über diesen unschädlichen Verdacht hinwegsetzen können.

Johann Melchior Götzen, Seniors des Hamburg. Ministerii, Past. zu St. Catharinen und Scholarchen in Hamburg, Gott geheiligte Sonntags- und Festandachten, in erbaulichen Predigten über die gewöhnlichen Sonntags- und Festevangelia, wie auch über solche Sprüche der heiligen Schrift, welche mit den Evangeliis übereinstimmen. Erster Band. Zweyte Auflage. Bützow und Wismar,

Wismar, bey Joh. Andreas Berger und Jacob Bödner, 1764, 4. 6 Alph. 21 Bogen, und 1 B. Vorrede. Ingleichen zweyter Band, nebst vollständigern Registern über beyde Bände, Rostock und Wismar, in eben dem Verlage 1760, 4. 6 Alph.

Dreyzehn Alphabeth Predigten, das will gewiß viel sagen. Da indessen die fruchtbare Feder des Verfassers und die Art seines öffentlichen Vortrages schon an vielen Orten im deutschen Reiche bekannt genug sind, so können diese Predigten, und deren er auf jeden Sonntag zwo verfertigt hat, eine über das Evangelium, die andere über einen einstimmigen willkührlichen Text, unsers Urtheils vollkommen entbehren. Die zweyte Auflage des ersten Bandes beweißt schon hinlänglich, daß sie Liebhaber und Käufer gefunden habe.

C.

August Friedrich Wilhelm Sacks Predigten, davon die mehresten bey verschiedenen außerordentlichen Gelegenheiten sind gehalten worden. Sechster Theil, Berlin, bey Haude und Spener, Kön. und der Akad. der Wissens. privil. Buchhändler, 1764, 8 17½ Bog.

Die Welt kennt den beredten und geistreichen Sack, und wird die von ihm über die wichtigsten Begebenheiten des letzten Krieges gehaltenen Sieges- und Friedenspredigten, in diesem Theile mit großem Vergnügen gesammelt finden. Die hinzu gefügten Re-

den

den bey der Confirmation und ersten Communion des Königl. Prinzen Friedrich Heinrich Carl, sind überaus rührend und schön. Nur Schade für den Leser, daß ihre Kürze auch seine Erbauung so sehr abkürzet.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Friedrich Adolph Sorgens Chronologie des deutschen Lehnwesens, mit Anmerkungen und Beylagen. Erf. und Leipzig, in der Knoch- und Eßlingerischen Buchhandlung, 1764, 4. 48 Seiten.

Dieß ist ein Versuch, auf den Fuß, wie in des Hrn. Hofr. Hommels akademischen Reden über das Lehnrecht befindlich. Der Hr. Verf. zeigt eine gute Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte, und den besten Quellen und Schriften des deutschen Lehnrechts. Besonders ist die Einmischung der besondern Verordnungen bey einzelnen ständischen Lehnshöfen von gutem Nutzen, und hätte nur häufiger angebracht werden sollen. Die Anmerkungen enthalten oft eigene und gute Gedanken. Die Schreibart ist leidlich, nur wird sie durch einige nicht gar artige Ausdrücke, als Ludewigs Gewäsche, der überwitzige Kanzler Ludewig und einige andere, wie auch durch die vermuthlich dem Hrn. Vicekanzler Estor nachgemachte Neuerung in der Rechtschreibekunst, nach welcher alle große Buchstaben bey denen Selbstwörtern verbannt werden, ein wenig verunzieret. Es wäre

gut,

gut, wenn der Verfasser seinem Entwurfe künftig eine grössere Ausdehnung zu geben Gelegenheit haben sollte.

Godofredi Danielis Hofmanni, Antecessoris iuris publici Tubingensis, de electione et coronatione Imperatoris Regisque Romanorum generatim, et de loco electionis atque coronationis Regis Romanorum speciatim, Liber singularis, Tubing. 1764. 4. 15 plag.

Der erste Theil dieser gelehrten Abhandlung, so von der Römischen Kaiser- und Königswahl überhaupt redet, ist schon 1763 als eine akademische Streitschrift erschienen, und hier unverändert wieder abgedruckt. Da von dem Römischen König, und dessen und des Römischen Kaysers Wahl bereits so sehr viel Schriften vorhanden, so besteht der Vorzug dieser Hofmannischen Arbeit bloß darinn, daß alles, was andre von eben der Materie schon gesagt, sorgfältig zusammengetragen und einige wenige besondere Anmerkungen eingestreuet sind. Der zweyte Theil, der dazu gekommen, und den Wahlort bey einer Römischen Königswahl betrifft, macht das schätzbarste Stück der ganzen Abhandlung aus, weil dieser Punkt noch von niemand besonders erörtert worden. Er besteht aus 5 Kapiteln. Das erste trägt die Wahlen der Kayser und Könige des deutschen Reichs, so zu Frankfurt geschehen, historisch vor. Das 2te, 3te und 4te setzt die Gründe von der Nothwendigkeit die Wahl eines Römischen Königs bey des regierenden

 Kaisers

Kaisers Lebzeiten insonderheit zu Frankfurt zu verrichten, zugleich aber auch die Gründe von der Freyheit der Churfürsten hierinn nach ihrem Gefallen zu handeln, vollständig aus einander. Das 5te erzählt die neuesten zu Augspurg geschehenen Wahlen. Der Schluß, so endlich herauskömmt, ist, daß Frankfurt allerdings ein vorzügliches Recht habe, seine Ringmauern zu dergleichen Wahl anzubiethen. Jedoch, daß der Churfürsten Befugniß aus bewegenden Ursachen einen andern Ort auszusuchen nicht ausgeschlossen sey. Freylich redet die güldene Bulle von der Wahl eines Römischen Königs bey Lebzeiten des regierenden Oberhauptes Deutschlandes nicht. Das Herkommen ist nicht beständig, und es ist also schwer, die Freyheit des hohen Churfürsten-Raths hierinn einzuschränken.

II.

3. Arzneygelahrheit.

Herrn Friedrich Börners, der Weltweisheit und Arzneywissenschaft Doctors, der Arzneywissenschaft außerordentl. Lehrers bey der Akademie zu Wittenberg ꝛc. Nachrichten itztlebender berühmter Aerzte und Naturforscher in und außer Deutschland werden fortgesetzt, und zugleich das Leben und die Schriften des sel. Verfassers bekannt gemacht, von Ernst Gottfried Baldinger, der Weltw. und Arzneywissens. Doctor, Sr. Maj. des Königs von Preußen zu dero Armeen ordentlichen Feldarzt. Dritten Bandes fünftes und letztes Stück,

Stück, Wolfenbüttel, verlegts Johann Christoph Meißner 1764, 8. 16 Bogen.

Börners Lebensbeschreibungen sind mit vielem Beyfall aufgenommen worden. Er hat drey Bände davon herausgegeben. Das zum dritten Bande noch fehlende fünfte Stück liefert uns nun Hr. D. Baldinger, der diese Arbeit fortsetzen wird. Selbiges enthält Zusätze und Verbesserungen zu den vorigen Bänden. Der neue Verfasser will Börners Einrichtungen, die sonst bekannt genug sind, folgen. Er scheinet aber in der Anzeige und Beurtheilung der Schriften genauer zu seyn; und wo er sie nicht selbst gelesen, da sind ihm die Journale die Gewährleister. Es gehört viel Klugheit und Vorsicht dazu, ein unpartheyischer Schilderer der Charaktere einer noch lebenden Person zu seyn. Auch die größten Geister haben ihre Mängel; sie irren in manchen Sätzen. Bey den hallerischen Streitigkeiten giebt Hr. D. B. einen Beweis ab, wie er Lob und Tadel in gleichem Grade der Mäßigkeit gebrauchet. Er wird also auch künftig, wie wir hoffen, kein bloßer Lobredner werden. Seichten Köpfen spricht er in der Vorrede alle Hoffnung ab, durch ihn verewigt zu werden. Des sel. Börners Leben wird im nächsten Stücke vorkommen.

Die längst gewünschte Cur des so fürchterlichen und von vielen für unheilbar geachteten Scharbocks, durch wenige, doch gewisse, sichere und gar nicht kostbare Mittel u. s. w. von Christian

stian Ernst Endtero, Sen. der wahren Chymie, wie auch der innerlichen und äußerlichen reinen Heilkunst Erforschender. Hamburg bey Hertels sel. Wittwe und Gleditsch in Commission, 1764, 8. 11 Bogen.

Herr Endter ist ein alter Practicus in Hamburg. Er hat viel geschrieben, und saget der bösen Welt in allen seinen Schriften viele derbe Wahrheiten. Sein hohes Alter möchte ihn nun wohl verhindern, mehr zu schreiben. Daher wollen wir seine der Welt ohnedem ziemlich unbekannte und nicht viel nützende Bücher auch unberührt lassen. In der Vorrede dieses Buchs sind dieselben mit ihren prächtigen und weitläuftigen Titeln angeführt; und die Welt erfährt von ihm, daß er einmal die Ehre gehabt, Münzinspector bey einem gewissen Fürsten zu seyn. In diesem Tractat vom Scharbock sind kaum zwey Bogen mit des Verfassers eigenen Gedanken erfüllet. Das übrige enthält die verschiedenen Meynungen der Aerzte, die von dieser Krankheit geschrieben. Das beste ist die aus verschiedenen Blättern der Wochenschrift, der Arzt, hier abgedruckte sehr lesenswürdige Abhandlung vom Scharbock. Die auf dem Titel so sehr angepriesene Arzneyen sind ein absorbirendes Pulver, die bekannten antiscorbutischen Holz- und Kräutertränke, und ein über gedachte Species stark infundirter Spiritus Tartari. Wie der Verfasser überall seine schwache Denkungsart blicken lässet, so sind auch seine Anmerkungen von den Huren, von den bösen Weibern und Männern, sehr grob und unanständig. Kurz, dieses Buch verdient nicht, daß es gelesen werde.

Johann

Johann Friedrich Zückerts, der Arzneygelahrtheit Doctors, Unterricht für rechtschaffene Eltern zur diätetischen Pflege der Säuglinge. Berlin verlegts Aug. Mylius 1764, 8. 10 B. Eben derselbe von der diätetischen Erziehung der entwöhnten und erwachsenen Kinder bis in ihr mannbares Alter, 1765, 8. 17 Bogen.

Beyde Bücher sind mit vielem Fleiß ausgearbeitet worden. Die vornehmsten und wichtigsten Materien, welche die Erhaltung der Gesundheit der Kinder betreffen, sind hier in einem Vortrage, der jedermann faßlich ist, aus einander gesetzet. Wir wünschten, daß diese und andere ähnliche Bücher in den Händen aller Eltern wären, welche vor ihrer Kinder und des Staats Wohl patriotisch handeln wollen. Wir wünschten auch, daß mehrere Aerzte ihre Kräfte dahin verwendeten, denen Menschen deutliche Begriffe von dem, was ihrer Gesundheit schädlich oder zuträglich ist, beyzubringen. Sie würden sich dadurch nützlicher machen, und seligere Früchte ihrer Bemühungen einerndten können, als wenn sie in Erfindung trockener und unnützer Hypothesen, unnöthiger Distinctionen, und heftig wirkender Arzneyen, ihre Zeit verschwenden. F.

4. Philosophie.

Von der Zärtlichkeit. Breslau und Leipzig bey Joh. Fr. Korn dem ältern 1765. 15½ B. in 8.

Herzlich gut mag es der Verf. dieser Schrift wohl gemeynt haben. Denn wenn die Menschen die Zärtlichkeit in dem Umfange ausübten, wie er sie be-

schreibt, so würden sie in aller Absicht höchst tugendhafte Geschöpfe seyn. Aber so sehr er auch durchgehends eine philosophische Sprache zu reden scheint, so sehr wird man betrogen, wenn man richtige und der Natur der Seele angemessene philosophische Gedanken darunter suchet. Man muß sich wundern, wie seltsam sich die Gedanken zusammenfinden. Im ersten Abschnitt will er eine philosophische Untersuchung von den Empfindungen des Menschen vorausschicken, darinn er aber wahres und unrichtiges auf eine so unbestimmte Weise unter einander mischt, und so unlogische Schlüsse daraus zieht, daß man wohl sieht, er hat nicht einmal aus Büchern, noch viel weniger aus sorgfältigen Beobachtungen über die menschliche Seele zu philosophiren gewußt. Im zweyten Abschnitt wird von der Zärtlichkeit überhaupt, und insbesondere von der sinnlichen Zärtlichkeit, und im dritten endlich von der moralischen Zärtlichkeit, zwar auf eine zusammenhängendere Art gesprochen; aber doch auch alles, was man sonst dem feinen Verstande, dem feinern Geschmack, der Gewissenhaftigkeit, der Klugheit oder Rechtschaffenheit, kurz, was man einer Tugend, die aus Einsicht und Gefühl entsteht, zuschreiben mag, so durch einander geworfen, und unter den Begriff der Zärtlichkeit, es wolle nun oder nicht, gezogen; daß man wohl die gute Absicht des Verf. billigen, mit seiner Art zu schliessen aber herzlich unzufrieden seyn muß. Seine abstrakte Schlüsse zu beleben, hat der Verf. Schilderungen mit eingestreuet, die er theils aus andern entlehnt hat, theils aus seiner eigenen Phantasie geschaffen zu haben scheint.

Sollte

Sollte er die Richtigkeit der Zeichnung und den Ausdruck der Natur genauer studieren, so wird er weit eher für einen Mahler als für einen Philosophen gelten können.

M. Friedrich Christian Baumeisters, Rectors des Gymnasiums zu Görlitz und der lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrengliedes, Denkungswissenschaft, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von M. Johann Christian Messerschmid, Rectore der Stadtschule zu Wittenberg, wie auch Mitgliede der Kaiserl. Franciscischen Akademie der freyen Künste zu Augspurg rc. Wittenberg und Lübben bey Johann Joachim Ahlfeldt 1765, 18 Bogen in 8.

Sollte jemand fragen, warum dieser in den Schulen nützlich gebrauchte Auszug aus der größern Wolfischen Logik ins Deutsche übersetzt worden? so antwortet Hr. Messerschmid in seiner Vorrede: weil er den Menschen glücklich macht, indem er seinen Verstand zu verbessern sucht. Mit aller der Ehrfurcht, die wir für diesen wichtigen Grund haben, wünschten wir doch, daß die Compendia, nach welchen junge Leute auf Schulen zu den Wissenschaften angeführt werden, lateinisch seyn möchten. Der Vortrag der Anfangsgründe ist in dieser Sprache nicht allein conciser, sondern die Schüler werden auch mit den Ausdrücken und Bestimmungen der philosophischen Schriften, die sie in der Folge studieren sollen, mehr

bekannt; andrer Vortheile zu geschweigen. Der Uebers. hat sich auch bemüht, die logischen Kunstwörter in reines Deutsch zu versetzen, und es verlangt ihn zu wissen, ob er glücklich darinn gewesen sey. Unsere Leser mögen nach diesen Proben sein Verlangen stillen. Die Metaphysik heißt bey ihm die Uebernaturlehre; Individualität, Besonderheitsgrund; differentia numerica, Einzelheitsunterschied, Stückunterschied; eiusdem generis, diuersi generis, gleichgeschlechtig, fremdgeschlechtig; termini vagi, wankelsinnige Worte; essentialia, Grundstücke; circulus in definiendo, ein Rückgang im Erklären, in demonstrando, Beweisungskreis; dogmatisch, lehrerweisend; eine Dissertation, eine Catheder-abhandlung; praeses, der Vorsprecher; respondens, der Satzverfechter; opponens, der Gegenredner u. s. w. Wir fürchten, seine Schüler werden sich einmal in einer unbekannten Welt befinden, wenn sie seine Schule verlassen und weitern Unterricht in der Logik suchen. Ihre erlernte Denkungswissenschaft wird ihnen das Denken in der Logik schwer machen, wenn sie nicht immer den Nomenclator des Herrn Rectors zur Hand haben. Unter den zugefügten Anmerkungen des Uebers. sind zuweilen welche, die Schülern noch eine Erläuterung aus andern logischen Abhandlungen vorlegen.

B.

5. Schöne Wissenschaften.

Thomsons Gedichte, aus dem Englischen 3ter und 4ter Theil. Zürch bey Orell Geßner und Comp. 1765, 27¾ Bogen in 8.

Diese Uebersetzung ist von einem Manne, der der engländischen Sprache und seiner Materie kundig ist. Seine Uebersetzung ist männlich und stark, und erschöpft nicht selten seine Urkunde. Wollte Gott! daß der Uebersetzer nur der deutschen Sprache mächtig wäre, und ihre Natur bis auf feine Nüancen einsähe. — Thomson ist ein Schriftsteller, der öfters ins weitschweifige fällt, und hier thut es zuweilen gut, wenn der Uebersetzer etwas körnicht übersetzet; Thomson hat aber auch zuweilen eine unnachahmliche Grazie, und diese scheint die Natur dem Uebersetzer ganz versagt zu haben; er ist öfters sehr steif und ungelenk. Auch seine Beywörter, die er öfters recht glücklich erfindet, sind doch auch nicht selten allzu seltsam, und klingen einem deutschen Ohre unangenehm. Unser Raum erlaubet uns nicht, Vergleichungen mit der Urkunde herzuschreiben, die wir sonderlich über das Gedicht die Freyheit angestellt haben; aber unser Resultat war, daß diese Uebersetzung gut seyn würde, wenn nur der Uebersetzer die eigenthümliche Bedeutung manches deutschen Worts, mit allen seinen Nüancen angesehen hätte, und wenn er ein deutsches Ohr hätte.

Proben der arabischen Dichtkunst in verliebten und traurigen Gedichten, aus dem Montanabbi, arabisch und deutsch, nebst Anmerkungen. Leipzig, gedruckt mit Löperischen Schriften 1765, 12 Bogen in 4to.

Der Hr. Prof. Reiske hat diese Proben der Gedichte des Montanabbi seiner Gemahlinn, in einer sehr langen Zueignungsschrift zugeeignet. Es ist schon längst bekannt, daß der Hr. D. einen ganz besondern Geschmack hat, und vieles für anständig, ja für nützlich und nöthig hält, von welchem viele andere Leute ganz entgegen gesetzte Begriffe haben. Nach dieser Voraussetzung muß man manche Stellen dieser Zueignungsschrift beurtheilen, sonst möchten sie den Lesern sehr sonderbar vorkommen. Von den Gedichten selbst wollen wir nicht urtheilen. Hr. Prof. Reiske sagt, Montanabbi denke höher und tiefer als Klopstok und Young. Das ist wahr; und es schien uns zu beschwerlich, mit diesem Araber wechselsweise zu steigen und zu fallen. Der Commentar des Hrn. Prof. Reiske macht endlich alles sehr deutlich, aber macht noch nicht, daß wir in den rechten arabischen Geschmack kommen können. Hr. R. selbst nennt den Araber mehr als einmal toll und unsinnig, er tröstet sich aber damit S. 85, daß beym Virgilio und andern der besten griechischen und lateinischen Dichter nicht weniger albernes Galimathias anzutreffen sey. Was doch Hr. R. für schöne Entdeckungen macht! Gleich im Anfange sagt Montanabbi von seiner Geliebten: »Sie ist ein »Zweig, welcher auf zwey Sandhügeln der Wüste »wächst.»

»wächst.« Hierüber macht S. 22 Hr. R. folgenden unerwarteten und sinnreichen Commentar: Er sagt, sie habe ein sehr dickes, fettes, schwammigtes, quappigtes und quarkweiches Fleisch an dem Orte, worauf man sitzet. Die Araber denken disfalls ganz anders als wir. Je schmächtiger ein Weibsbild an der Mitte des Leibes ist, und je mehr an ihr die Theile unter den Lenden strotzen und bausen, desto vollkommner ist ihre Schönheit in arabischen Augen. Wie dieses alles in den Worten des Montanabbi liege, sehen wir nicht gänzlich ein; aber uns dünkt, unsere ietztlebende Europäer, möchten allenfalls noch eher an der körperlichen Schönheit des arbischen Frauenzimmers, so wie sie Hr. D. R. beschreibet, Gefallen finden, als an dem arabischen Geschmack in den Fragmenten, die er uns liefert.

Ptolomäus und Berenice. Berlin, den 15 Jul. 1765. 1 Bogen in groß 4to.

Dieses Stück ist der Vermählung S. K. H. des Prinzen von Preußen gewidmet. Man wird einen Ramler nicht verkennen, ob er gleich von seiner gewohnten Höhe herabsteigt. Wir wollen nur zwey Strophen dieses Gesprächs zur Probe anführen:

Ptolomäus.

Ach willst du mir nicht bald dein zweytes Leben,
Dein Ebenbild in einer Tochter geben?
Nicht dieser Augen schlauen Witz?
Nicht diesen Mund, der Suada Sitz?

Bere-

Berenice.

Dein sey das Ebenbild des ersten Sohnes!
Wenn dich dereinst die Sorgen Deines Thrones
Aus meiner Arme Banden ziehn,
Umarm ich doch statt Deiner Ihn.

Glaukus Wahrsagung. Als die französische Flotte aus dem Hafen von Brest nach Amerika segelte. Berlin, 1765, bey C. F. Voß.

Die Götter die itzt lachend mit euch ziehen,
Bereuen ihr geschenktes Glück,
Verachten euren Uebermuth, und alle fliehen
Nach Albion zurück:
Daß Albion der meerumfloßnen Erde
Gerechte Friedensrichterinn,
Das Schrecken der beraubten Oceane werde,
Der Inseln Königinn;
Ihr aber flüchtig unter jeder Zone,
So manchen schwimmenden Pallast,
Und Port und Meer und Eyland, und der Kolombone
Durchströmte Flur verlaßt.
O weiche Söhne tapfre Franken, sprechet
Helvetien um Männer an!
O plündert unbewehrte Fürstenthümer! brechet
Mit Wagen, Roß und Mann
In eurer Väter alte Sitze! schreitet
Kühn über den gehörnten Rhein,
Sucht Pallas Liebling auf, der für sein Erbe streitet,
Und eurer Macht zu klein
Und von verschwornen Barbarn überfallen,
Einst wanken muß: erdrücket ihn!
Ihr unter den Verschwornen sollt, ihr unter allen
Allein mit Schande fliehn!

Diese

Diese Strophen führen wir als eine Probe dieses Gedichts an. Unsere Einsichts-volle Leser werden nun schwerlich fragen dürfen, wer der Verf. ist.

K.

6. Schöne Künste.

Musikalisches Magazin in Sonaten, Sinfonien, Trios und andern Stücken für das Clavier bestehend. Erster und zweyter Theil. Leipzig bey Breitkopf.

Der Titel sagt zur Genüge, was diese Sammlung enthält. Das meiste sind Clavierstücke von allerhand Arten, und auch einige fürs Clavier zurecht gemachte Sinfonien und Arien. Die Herren Herausgeber erklären sich, so wie über die übrigen, also auch über die letztern insbesondere, im Vorberichte ausführlicher. Wir wollen ihre Absicht, in Ansehung dieser, weder ganz und gar billigen, noch ganz und gar verwerfen: weil von den Componisten sowohl, als von den Liebhabern, Gründe auf beyden Seiten vorgebracht werden können. Denn so wahr als es ist, daß niemals eine Sinfonie oder eine Arie auf dem Claviere die Wirkung thun kann, welche sie am gehörigen Orte, und mit der gehörigen Besetzung gethan hat: und daß also der Componist, und wenn er auch Amphion selbst wäre, mit dem Vortrage seiner Arbeit in diesem Kleide, freylich wohl selber Mitleiden haben muß; so wahr ist es doch auch wieder, daß Liebhaber des Claviers, sich zuweilen an den Er-

findun-

findungen eines Sangcomponisten ergötzen wollen: und dazu können sie freylich nicht allemal ein ganz Orchester aufbieten. Sie müssen sich also so gut behelfen, als es seyn kann. Sinfonien thun auf dem bloßen Clavier freylich noch weniger Wirkung als Arien.

Die Clavierstücke in diesem Magazine sind größtentheils gut, und dem Instrumente gemäß gesetzet. Es scheint uns, daß seit dem unser Hr. Bach seinen Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen herausgegeben, und durch viele auch in öffentlichem Drucke erschienene praktische Beweise bestärket hat, die Clavierstücke der Deutschen eine viel vortheilhaftere Gestalt gewinnen. Wir wünschen Hr. Bachen zu dieser in der That nicht gemeinen Ehre, von Herzen Glück. Wir hoffen, daß auch eben hierdurch die Liebhaber werden aufgemuntert werden, manchmal des sel. J. S. Bachs, des größten Clavier- und Orgelspielers dieses Jahrhunderts, Arbeiten wieder hervor zu suchen und sich mit Verstande zu Nutzen zu machen.

Die harmonischen Unrichtigkeiten, — ob sie zwar von nicht viel größerer Erheblichkeit sind, als grammatische Schnitzer bey einem guten Schriftsteller, — so wollten wir doch einige Herren Verfasser dieses Magazins gebeten haben, auf deren Vermeidung etwas aufmerksamer zu seyn. Z. B. S. 132 hätte der erste Takt des dritten Systems, um die zwo Folgequinten im Discant und Alte zu vermeiden, ohne Schaden des Ganzen, hier, und wo er wiederkömmt, ganz leicht so verändert werden können:

Widri-



Widrigenfalls könnte sich doch mancher, der sein größtes Verdienst im Quintenjagen sucht, darüber einen misvergnügten Abend machen.

Daß uns die Herren Herausgeber dieses Magazins nicht mit lauter Contrapunkten und Fugen gerade zu vor die Stirne rennen wollen, dafür sey ihrer Höflichkeit ein verbindlicher Dank gesagt. Wenn es ihnen aber belieben sollte, uns doch zuweilen etwas contrapunktisches oder fugenartiges gleichsam nur in der Ferne zu zeigen, und diesen Contrapunkt noch dazu recht schmackhaft und gefällig einzurichten, so würden wir desto leichter überzeuget werden, daß es auch unter ihnen nicht an Leuten fehlte, die den so vielfältig nöthigen Contrapunkt in seinem ganzen Umfange wohl verstünden.

Wir wünschen weiter, daß die Herren Verfasser Lust bekommen möchten, sich in den Clavierwerken der Franzosen, z. E. eines Couperin, Rameau, u. s. w. etwas umzusehen! vielleicht würden sie dadurch auf manche in diesem Fache sehr nützliche Gedanken gebracht werden. Obgleich die wunderlichen Titel, welche die bemeldeten französischen Clavieristen manchmal ihren Stücken geben, nachzuahmen, weder nöthig noch nützlich seyn möchte. Auch die vortreflichen Suiten, welche Telemann seinen Ouvertüren angehängt hat, verdienen eines Clavierspielers, der mit

mit der gehörigen Behutsamkeit und Aufrichtigkeit Nutzen daraus zu ziehen weis, besondere Betrachtung. Sie sind eine bewundernswürdige reiche Quelle der Erfindung in dieser Art von Stücken.

Six Symphonies a II Violons Haut-bois, ou flutes traversieres Cors de Chasse, *Fagots*, Violettes et Basses, dediées, a S. A. Sme Monseigneur le Duc Ferdinand, de Brunsvic-Lunebourg, composées par Ferdinand Fischer Musicien de la Chambre, de S. A. Sme Monseigneur le Duc Regnant de Brunsvic-Luneboourg, a Brunsvic chez les Heritieres de R. Schroeder, de l'Imprimerie de Breitkopf 1765. 24 Bogen in Fol.

Das Papier und der Druck sind sehr schön, der Titel ist lang; er hätte uns beynahe auf den Argwohn gebracht, daß unter andern auch zwey neue Instrumente bey diesen Sinfonien angebracht wären, die Reisbündel hießen, wenn uns nicht zum Glücke noch die Ueberschriften zweyer gedruckter halber Blätter dieses Werkes belehret hätten, daß es Fagotte wären, welche sonst auf Französisch des Bassons genennet werden.

Der Herr Verfasser liebet quod natura omnia animalia docet, seine Ausarbeitungen zärtlich. Er versichert uns dessen in der Dedication; und wir glauben es ihm auf sein Wort. Daß er aber einem deutschen Helden, Sinfonien zueignet, welche alle das Lahme, das Unmelodische, das Niedrige, das Possierliche,

liche, das Zerstückelte, alle die (wie Telemann einmal gesagt) fieberhaften Anfälle des beständigen geschwinden Abwechselns des Piano und Forte u. s. w. der neuesten Italienischen Modecomponisten an sich haben; — darüber wundern wir uns wirklich. Wir möchten eine Abhandlung dieses Verfassers lesen, worinn er sein Verfahren nach den Regeln des gesunden und guten musikalischen Geschmacks rechtfertigte. Wir wetten, der Hauptgrund würde dieser seyn: weil es die neuesten Italiäner so machen. Das sind also die Leute, die uns den guten und vernünftigen Geschmack in der Musik lehren. Wenn man sich auch manchmal mit einigen geborgten Gedanken aus der Noth helfen will, so muß man sie wenigstens gut mit den andern zu verbinden wissen: sonst wird das Borgen gar zu merklich! Inzwischen wollen wir andern Deutschen, zween Graune, einen Hasse, einen Bach, einen Quanz ꝛc. an der Spitze habend, uns bemühen, das Erhabene, das Würdige, das Zärtliche, das Rührende, den schönen Gesang, die reine Harmonie, den edlen Ausdruck u. s. w. in der Musik nach unserm Vermögen fortzupflanzen. Und dies soll, so viel möglich, aus unsern eigenen Köpfen hervor gesuchet werden. Zuhörer von feiner, vernünftiger, geläuterter Empfindung mögen alsdenn urtheilen, welche Nation zuerst einen musikalischen Raphael, oder Coreggio oder Titian ꝛc. hervorgebracht haben wird. Vielleicht sind diese Sinfonien vor komische Opern bestimmt. Da möchten sie so mit hingehen. Der Titel hätte es aber sagen sollen. Wir wünschen und hoffen, daß

der Verf. mit der Zeit nicht allein zu reifern Gedanken kommen werde, sondern auch diese Gedanken besser zusammen fügen lernen werde.

Ptolomäus und Berenice, mit Melodien fürs Clavier. Berlin, bey Vogel 1765. 2 Bogen in quer Quart.

Wieder eine Singode fürs Clavier! Unser im ersten Stücke dieser Bibliothek gethaner Wunsch scheint noch nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Die majestätische Veranlassung dieser Ode, ihre Pracht und hinreißende Schönheit, hätte auch eine majestätische, prächtige, hinreißend-schöne Ausführung in der Musik erfordert. Dazu war was mehrers als eine Singode fürs Clavier nöthig; und wie es scheinet, bey dem Verf. auch mehrere Känntniß der Melodie und Harmonie, mehr Natur, mehr Empfindung.

P.

7. Geschichte, Geographie, Staatsrecht.

Des Herrn Düport dü Tertre Geschichte, der sowohl alten als neuern Verschwörungen, Meutereyen und merkwürdigen Revolutionen. Aus dem Französischen übersetzt. Vierter Theil. Breslau, bey W. G. Korn, 1765. 421 S. in 8.

Wenn man, wie dieser Schriftsteller, eine gewisse Art von Begebenheiten, und zumal so wichtige als große Staatsveränderungen, oder wenigstens dazu ange-

angelegte Entwürfe sind, aus der Geschichte heraus- zieht, um sie besonders abzuhandeln: so ist man ohne Zweifel schuldig, sie, wo nicht in einem ganz neuen Lichte darzustellen, doch weit genauer, vollständiger, und vornehmlich in einer mehr pragmatischen Gestalt, als sie bey den ordentlichen Geschichtschreibern vorkommen, zu beschreiben. Dieser Erwartung thut Hr. Düport kein völligts Genüge. Seine Geschichte ist angenehm geschrieben; doch das hat er mit andern Franzosen gemein. Sie ist ziemlich ausführlich, ohne daß sie leicht etwas enthielte, das man nicht schon in vielen Werken fände. Und gleichwohl ist manche Erzählung noch zu mager und seichte, wie z. E. diejenige, die man S. 242-244 von der englischen Pulververschwörung findet. Wir hätten ihm auch in der Entdeckung der Triebfedern, und in der Beurtheilung zweifelhafter Nachrichten, hin und wieder mehr Schärfe gewünscht. Die Betrachtungen über die Ermordung Heinrichs IV, welche er S. 98 f. anstellet, um es glaublich zu machen, daß Ravaillac keine Mitschuldigen gehabt habe, gelten heute zu Tage nichts mehr. In der englischen Geschichte, besonders von der Revolution des Jahrs 1688 schreibt er partheyisch und unrichtig. Jacob II, ist bey ihm ein Monarch, der Eigenschaften besaß, welche einen großen König ausmachen: und es hat wohl wenige so schwache Fürsten gegeben als dieser war. Die Geschichte dieses Theils setzt zuerst die Verschwörungen in Frankreich von Heinrichs III Regierung an, bis und mit Ludwig XIII fort; sodann sucht sie eben dieselben in der englischen Historie

von den Zeiten des Königs Johann ohne Land bis auf Wilhelm III auf. Der guten Verbindung und einigen geschickt eingestreuten Reflexionen zu Gefallen, kann man sie doch als eine Wiederholung des Bekannten lesen. Die Uebersetzung ist getreu; aber ihr Ausdruck ist nicht überall rein genung.

Neue Denkwürdigkeiten der gegenwärtigen Geschichte von Europa. Erster Theil, 1764. 1 Alph. 18 Bogen in 8. Zweyter Theil, 1765. 1 Alph. 19½ Bogen.

Neuer Abdruck der politischen Zeitungen vom Jahr 1764 in eine gewisse Verbindung gebracht, hin und wieder mit entbehrlichen Betrachtungen begleitet, und vollkommen im Zeitungsstyl, bisweilen noch einen Grad tiefer. Wem daran gelegen ist, die in den Zeitungen zerstreueten Nachrichten auf jedes Jahr in einer zusammenhängenden Sammlung zu lesen, der findet sie weit besser in dem Mercure historique. Wer aber in neuen Denkwürdigkeiten der gegenwärtigen Geschichte, besondere Nachrichten von großen Personen im Staate, Entdeckungen der geheimen Triebfedern der neuesten Begebenheiten, Auszüge und Erläuterungen von wichtigen Staatsschriften, die nicht in allen Zeitungen stehen, und dergl. m. erwartet, der findet hier nichts. Nur im zweyten Theil, welcher ganz mit der polnischen Königswahl angefüllet ist, (wo der Verf. auch die Pohlen über den Aufenthalt fremder Völker im Reiche knurren läßt, S. 19) hat er ein paar fremde Aufsätze von den polnischen Conföderationen, und von der polnischen

Königswahl, welcher letztere sich von dem Hn. Pr. Pauli in Halle herschreibt, und am Ende des Canonici Janozky Imaginem Stanislai Augusti, R. Pol. eingerückt. Doch wenn man den Verf. erst näher kennet, so wird man nicht zu viel von ihm erwarten, Es ist eben derjenige, welcher die Denkwürdigkeiten Friedrich des Großen zusammengetragen hat, und diese »sind von dem Publiko mit so beliebtem Beyfall aufgenommen worden, daß selbige mit dreyzehn »Bänden fortgesetzt werden können; er setzt sie in »diesem Buche weiter fort; damit aber dies Werk »ihm selbst nicht zur Last fallen möge, hat er für räthlich erachtet, ihm eine allgemeine Aufschrift zu geben.»

Uebersetzung der allgemeinen Welthistorie der neuern Zeiten, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertiget worden. Zehnter Theil. Unter der Aufsicht und mit einer Vorrede herausgegeben von Johann Salomon Semler, der heil. Schrift Doktor und öffentl. Lehrer, auch des theol. Seminarii Direktor auf der Kön. Preuß. Friedrichs-Universität zu Halle. Halle, Druck und Verlag J. J. Gebauers, 1765. 3 Alph. 19 Bogen in 4. nebst 1 Kupfertafel.

In diesem Theile wird zuerst das 14 Buch der neuern Geschichte, welches die Historie des othomannischen Reichs in sich faßt, vom Muhamed dem III an, bis auf die Abdankung Mustapha des II im Jahr 1699 fortgesetzt und beschlossen. Die weitere

Fortsetzung bis auf unsere Zeiten hat man vermuthlich in der Folge dieser deutschen Ausgabe zu erwarten. Cantemir und Ricaut sind, so viel wir bemerkt haben, die vornehmsten Quellen, deren sich die Verfasser bey dieser Geschichte bedienet haben. Sie ist vollständig und zuverläßig genung; sie kann es aber noch mehr werden, wenn man die von den Verfassern nicht gebrauchten Schriften, die Hr. D. Semler in der Vorrede nennet, und seine Zusätze damit verbindet. Wenn dieser Gelehrte eben daselbst S. 5 aus dem Herbelot anführt, daß die Türken Wien mit dem Namen Betche oder Vetche bezeichnen: so glauben wir, daß sie diesen Namen von den Ungarn entlehnet haben, welche Wien in ihrer Sprache Béts nennen. Hierauf wird in dem 15 Buche die Historie der Juden nach der Zerstörung von Jerusalem bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts beschrieben. Dabey ist hauptsächlich das Werk des Basnage, jedoch mit Zuziehung anderer guten Nachrichten, und selbst jüdischer Schriftsteller, (wenn sie anders nicht aus den christlichen citirt worden sind,) gebraucht worden. Die gelehrte Geschichte dieses Volks wird eben so fleißig, als seine andern Begebenheiten, erzählet. In Ansehung der abscheulichen Beschuldigungen, mit welchen der Haß der Geistlichkeit in den mittlern Jahrhunderten die Juden beschweret hat, lassen ihnen die Verfasser mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Da aber die Verfasser auf der 602ten u. folg. Seiten sich sehr geneigt bezeigen, die Hofnung der Juden wegen einer bevorstehenden Zurückkunft in ihr eigenes Land, zu billigen, und in der h. Schrift

eine Bestätigung davon zu finden glauben: so prüft Hr. D. S. diese Meynung in der Vorrede zwar kurz, aber hinlänglich, um sie in ihrer Schwäche zu zeigen. Einige Kupfer, welche die türkische und jüdische Geschichte erläutern, sind auch bey diesem Theile ein Vorzug der deutschen Ausgabe. R.

8. Mathematik.

Heinrich Wilhelm Clemms, der Mathematik öffentl. ordentl. Professor zu Stutgard, mathematisches Lehrbuch, oder vollständiger Auszug aller sowohl zur reinen als angewandten Mathematik gehörigen Wissenschaften, nebst einem Anhange, darinnen die Naturgeschichte und Experimentalphysik in einem kurzen Plan vorgetragen wird. I Th. die reine Mathematik 448 Octavs. 10 Kupfert. II Th. die angewandte Mathematik 336 Octavs. 12 Kupfert. der Anhang 64 Octavs. 2 Kupf. Stutgard bey Metzler.

Dieses Buch wird sehr viel zur Ausbreitung einer gründlichen Känntniß der Mathematik beytragen, da es diese Wissenschaften nach dem neuesten Zustande, in einer lehrreichen Kürze und sowohl deutlich als angenehm vorträgt. In der reinen Mathematik ist auch etwas von der Algebra und der Rechnung des Unendlichen. Herr Clemm läugnet nicht, daß er sich des Hrn. Prof. Kästners in Göttingen Lehrbuch zum Muster vorgestellt, er hat aber auch vieles

nach eignen Einsichten abgehandelt. Der Entwurf der Experimentalphysik ist für Zuhörer, die sich schon mit der Mathematik bekannt gemacht haben, und freylich sind nur solche im Stande, die Physik mit Nutzen zu hören. Die Naturgeschichte ist nach der des R. von Linné, und die Abbildungen stellen die Merkmale seiner Eintheilungen vor.

Tabulae solares ad meridianum parisinum, quas e nouissimis suis obseruat. deduxit Vir Cel. *Nicolaus Ludouicus de la Caille*, cum supplemento reliquar. tabular. solar. quas supputauit P. *Maximilianus Hell*, e S. I. Astronomus Caes. reg. almae vniu. Vindob. 1763, 64 Octavs. und Tab. lunares ad merid. paris. quas supputauit Vir Cl. D. *Tobias Mayer* etc. cum supplemento reliquar. tab. lunar. D. *Cassini*, D. *de la Lande* et P. *Hell* e S. I. 210 Octavs. 2 Kupfert. Wien bey Trattnern.

Der Hr. P. Hell thut den Liebhabern der Astronomie einen großen Dienst, daß er ihnen diese Tafeln in die Hände bringt, die theils selten, theils kostbaren Werken eingeschaltet waren. Er hat auch die Ordnung einiger maßen verändert, verschiedene zum Theil von ihm selbst berechnete, beygefügt, und deutliche Vorschriften zu ihrem Gebrauche gegeben. Diese Tafeln, wiewohl man sie einzeln haben kann, werden auch mit seinen Ephemeridibus ad an. 1764 verkauft. Dieser Calender enthält auch sonst verschiedene beständig brauchbare Tafeln, und andere wichtige

wichtige Aufsätze, als eine Sammlung von Beobachtungen des letztern Durchgangs der Venus durch die Sonne; Hrn. P. Hells Vorschläge die Unterschiede der Längen aus den Jupiterstrabanten so zu finden, daß die Verschiedenheit der Fernröhre hier nichts störet, u. d. gl. J.

****

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Kurze aus der Wirkung des Magnets hergeleitete Abhandlung von der innern Beschaffenheit der Erdkugel von Meindert Semey, ältern Schöpfen und Liebhabern der Naturkunde zu Enkhusen. Aus dem Holländischen übersetzt, Nürnberg im Verlag Carl Felseckers 1764, 64 Quartseiten, 2 Bog. Kupf.

Herr Semey sucht die halleyische Hypothese vollständiger zu machen, und nimmt S. 9. drey nordliche und so viel südliche Pole an, die bisher bekannten Veränderungen der Abweichung der Magnetnadel zu erklären. Die newtonische Schwere der Weltkörper gegen einander, will er S. 18 lieber eine magnetische Kraft genannt haben, und leitet 22 S. Ebbe und Fluth aus den unterirdischen Entfernungen der Pole in Absicht auf die Sonne und den Mond her, wodurch der allgemeine Mittelpunkt der Schwere verschoben wird, und nicht mehr mit dem Mittelpunkte der drey Kugeln, deren jede ein paar magnetische Pole enthält, zusammenfällt. Eben aus dergleichen Verrückung der Pole folgert er 35 S. Veränderun-

gen der Oberfläche des Meeres, die erst in langer Zeit merklich werden, und glaubt S. 43, die Berechnung des Mondslaufes würde dadurch können zur Richtigkeit gebracht werden, wenn man sie nicht auf die anziehende Kraft oder die Entfernungen der Mittelpunkte beyder Weltkörper, sondern auf die magnetische Wirkung nach dem mittlern Abstande der Pole gründete. — Man sieht aus dem angeführten leicht, daß Hr. Semey Halleys Hypothese, die schon den Naturforschern zu künstlich geschienen hat, noch verwickelter machen und schwerlich erhalten wird, daß man Erklärungen, die sich auf Erfahrungen gründen, und mit den Beobachtungen übereinstimmen, verlassen, und auf so was willkührliches, wie sein Gedanke ist, Rechnungen gründen sollte, die sehr viel verwickelter werden würden, als er sich es hat vorstellen können. Sein Fleiß und seine Scharfsinnigkeit sind zu loben, auch findet man 56 u. f. S. Wahrnehmungen von der Abweichung gesammlet, durch die er die Richtigkeit seines Lehrgebäudes darzuthun sucht.

Hrn. Carl Bonnets rc. Untersuchungen über den Nutzen der Blätter bey den Pflanzen und einige andere zur Geschichte des Wachsthums der Pflanzen gehörige Gegenstände, nebst dessen Versuchen und Beobachtungen von dem Wachsthume der Pflanzen in andern Materien als Erden. Aus dem Französischen übersetzt von Joh. Christian Arnold, der Naturlehre Prof. auf der Friedrichsuniversität zu Erlangen, verlegt und in Kupfer gebracht von

Adam

Adam Wolfgang Winterschmidt in Nürnberg, gr. 4, 1 Alph. 5 B. 31 Kupfert.

Man hat dem Hrn. Prof. Arnold für eine so schöne Uebersetzung dieses wichtigen Werks zu danken, welches nicht nur dem Naturforscher, sondern auch dem Gärtner und Hauswirthe lehrreich und unterhaltend seyn kann. Der Verleger hat an dem Aeußerlichen auch nichts ermangeln lassen, und seine Geschicklichkeit in den Kupferstichen sehen lassen, welche der Schönheit der Originale gleichkommen. Die Versuche vom Wachsthume der Pflanzen und ein dahin gehöriges Schreiben an den Hrn. D. Geer sind der Aehnlichkeit der Materie wegen, nach schon vorhandenen deutschen Uebersetzungen beygedruckt worden.

Neue Versuche nützlicher Sammlungen zu der Natur- und Kunstgeschichte, sonderlich von Obersachsen. Vierter Band vom 37—48 Stück, von einem Liebhaber der Wunder und Werke Gottes. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1761, 8. 3 Alph. 2 Bogen.

Herr Grundig schließt mit diesem Bande seine 1746 angefangene Versuche, theils mehrerer Geschäffte wegen, theils, weil seit der Zeit so viel ähnliche Sammlungen entstanden sind, unter denen die seinige wegen ihres mannichfaltigen und nützlichen Inhaltes, zumal wegen der sächsischen und gebürgischen Nachrichten, noch immer ihre Stelle behaupten wird. J.

10. Philo-

10. Philologie und Kritik.

Friedrich Eberhard Boysens kritische Erläuterung des Grundtextes der heiligen Schrift alten Testaments, zehntes und letztes Stück. Die Propheten, Halle bey Carl Hermann Hemmerde 1764, 8. 2 Alph. 4 Bog.

Dieß ist der Beschluß eines Werkes, dessen Einrichtung genug bekannt ist, und welches einem künftigen Sammler eines ebräischen Wörterbuchs allezeit nützlich seyn wird, wenn auch der Gewinn für den gegenwärtigen Ausleger des A. T. eben nicht so groß wäre. Dieser wird mit gutem Grunde bedauern, daß der Herr Verf. die seltenen Bedeutungen griechischer Wörter in der Uebersetzung des A. T. nicht genauer aufgesucht, und die graue Latinität der Vulgate nicht etwas mehr geehrt. So heißt es bey Hos. II, 16. Die Vulgata setzt lactabo eam, und wie mich dünkt, in einer Rücksicht auf das Arabische אתפ liberalitate vicit alios. — Aber warum nicht in Rücksicht auf den alten plautinischen Gebrauch des Worts, da es bedeutet huc illuc trahere, circumducere, welche Bedeutung auch wirklich an diesem Orte das Ebräische hat, und die Griechen zugleich erkenneten, wenn sie übersetzten πλανω αυτην? Noch würden wir dem Hrn. B. wegen der allzugroßen Kürze bey dem schwersten Theile der Schrift einen kleinen Vorwurf machen; allein Erläuterungen sind freylich nicht ordentliche Auslegungen. Wir begnügen uns also. A.

Ioh. Iac. Wetstenii Prolegomena in Nouum Testamentum — notas adiecit atque appendicem de vetustioribus latinis recensionibus, quae in variis codicibus supersunt, *Ioh. Sal. Semler* cum quibusdam Characterum graecorum et latinorum in libris manuscriptis exemplis, Halae Magdeburgicae prostant in officina libraria Rengeriana MDCCLXIV. 8. mai. 1 alph. 20 pl.

Da kein akademischer Gottesgelehrter in unsern Tagen die wetstenischen Prolegomena entbehren kann, wenn er in den Vorlesungen der Hermenevtik, die Capitel de editionibus, versionibus, MStis N. T. nur mit einiger Genauigkeit tractiren will, und sie eben so gewiß dem Schüler der Gottesgelahrtheit den Vortheil verschaffen, über das, was ihm in jenen kurz angezeigt worden, einen weitläuftigern Unterricht nachlesen zu können, so werden es beyde dem Hrn. D. nicht genug Dank sagen können, daß er diese unter uns so seltnen Prolegomena gemeiner gemacht. Seine Anmerkungen, die sich auf 328 belaufen, machen verschiedene Theile noch brauchbarer, und der gelehrte Anhang das Ganze vollständiger. Er besteht aus VIII Observationen. Die erste enthält eine Sammlung Schriftstellen, die Tertullian anführt, und welche beweisen sollen, daß er nie den griechischen Text selbst gesehen, und hat der Hr. D. dieß wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht. In der zweyten bis zur achten werden Auszüge aus den Codd. cantabrigiensi, colbertino Euangeliorum, vercellensi, veronensi, corbeiensi, brixensi geliefert, zur Erläuterung

rung der Wahrheit lateinischer Versionen in den ersten Tagen der Kirche. Den Beschluß macht endlich in der achten ein Specimen, wie man aus den Conciliis, Actis SS. und andern Schriften des mittlern Jahrhunderts, Ueberbleibsel der alten lateinischen Version aufsuchen soll. Wir sind auch hier oft in Erstaunen gesetzt worden, wie es möglich ist, daß der Hr. D. bey so mannichfaltigen gelehrten Arbeiten, immer noch Zeit genug hat, alles lesen zu können, was zu seinem Zweck gehört, oder doch wenigstens bey so großer Belesenheit, immer den gleich hohen Grad der Scharfsinnigkeit, alles auf das genaueste zu beurtheilen. Einem solchen Gelehrten ist es denn auch freylich nicht zuzumuthen, sich um Kleinigkeiten der Art der Einrichtung zu bekümmern; sonst hätten wir gewünscht, daß es dem Hrn. D. gefallen hätte, die Auszüge aus den Codicibus in einer tabellarischen Ordnung zu liefern, und seine Anmerkungen unter dem Text beyzufügen. Wir empfehlen übrigens aus gewissen Ursachen bey der Lesung dieser Prolegomenorum von S. 242 bis 277 den Anfang zu machen, dann die Vorrede des Hrn. D. zu lesen, und nach dieser Vorübung den Wetstein selbst in die Hand zu nehmen.

Nouum Lexicon graeco-latinum in Nouum D. N. I. C. Testamentum — congessit et annotationibus philologicis in vsum scholarum illustrauit *Christianus Schoettgenius*, nunc recensuit quam plurimis locorum interpretationibus, auxit, et variis obseruationibus philologicis

gicis locupletauit *Io. Tob. Krebsius*, illustris Moldani Rector, Lipſ. impenſis Bern. Christ. Breitkopfii et filii MDCCLXV, 8. 2 alph. 1 pl.

Schöttgen war am ersten dazu gemacht, ein Wörterbuch des N. T. zu schreiben, da er mit der Sprache des A. T. so gut bekannt war, wenn gleich die Vollkommenheit eines solchen Ganzen, nicht Eines Mannes Werk ist. Hr. Kr. hat daher eine sehr nützliche Bemühung durch die Besorgung einer neuen und verbesserten Auflage übernommen. Wer ihn als den Verfasser der schönen obſeruationum Flauianarum kennt, wird auch an wahren Verbesserungen im voraus nicht zweifeln. Dahin gehören vornehmlich die ausgemerzten griechisch- und ebräischlateinischen Uebersetzungen ganzer Redarten, erdichtete Emphasen in einzelnen oder zusammengesetzten Wörtern u. s. w. Auch hat der gelehrte Herausgeber die neuen Beobachtungen, die in Ansehung gewisser Worte des N. T. von gelehrten Auslegern gemacht worden, oder die er selbst angestellt, durchs Ganze genutzet. — Wir sind auch versichert, daß es ihm etwas leichtes seyn wird, künftig einmal das Ganze noch auf einen höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen. So sind die Begriffe von den Worten ἁγιος, τελειος, πνευμα, ειρηνη, πιςις, ἀληθεια u. s. w. immer noch nicht genau genug angegeben: τελειος heißt z. E. 1) perfectus, integer. — 3) perfectio christiana, und denn kommt eine lange Note von dem Unterschied unter der perfectione graduum et partium; diese ganze Note hätten wir weggestrichen und kurz gesetzt: 3) integer, (rechtschaffen dazu, wenn

wenn ja jemand die Latinität nicht verstanden hätte); denn diese Bedeutung hat das Wort in allen den angeführten Stellen; dieß sollen wir auch seyn, und können es durch Gottes Gnade werden. Eben so wird oft eine Anmerkung wiederholt und an einem Ort, wo sie niemand suchen wird! als bey συγκρινειν, welches an dem gehörigen Ort explicare recht gut gegeben wird, und die Ursache angezeigt; allein eben diese Worte kommen wieder unter πνευματικοις vor. Eben so hätte vieles andre mehr ins kurze gezogen werden können, als bey πιστις, wo die ganze ernestische sehr richtige Anmerkung ganz am Ende wiederholt wird. Es war genug zu sagen πιστις — sic Rom. I, 17. εις πιστιν, h. e. in credentes, conf. III, 18. Wir erinnern dergleichen nur deswegen, weil man in unsern Tagen ordentlich darauf künsteln muß, den Studierenden ein so gutes Buch wohlfeil zu liefern, weil so vielen Armen und doch gut denkenden, sonst der Kauf unmöglich gemacht wird. Aber was soll nun illustris Moldani Rector heißen? — Diese kleine Affectation in der Latinität schickt sich für so einen gesetzten Mann nicht. Wer nun nicht weis, daß die Fürstenschule in Grimme bey der Mulda liegt, der weis nicht, was er denken soll, und denkt sich aufs höchste einen Hofmeister bey dem Herrn von Mold. Wir ließen es noch passiren, wenn es Moldanei hieß.

A.

11. Haus-

11. Haushaltungskunst.

Herrn Alexander Blonds neueröfnete Gärtnerakademie, oder die Kunst Pracht- und Lustgärten sammt derselben Auszierungen und Wasserwerken wohl anzulegen, mit drey und dreyßig Kupfertafeln versehen, und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt, von Franz Anton Danreiter. Augsp. verl. Joh. Andr. Pfeffel, 1764, gr. 8. 1 Alph.

Bey eben dem Verleger ist 1731 herausgekommen: Die Gärtnerey sowohl in ihrer Theorie oder Betrachtung, als Praxi oder Uebung. --- Beschrieben von Hn. Alexander Blond, und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt durch Franz Anton Danreiter.

Hievon ist Gegenwärtiges ein völliger Abdruck Seite auf Seite. Warum ist also der Titel geändert? wie zuweilen geschieht, ein altes Buch unter einem neuen Titel zu verkaufen. Die Absicht, daß Besitzer der vorigen Auflage, auch diese kaufen sollten, möchte man dem Verleger nicht gern zutrauen. Daß es wirklich ein neuer Abdruck ist, zeigen unter andern die lateinischen Marginalien, die hier andere Schrift haben, und es steht im neuen 16 S. ein Druckfehler, diversus statt diversos, welchen der alte Abdruck nicht hat. Das Buch ist sonst ganz brauchbar, und wird auch wohl unter diesem Titel wieder abgehen. Sollte es in 33 Jahren unter einem dritten Titel wieder abgedruckt werden, so wird man doch wohl alsdenn in der Zueignungsschrift eine Aenderung machen. Denn hier be-

befindet sich wie bey 1731 3 eine an den Erzbischof von Salzburg Leopold, aus dem Hochfreyherrl. Geschlecht von Firmian, welches jemanden in große Verlegenheit setzen dürfte, der diesen Erzbischof 1764 unter den Lebenden suchen wollte, weil ihm ein damals gedrucktes Buch zugeeignet worden.

Der deutsche Baumgärtner, nach den Grund- und Lehrsätzen der berühmtesten Männer in der Gärtnerey, des Franzosen Mr. Quintinge, des Englischen Hrn. Millers, und des Deutschen Hrn. Reicharts; Schleusingen, druckts und verlegts Joh. Christoph Remsperger. 8. 19 Bog. einige Tafeln Holzschnitte von Werkzeugen zur Baumzucht, geschnittenen Bäumen u. d. g.

Dieses Werkchen ist den Hennebergischen Schulmeistern und Schultheißen zugeeignet, und hat die in der Vorrede geäußerte lobenswürdige Absicht, die dasigen Landleute, nach dem Beyspiele der benachbarten Franken, zur Pflanzung der Obstbäume aufzumuntern und anzuleiten. Die Maulbeerplantagen in den Königl. Preußischen Landen, werden ihnen zum Beyspiele vorgestellt, und statt der dasigen Preise kann sie hier die Nutzung des Obstes selbst anreizen. Auch hat ein Hennebergischer Patriot zwey Carolinen für den Schulmeister, der die erste und brauchbarste Baumschule angelegt, und eben so viel für den Schultheißen von seiner Landsmannschaft, der die erste und größte Allee auf seiner Gemeine hergestellt, zum Preise ausgesetzt.

Investigationum luis bovillae atque experimentorum circa eam iussu ac sumtu Daniae Maiestatis Regiae clementissimo, institutorum specimen primum, publice exponit *Claudius Petri Ellius*. Havniae, typis Augusti Frider. Steinii. Anno MDCCLXIV. 4to 5 Bogen.

Diese kleine Schrift, deren Inhalt und Veranlassung der Titel anzeiget, enthält eine gute Anleitung, um mit der Zeit zur gründlichen Kenntniß der leidigen Hornviehseuche und der möglichen Heilung derselben zu gelangen. Die Zergliederungskunst ist bishero zur Untersuchung dieses großen Uebels nur selten und meistens bey solchem Vieh angewendet worden, das bereits an der Seuche gestorben war, und also den höchsten Grad der Krankheit erlitten hatte. Der Herr Verfasser aber und sein Gehülfe Hr. Raskow, haben bereits an mehr als funfzig Stück Vieh, (§. 11) die sie tödten ließen, nachdem solche längere oder kürzere Zeit von der Seuche angefallen waren, den Anfang und Fortgang der Würkungen derselben in den innern Theilen auf das sorgfältigste bemerket. Man kann also allerdings hoffen, daß dergleichen fortgesetzte Beobachtungen, den Grund zur endlichen Abwendung einer Plage legen werden, unter welcher ganze Provinzien seufzen, da die bishero noch immer ganz vergeblich gesuchte sichere Heilung der Viehseuche vielleicht nur allein auf diese Weise ausgefunden werden kann. So viel scheinen die Herren Beobachter bereits mit ziemlicher Gewißheit herausgebracht zu haben, daß die Ausdünstungen des Mistes vom

kranken Vieh, das vornehmste, wo nicht das einzige Gift sind, wodurch die Krankheit fortgepflanzet wird, (§. 30) und wir finden uns im Stande diesen Satz durch eine gewisse Erfahrung zu unterstützen, da ein noch gesundes Dorf von der Seuche an eben dem Tage angefallen wurde, als die Einwohner eines benachbarten Vorwerks im ersten Frühling anfiengen den Dünger von ihrem vor einigen Monathen bereits gestorbenen Vieh auf den Acker zu bringen. Am Ende dieser Schrift sind vier Tabellen befindlich, welche die Versuche enthalten, die man an sechs Kühen mit verschiedenen Arzneyen angestellet hat, und denjenigen zum Muster dienen können, die auf ähnliche Weise bey krankem Vieh, Beobachtungen anstellen wollen. Die Schreibart des Hrn. Ellius ist deutlich und zeigt eine ziemliche Stärke in der lateinischen Sprache.

Y.

12. Vermischte Nachrichten.

Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatschriften.

Dieses Blatt soll wöchentlich alle Freytage in Frankfurt am Mayn, bey der dasigen Kais. Reichs-Oberpostamts-Zeitungsexpedition ausgegeben werden. Die Absicht desselben ist, die nützlichsten Werke und Erfindungen aus Frankreich, England, Italien und andern Europäischen Ländern, geschwinder in Deutschland bekannt zu machen. Die auswärtigen Journale sind in großer Anzahl ziemlich theuer,

theuer, und kommen nur spät und öfters gar nicht zu uns; diese Auszüge können also bey allen Liebhabern der ausländischen Litteratur, die sich die auswärtigen Journale selbst nicht anschaffen können, (und wie viel sind derselben nicht,) die Stelle derselben vertreten. Die Journale, aus denen hauptsächlich sollen Auszüge geliefert werden, sind folgende: *Mercure de France, Année litteraire de Freron, Journal des Sçavans, l'Avant-Coureur de Paris, Journal oeconomique, Gazette de Commerce, Gazette salutaire, Journal de Medicine, Journal ecclesiastique, Gazette Britannique, Annonces des Pais-Bas;* British Magazine, Gentlemans Magazine, Monthly Review Monitor; *la Minerva la Gazetta salotare di Venezia.* In den Auszügen selbst wird man zwar das ganze Feld der Wissenschaften zum Zweck haben, aber doch wird man die neuen Erfindungen, und dasjenige, was in die freyen Künste einschlägt, oder die Oekonomie und die Handlung betrift, allem übrigen vorziehen. Uebrigens wird man der Ordnung folgen, die im *Mercure de France* beobachtet wird. Unter dem Titel: Wissenschaften, wird alles erscheinen, was in die Arzneykunst, Kräuterwissenschaft, Chymie, Anatomie, Naturhistorie, in die Geschichte, Gottesgelahrheit, Jurisprudenz, Geographie u. s. w. einschlägt. Unter dem Titel, schöne und freye Künste, wird dasjenige gesetzt, was zur Chirurgie, Oekonomie, Uhrmacherkunst, Bildhauerey, Kupferstecherey, Malerey, Musik, gehöret. Am Ende eines jeden Blattes, werden Nachrichten von neuen Büchern angehängt.

Wer diese Anzeigen verlangt, kann sich an die Kaiserl. R. O. Postamtszeitungs-Expedition, in Frankfurt am Mayn, oder auch in Berlin und Stettin an den Buchhändler Friedrich Nicolai wenden, bey welchem sie monatlich zu haben seyn werden.

Wer hat Lust und Belieben? Ein Einladungsschreiben an alle Herren Buchhändler in ganz Deutschland, wegen des öffentlichen Verkaufs meiner in alle Arten der Gelehrsamkeit einschlagenden Handschriften, Frankf. und Leipzig, 4 Bog. in 8.

Sind beynahe an 200 Titel, die öfters scurril genung klingen, z. E. zwey besorgliche Fragen: Wie stehts ums Rauchfutter? Was gilt der Hafer? Oder die gewissenhafte Seelsorge der Landpriester für ihre Beichtkinder in zween Catechismuspredigten. — Die Kunst starke Männer zu prügeln, in dem Leben eines Fähnrichs.— Die eselsmäßige Unvernunft und hanggreifliche Dummheit, der von der gesammten Heerde sich abschlagenden mehr als ochsenmäßigen Ochsen von Basan. D. i. die besten, sichersten und untrüglichsten Mittel zur sanftmüthigen Ueberzeugung der Irrgläubigen, von einem friedfertigen Christen, aus unüberwindlicher Menschenliebe gegen den armen Nächsten mitleidig ausgefertigt. Dies letzte Manuscript sollte, dächten wir, für einen Buchhändler zu brauchen seyn.

Briefe

Briefe der Lady Juliette Catesby an Lady Henriette ihre Freundinn. Aus dem Französ. übersetzt. Pirmasens, gedruckt bey J. G. Rost Hochfürstl. Hof- und Canzleybuchdrucker.

Die Briefe der Lady Catesby, sind ein kleiner französischer Roman. In solchen Sächelgen, werden alle Empfindungen gleichsam oben abgeschöpft; alles ist leicht, feicht, gaukelhaft. Wenn ein solches Büchelchen von einem schwerfälligen Deutschen in seiner ernsthaften Sprache mehr umgeschmelzt als übersetzt wird, so wird es ein seltsames Zwittergeschöpf. Ist vollends der Uebersetzer erst seit ein paar Monaten vom Sprachmeister zurückgekommen, und hat seine Muttersprache selbst nicht in seiner Gewalt, so wird es abentheuerlich und unerträglich, und dies ist der wahre Charakter der gegenwärtigen Uebersetzung.

Wir wissen nicht, was es für eine sonderbare Grille ist, ein Uebersetzer seyn zu wollen, wenn man nicht einer, geschweige zweyer Sprachen mächtig ist. Dies von unserm gegenwärtigen Uebersetzer zu beweisen, möchte mehr Platz wegnehmen, als wir übrig haben. Weil dies Büchlein aber doch, als gar unbeschreiblich schlecht, einige Aufmerksamkeit verdienet, so wollen wir beym ersten Aufschlagen des Buchs nur eine einzige Stelle anführen, aus welcher unsere Leser schon sehen werden, auf welche seltsame Weise der Uebersetzer, immer ohnweit des rechten Begriffs des Französischen, und ohnweit des rechten deutschen Wortes, das er hätte wählen sollen, herumtappet.

Monford, läßt seine Schwester mit ihrer Hofmeisterinn, in die Gesellschaft einiger seiner halbbe-

krankenen Freunde kommen: Il falloit être aussi peu capable de reflexion, qu'il l'étoit alors, pour exposer sa Soeur à paroître au milieu de dix ou douze jeunes fous peu en état de songer, à ce qu'ils devoient, à son sexe et a son *âge*. En attendant qu'on l'amenat, Monford nous apprit, que depuis la veille seulement elle étoit sortie de la *maison*, ou elle avoit été élevée; il fit *éclater l'amitie la plus vive* pour elle, et nous assura, que *personne* ne pouvoit être plus *simple* ni plus aimable. Miss Jenny vint alors confirmer par sa presence les louanges que son frere donnoit à *l'Ingenuité*. Son air annonçoit ce caractére; *il étoit doux*, modeste; une figure noble, *gracieuse dans tous ses mouvemens reparoit* en elle le defaut de regularité. Elle avoit cet agrément, que donne la *fraicheur* de la premiere jeunesse; et ses traits sans être beaux, offroient quelque chose de *touchant*. Elle prit sa place auprès de Monford; et par soumission pour ses ordres réitéres, elle *fit raison* à ses amis *des santès*, qu'elles lui portoient tous a-la-fois. So sagt der Franzose; nun hören Sie den kauderwelschen Uebersetzer: »Man müßte eben so wenig der Ueberlegung »fähig seyn, als er damals war, um auf den Gedan»ken zu gerathen, seine Schwester der Gefahr auszu»setzen, unter zehn bis zwölf jungen Narren zu erschei»nen, welche wenig im Stande waren zu urtheilen, »was sie weder ihrem Geschlechte, noch ihrer Geburt »schuldig seyn. Binnen der Zeit, daß man sie brach»te, berichtete uns Monford, daß sie nur seit diesem »Morgen aus dem Hause *) gegangen, worinnen sie [illegible]

*) Von einem solchen Uebersetzer, wäre es wohl zu viel gefordert,

„erzogen *). Er druckte sich mit Worten der leb„haftesten Freundschaft wegen ihrer aus und versi„cherte, es wäre nicht möglich, eine Person zu fin„den, welche weniger gekünstelt, und dannoch lie„benswürdiger wäre. Missy Jenny **) erschiene, „um durch ihre Gegenwart die Lobeserhebungen zu „bestätigen, die ihr Bruder dem aufrichtigen Wesen, „zugeschrieben. Ihr Ansehen bemerkte solche Ge„müthsneigung, sie war lieblich und bescheiden, die „Gestalt edel, leutselig in allen ihren Handlungen. „Dis verbesserte den Mangel regelmäßiger Schön„heit. Sie besaß das Angenehme, was das Neue „der erstern Jugend giebt, auch ihre Züge, ohne schön „zu seyn, schienen etwas Rührendes darzubie„ten ***). Sie nahm ihren Sitz neben Monford, „und aus Gehorsam vor seine wiederholten Befehle, „dankte ***) sie denen Anwesenden, die alle auf ein„mal auf ihre Gesundheit tranken.“ Da der Ort

 Pir-

fordert, wenn man verlangen sollte, daß er wissen müßte, daß die maisons, worinn in Frankreich junge Frauenzimmer erzogen werden, auf Deutsch Klöster heißen.

*) hat sie erzogen, oder ist sie erzogen worden? Der Uebersetzer läßt immer die Hülfszeitwörter, wie auch das ich u. dergl. weg; dergleichen Schreibart brauchen noch einige alte Kaufleute in Seestädten, aber nicht Hofleute, Gelehrte, Frauenzimmer.

**) Missy Jenny, so steht allemal anstatt Miß Jenny. Der Uebers. mag wohl glauben, es müsse sich reimen.

***) Merkte der Uebersetzer nicht, daß in neologischen Französischem touchant hier so viel, als piquant bedeuten soll.

***) Der Uebers. muß niemals in der Kellerey eines Domkapitels gewesen seyn, sonst würde er daselbst gelernet haben, daß *faire raison* ganz etwas anders ist, als danken. Bescheid thun ist das Wort.

Pirmasens auch in Büschings Geographie vergebens gesucht wird, so hätte Hr. Röst wohlgethan, hinzuzusetzen, welches deutschen Fürsten Hofbuchdrucker er ist; denn wenn man nach der Schreibart des Büchleins urtheilen sollte, so möchte man denken, der Ort liege irgendwo in einem Winkel vom Wendenlande.

Des wohlthätigen Weltweisen moralische, philosophische und politische Werke, 4 Theile, Hamburg und Leipzig bey Grunds Wittwe und Holle 1764, 73 Bogen in 8.

Dieß ist die Uebersetzung der Werke des Königs Stanislaus von Polen. Die Urkunde ist bekannt genug, und wird gelesen werden, so lange noch Menschenfreunde sind, die sich freuen müssen, so viel Menschenliebe, gesunde Philosophie und Gelehrsamkeit bey einem Monarchen zu finden, der wegen seiner außerordentlichen Schicksale ohnedem eine wichtige Stelle in der Geschichte einnehmen wird.

K.

Hrn. Joh. Ludewig Bianconi, Churf. Sächs. residirenden Ministers zu Rom, zehn Sendschreiben an Hrn. Marchese Philippo Hercolani, R. K. K. Cammerherrn, die Merkwürdigkeiten des Churbayerischen Hofs und der Residenzstadt München betreffend. Aus dem Italiänischen übersetzt, Leipzig 1764, bey Joh. Friedrich Junius, 150 Octavs.

Daß unsere junge Reisende vieles in Frankreich nicht bewundern würden, wenn sie ihr Vaterland kennten, ist eine Wahrheit, die man ihnen schon

oft

oft gesagt hat. Zu einer starken Bekräftigung kann dienen, was hier ein Italiäner von München sagt, in dessen Schrift man von schönen Künsten, Alterthümern, angenehmen Wissenschaften, natürlicher Weise viel lesenswerthes erwartet. Hr. B. zeigt auch noch überdieses Känntniß der Welt, und lobenswürdige Unpartheylichkeit in Absicht auf Nationen und Glauben. Er erkennt in Augspurg den protestantischen Bürger an einem gesetztern und artigern Wesen. Die Sicherheit der Heerstraßen in Deutschland, auch zu Kriegszeiten, leitet er aus den Gesetzen wider müßige Landstreicher, und der unwiederruflichen Bestrafung des Mordes her, da auch nur der Vorsatz mit dem Tode bestraft wird, (dergleichen ist dem Recensenten nicht bekannt) und weder Freystädte, noch fremde Gerichtsbarkeiten den Verbrechern Zuflucht geben. Von Sachsen berichtet er, daß der Selbstmord daselbst vielleicht so häufig sey als in London, vielleicht sey diese traurige Narrheit aus Niedersachsen nach Engelland, mit den Eroberern dieser Insel übergegangen. (Hr. B. verwechselt hier, welches einem Ausländer leicht zu verzeihen ist, die Sachsen, welche Engelland bezwungen haben, mit denen, unter denen er sich aufgehalten hat, die damals den Namen der Sachsen noch nicht führten) Er führt viel Exempel von Leuten an, welche die Noth nicht dazu getrieben hat, und bemerket selbst, daß sie im Kriege seltner gewesen: als ob da stärkere Eindrücke es von dieser melancholischen Sucht abgezogen hätten. Der Sachse, sagt er, hat überaus heftige Leidenschaften und Begierden, und da er zum Stillschweigen und Nachdenken geneigter

neigter ist, als andere Nationen, bey welchen solche gar leicht auf eine oder die andere Art auswittern, so wird er auch viel eher einer tiefen Traurigkeit zur Beute. Diese Briefe sind von der Frau Henriette, verwittwete von Runkel übersetzt. Möchten doch die meisten unserer gekrönten Poetinnen, statt ihrer Verse, eine so gute Prose geschrieben, und statt der Reimkunst, die ihnen einen Anspruch auf den Namen Gelehrter geben sollte, ob sie ihn gleich Männern nicht giebt, eine fremde Sprache so vollkommen gelernt haben, so wohlgerathene Uebersetzungen daraus zu machen.

Nachricht von Wahlen, wer sie gewesen, wo sie Golderzt aufgesucht und gefunden, wie sie solches geschmelzt und zu gut gemacht, auch wie sie aus Erzten und Kräutern Gold gebracht, aus alten Schriften und Nachrichten gezogen, und den Liebhabern des Bergwerks und Schmelzwesens auch Chymicis eröffnet von C. G. L. c. F. Frankf. und Leipzig 1764. 150 Octavs. 2 Kupfer.

Die Fremden, die mit Hecheln und Mäusefallen Deutschland durchziehen, von denen glaube man ja nicht, daß der Mäusefallhandel ihr Lebensunterhalt ist, den brauchen sie zum Vorwande, auf den deutschen Gebürgen Golderze zu sammeln. D. Luther nennt sie in seiner Auslegung der Epistel an die Galater im 3 Kap. und in der Vorrede des Proph. Daniels, ruhmredige Leute, die viel Prangens machen, sagt Hr. L. 10 S. (Ein junger Gelehrter, der sich gern durch

durch Streitschriften berühmt machen will, hat beschlossen, Hr. L. hier zu widerlegen und zu zeigen, daß D. Luther nicht die Hechelkrämer gemeynt hat, sondern die Murmelthiertanzmeister und schöne Schattenspielanderwandleute) Diesen Wahlen nun werden unterschiedliche Bücher zugeschrieben, wo Oerter, da Golderzte, oder auch andere Schätze zu finden sind, und Merkmahle dieser Oerter angegeben, z. E. Zeichen in Bäume geschnitten, dergleichen Hr. L. viel in Kupfer stechen lassen, Haufen Steine, Brücken, Stege u. s. w. (Diese Bücher nun, gesetzt daß sie nicht wären, da keines unter ihnen wohl für jünger als anderthalb hundert Jahre ist, jetzt den Liebhabern des Bergwerks zu gefallen wieder herausgeben, ist das nicht der Pendant zu der Geschichte jener weisen Bürger, die bey Kriegsgefahr eine Glocke ins Wasser senkten, und damit sie solche einst wieder zu finden wüßten, an dem Orte des Schiffes, wo sie sie hinabgelassen hatten, eine Kerbe einschnitten. Liebhaber, die solche Denkmahle der alten Leichtgläubigkeit zum Ergötzen lesen wollen, fänden dergleichen an viel Orten, z. E. in der Beschreibung des Fichtelberges. Hr. L. behauptet, diese Bücher wären von den Wahlen deutsch aufgesetzt, weil man nirgends Nachricht von ihrer Uebersetzung findet. Ist es glaublich, daß Fremde solche gute deutsche Schriftsteller gewesen, und nicht vielmehr Nachrichten, die nur für die ihrigen seyn sollten, in ihrer Sprache aufgesetzt, wobey sie allezeit die deutschen Namen der Oerter hätten behalten können? Diese Bücher scheinen Erfindungen, wie die mit ihm zum Theil gleich alten Bücher vom Goldmachen,

Geister-

Geisterbann, Schätze graben u. d. g. zu seyn, dadurch vor diesem der geizigen Einfalt das Geld abgelockt worden.

Des Hrn. von Blainville, ehemal. Gesandtschaftssekretairs der Generalstaaten der vereinigten Niederlande an dem span. Hofe, Reisebeschreibung durch Holland, Oberdeutschland und die Schweiz, besonders aber durch Italien, aus des Verf. eignen Handschriften in engelländischer Sprache zum ersten male zum Druck befördert von Ge. Turnbull, der R. D. und Wilh. Gutthrie, Ritter, nunmehro ins Deutsche übersetzt, und hin und wieder mit Anmerkungen versehen von Joh. Tobias Köhler, Prof. zu Göttingen und Mitgl. der Churmaynzischen Ak. der nützl. Wiss. Lemgo in der Mayerischen Buchhandlung 1764, 4. 2 Bände in zwo Abtheilungen, 6 Alph. 13 B.

Herr von Bl. war von Geburth ein Franzose, der sein Vaterland der Religion wegen verlassen hatte. Diese Reisen sind 1705 angefangen worden, und die auf dem Titel genannte Gelehrten haben aus des Hrn. Bl. Auffsätzen sieben und dreyßig Jahre, nachdem er sie geschrieben, was ihnen der Bekanntmachung werth schien, gewählt. Es werden noch zwey Bände folgen. Eine genaue Aufmerksamkeit auf Alterthümer und Geschichte wird bey Hrn. Bl. von viel Känntniß geleitet; daher findet man hier oft weitläuftigere historische Untersuchungen, als man eben in einer Reisebeschreibung erwarten sollte, auch wohl

wohl Erzählungen, die von des Hrn. Bl. Witz erdacht oder ausgeputzt worden. Sein Vortrag indessen ist nicht so munter, wie man ihn von einem Franzosen erwarten sollte, und bekömmt durch lateinische Sprüchelchen, die überall ohne Noth eingemengt werden, manchmal ein pedantisches Ansehen, ganz anders als Addisons Reise, der man diese, in Absicht auf Vergleichung des jetzigen Italiens, mit Stellen der Alten an die Seite setzen will. Die Unpartheylichkeit, so die Herausgeber an ihm rühmen, daß man nicht einmal sehen könnte, von was für einer Religion er wäre, scheint wenigstens darinn einen Abfall zu leiden, daß er bey allen Gelegenheiten auf die Lutheraner loszieht. Weil man (vielleicht nur noch zu den Zeiten) zu Franfurt das Mährchen von dem Knaben Simon, den die Juden sollen ermordet haben, fest geglaubt hat, so will er 145 S. des I B. 1 Abth. jeden, der über die catholischen Legenden Zweifel erregt, an die Lutheraner zu Frankfurt erinnern, welche ein solches Mährchen zu ihren Glaubensartikeln angenommen. Hrn. Bl. verblendeter Eifer verleitet ihn hier zu einem doppelten Vergehn: die Lutheraner hatten dieses Mährchen nicht ersonnen, sondern von den Römischgesinnten geerbt. Höchstens also war ihnen der Vorwurf zu machen, daß sie nicht stark genug gedacht, eine so alte Erzählung zu verwerfen; und denn ist es eine Verläumdung, daß sie es als einen Glaubensartikel angenommen hätten; mit ein wenig Unpartheylichkeit würde Hr. Bl. den wesentlichen Unterschied zwischen den Legenden der Römischcatholischen und den Mährchen der Lutheraner eingesehen

sehen haben, daß die letztern von den Leichtgläubigsten selbst nicht in die Religion eingewebt werden. Aber selbst ein lutherischer Prediger (das. 160 S.) mit seinem langen Rocke, altväterischen Kragen um den Hals, übel aufgekämmter Perücke, schwarz wie Kohle, die eben so wie sein starker buschichter, spitzig zugeschnittener Bart sehr schmierig und schweißig ausgesehen, ist Hrn. Bl. anstößig gewesen. Hr. Bl. führt als ungesittet an, daß man ihn und seine Reisegefährten in Nürnberg überall begafft. Und doch war dieß nichts weiter als eine Bewunderung über ungewohnte Trachten und Sitten, noch nicht so ungezogen, wie er sie hier zeigt. Dieser Prediger soll 1½ Stunde lang deutsche Gebethe hergesagt haben. — Die Herausgeber berichten, Hr. Bl. habe Deutsch verstanden. Aus dieser Erzählung sollte man es nicht glauben. Sonst muß man dem Verfasser eine große Wahrheitsliebe zugestehen, wenn auch gleich zuweilen seine Heftigkeit gegen die, welche nicht seiner Meynung sind, auf den Verdacht bringen sollte, er irre sich unwissend. Er widerlegt daher oft den Burnet, und hat, wie Hr. Köhler sagt, den Misson fast um alle sein Ansehen gebracht, (das bey jemanden, der Labats und andere Reisen gelesen hat, schon lange nicht groß mehr kann gewesen seyn.) Hrn. K. Uebersetzung als getreu und richtig zu rühmen, wäre für einen solchen Gelehrten nur Beleidigung. Bey dem Hauptwerke kann man ihm leicht vergeben, daß er auf das, was Hr. Bl. für Zierathen hielt und besser weggelassen hätte, nicht den größten Fleiß gewandt hat, und daher die häufigen Sprüchelchen aus fremden Sprachen,

chen, Lesern und Leserinnen, die nur ihre Muttersprache verstehen, zu gefallen, nur obenhin verdolmetscht hat. Wie er sich auch bey einigen andern weniger wesentlichen Stellen verhalten hat, II Th. 9 S. wird von einer italiänischen Rothe gesagt: »Sie gleicht dem »übertriebensten Charakter, der in Zeitungen und »Schauspielen nur beschrieben werden kann.« Im Englischen wird vermuthlich nicht Gazets, sondern Novels gestanden haben, — und den Titel von des Bocacio Decamerone, hat freylich ein alter deutscher Uebersetzer durch newe Zeitung gegeben, aber jetzo heißt man solche Dinge Erzählungen. Auf eben der Seite führt Hr. K. einen bekannten Vers: — Quidlibet fingendi semper fuit aequa potestas, aus dem Gedächtnisse an, wie daraus erhellet, daß Horaz der Prosodie gemäß audendi geschrieben hat. Ein langes lateinisches Sinngedicht auf einen Säufer, der sich den Magen auf römische Art ausleerte, ihn wieder füllen zu können a. a. O. 155 S. hat er mit Recht unübersetzt gelassen, da es fast ekelhaft ist, und in einer von den fast zu häufigen Ausschweifungen Hrn. Bl. steht. Aber 248 S. sind die Verse aus des Molliere Ecole des femmes (wer sollte die in einer Reisebeschreibung durch Nürnberg suchen?)

Chose étrange d'aimer! & que pour ces traitresses
Les hommes soyent sujets à de telles foiblesses.

so gegeben. Seltsame Weise zu lieben! daß die Männer allen Schwachheiten dieser Verrätherinnen unterworfen sind. Hr. K. hat gewiß diese Uebersetzung nicht zum zweyten male überlesen, sonst würde er in ihr wahrgenommen haben, daß sie gar nichts

vom Originale enthält. Einen wesentlichen Vorzug geben Hrn. K. Uebersetzung die Verbesserungen, die er theils bey Namen u. d. g. im Texte selbst gemacht, theils in Anmerkungen beygebracht hat. Sie enthalten zuweilen auch Zusätze und eigne Gedanken. So erklärt er die bekannte Erzählung von der Gräfinn, die so viel Kinder gebohren haben soll, als Tage im Jahre sind, so daß sie den zweyten Tag des Jahres, nach damaliger Art es anzufangen, mit Zwillingen niedergekommen. Der Recensent erinnert sich, diese Erklärung schon sonst wo gelesen zu haben, deswegen aber wird niemand Hr. K. die Scharfsinnigkeit absprechen, daß er für sich hierauf gekommen ist. Er selbst eignet sich zuverläßiger als dieser Gedanken einen andern zu, der im II B. 314 S. steht, wo er wider alle Ausleger Virgils mit vielem Witze und viel Belesenheit zu zeigen sucht, daß Aeneid. VII. v. 563. vom Wasserfalle zu Terni die Rede sey. Auf der II B. 509 S. giebt Hr. K. aus einem Briefe eines gelehrten deutschen Kaufmannes, der sich 1750 in Rom aufgehalten, eine Nachricht von zween Vorstehern der arkadischen Schäfergesellschaft, eine Nachricht, die, wenn sie wahr ist, die Ehre von solchen, zum arkadischen Schäfer gemacht zu seyn, sehr vermindert. J.

Achtung, die man dem stillen Verdienst widerfahren läßt, ist der sicherste Grund wahrer Ehre, 1765, 2½ Bogen in 8.

Hier ist wieder einer von der Gattung Schriftsteller, mit denen ihre Materie davon läuft. Der gegenwärtige hat die beste Absicht von der Welt gehabt

habt, etwas zu sagen; aber wie er sich niedersetzte und schrieb, da ward die Materie Herr von ihm und nicht er von ihr. Er will einen Freund, der über die ungeschickte Austheilung der Ehren und Würden ungehalten ist, zufrieden sprechen, und beweiset ihm, daß die Ehre sich nicht erzwingen lasse. Guter Herr! könnte der Freund sagen, das weis ich wohl; aber ich wollte nur, daß die öffentliche Ausspendung derselben, die Urtheile, welche gleichsam mit dem Siegel des Staats bekräftiget werden, daß diese in treuern Händen wären. Was sagen sie dazu? Ja, stilles Verdienst allein hat wahre Achtung, (stilles Verdienst finde ich beym Durchlesen, heißt ein Verdienst, das stille sitzt, und nicht nach Lobeserhebungen herumläuft; ich dachte mir erst das Verdienst des äußerlichen Lebens darunter.) Dieß nun hätte also die wahre Achtung! wahre oder falsche! genug, daß Unverdienstlose sehr ofte eine Achtung genießen, die sie in Aemter hebt. Nun so wollen wir uns nichts aus der Ehre machen, weil sie weder von Dauer ist, noch selten über einen engen Bezirk hinaus gehet. Aber es giebt ja Grade der Ehre, und des Verf. klagender und entrüsteter Freund hat vermuthlich nicht auf den Weltruhm, sondern nur auf die Achtung gesehen, die man jemanden in einer Stadt, in einer Provinz widerfahren lässet. Ey! der Mann, welcher nach Ehre ringet, schadet sich selber, und hindert sich an der nöthigen Selbsterkänntniß, und hierüber folgen einige von den bekannten Tiraden. So springt die Materie, das muthwillige Ding, mit dem Autor herum, und die Eltern können froh seyn, daß sie ihn unbeschädigt

wieder zu Hause haben. Die Ausführung kann dem Verf. zu einer Mitarbeiterstelle bey den Fabriken der Wochenschriften Empfehlung verschaffen.

H.

Schauplatz der Künste und Handwerker, oder vollständige Beschreibung derselben, verfertiget oder gebilliget von den Herren der Akad. der Wiss. zu Paris, mit vielen Kupfertafeln, dritter Band, in das Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Johann Heinrich Gottlob von Justi ꝛc. Berlin, Stettin und Leipzig bey Joh. Heinrich Rüdigern 1764, 4. 2 Alph. 8 Bog. 14 ½ Bogen Kupfer.

In diesem Bande befindet sich die Abhandlung von den Eisenhammern und hohen Oefen dritter Abschnitt von dem Hrn. Marqu. von Courtivron und H. Bouchu Corresp. der Kön. Akad. der Wissens. Dieser Abhandlung vierter Abschnitt, von dem hochgeb. Reichsgrafen Hrn. Johann Christian Grafen zu Solms Baruth, und dem deutschen Herausgeber. Die Kunst Karten zu machen vom Hrn. du Hamel de Monceau, die Seidenfärberey vom Hrn. Macquer, die Kunst Pappen zu machen vom Hrn. de la Lande. Der vierte Abschnitt der Abhandlung von den hohen Oefen, ist ein besonderer Vorzug der deutschen Ausgabe, da das ansehnliche Eisenhüttenwerk zu Baruth darinn beschrieben wird.

J.

Abbildun=

Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Erste Sammlung 8 Bogen, nebst 12 Kupfern. Zweyte Sammlung 8 Bogen, nebst 10 Kupfern, Leipzig bey Chr. Gottl. Hilschern 1765. 8.

Diese Lebensbeschreibungen sind erträglicher geschrieben, als die meisten es zu seyn pflegen. Die von so vielen Schriftstellern der gelehrten Geschichte mühsam gesammleten Nachrichten, verdienen in der That, daß sie jemand nutzet und aus denselben Erzählungen verfertiget, in welchen der Styl, der Charakter, die Würde und die Einfalt der Geschichte behauptet wird. Man findet in gegenwärtigen eine fließende und reine Schreibart, eine gute Wahl der Umstände, und eine Kürze, die man sonst in Schriftstellern der gelehrten Geschichte selten findet, die das Studium an und für sich weitschweifig, und mehr sorgfältig alles zu sagen, als das beste und wichtigste nur zu sagen, zu machen pflegt. Die erste Sammlung enthält die Leben von Hier. Savonarola, Theophr. Paracelsus, J. Eck, J. Brenz, Flacius Illyricus, D. Joris, Georg Fürst von Anhalt, Th. Campanella, J. Cosimus, Corn. Jansenius, Bourdaloue und Boßuet. Die zweyte Sammlung die Leben vom Aeneas Sylvius, Zwingel, Bugenhagen, J. Fischern Cardinal und Bischof von Rochester, J. Pfeffinger, Quir. Kohlmann, Sforza, Pallavicini, A. Arnauld, Tillemont und Jurieu. Die beygefügten Abbildungen sind zwar schlecht gezeichnet, indessen haben sie doch bey verschiedenen bekannten Gelehrten einige Aehnlichkeit. So viel wir

ten, rühren diese Kupferstiche aus den unschuldigen Nachrichten und andern Journalen her, die sonst bey des Verlegers Vorfahren gedruckt waren.

Herrn J. S. Sneedorfs, öffentlichen Lehrers des Staatsrechts auf der Ritterakademie zu Soroe, und Informators bey Sr. Kön. Hoheit, Prinz Friedrich, Briefe über verschiedene Gegenstände. Aus dem Dänischen übersetzt, Coppenh. und Leipzig bey G. Rothens Wittwe und Proft 1764, 8. 389 Seiten.

Diese Briefe, welche im Originale mit so vielem Beyfalle aufgenommen worden, scheinen in der Uebersetzung nichts verlohren zu haben. Ein Geist, der sich nach den feinsten und elegantesten französischen Schriftstellern gebildet hat; denn überhaupt bethet er die französische Nation ganz an. Die leichte, feine und polirte Art die Gedanken zu wenden, zu ordnen und auszudrücken, welche das Eigene dieser Briefe zu seyn scheint, sind allem Ansehen nach unversehrt geblieben. Das edle Herz zeigt und empfiehlt sich überall, und läßt dem Leser das Scharfsinnige, Tiefe und Eindringende des Verstandes nicht leicht vermissen; zumal da ein guter Verstand sich überall äußert. So erwarteten wir zum Exempel S. 17. eine viel angemessenere, stärkere und tiefer angelegte Moral; S. 19. kommen die morgenländischen Völker, und S. 159. die Geschichte vom Marschall von Grammond, ganz gezwungen herbey. Ueberhaupt sehen wir, daß er unglücklich ist, wenn es auf Beyspiele und Anwendung der Geschichte, auf

witzige

witzige Züge, und auf neue, ungehörte [illegible] ihm eigne [illegible] er die [illegible], hingegen schwachmüthig vorzutragen und einzukleiden weiß. Vom Geiste des Sokrates ist der achte Brief eine ganz erbauliche Anwendung, aber keine taugliche Erklärung. Die Fabel im vierzehnten ist zum Einschlafen langweilig. Vom Baron von Holberg wird mit einer anständigen Mäßigung geurtheilet. Da die Gegenstände meist moralisch oder politisch sind, so sind die Briefe von den Charakteren der Völker, und die über dem Verhältniß der Völker, in Absicht auf Reichthum und Handlung, die vorzüglichsten; von den ersten aber verdienen die Betrachtungen bey Gelegenheit des frühzeitigen Todes des jungen Barons Rosencranz einen vorzüglichen Beyfall.

Des Hrn. Abts le Blanc Briefe, aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil 21 Bogen. Zweyter Theil 19 B. Dritter Theil 21 Bog. Augspurg im Verlag Eberh. Kletts sel. Erben, 1764, 8.

Der Werth dieser Briefe ist längst entschieden, und unser Urtheil dürfte vielleicht hierüber wenig vermisset werden. Le Blanc ist ein artiger und witziger Schriftsteller, aber weder ein Genie, noch ein tief eindringender Philosoph. Ein von Vorurtheilen für seine Nation ganz angefüllter Kopf war wohl am wenigsten tüchtig, die Vorurtheile einer andern Nation mit Erfolg zu entwickeln und zu bestreiten. Die Vortheile, welche eine deutsche Uebersetzung dieser

Briefe

Briefe bringen soll, sehen wir zwar nicht ein; wir hoffen, daß die Leichtigkeit und oft die Richtigkeit, und die grammatikalische Genauigkeit, bey diesen Vortheilen nicht in Betrachtung kömmt, sonst stehen wir nicht davor, daß dieselben erhalten werden möchten.

Noua Acta Eruditorum anno 1762 publicata. Lipsiae prostant apud Io. Frid. Gleditschii et Lanckisii haeredes 1763. 8. 3 alph. 8 pl.

Dieß durch die Kriegsunruhen unterbrochene Werk erhält hiermit aufs neue seine Fortsetzung. Wir finden verschiedene ausführliche und fleißige Recensionen, und einige sehr gründliche Kritiken darinnen, und wünschen gar sehr, daß eine periodische Schrift, welche von allen Nationen geschätzt war, zu ihrem alten Glanze wieder gelangen möge.

L.

Druckfehler im 2ten Stück des ersten Bandes.

Im Inhalte unter der Rubrik Mathematik lies statt Renard Reccard. S. 42. Zeile 20 für den lies der. S. 43. Z. 10 für ihm lies ihn. S. 65. Z. 4 für oder lies aber. S. 70. Z. 5. von unten sey wird ausgestrichen. S. 109. Z. 14 für Hrn. lies Herr. Ebendas. Z. 17 für Gegneern lies Gegner. S. 135. Z. 5. von unten lies über den Julian. S. 137. Z. 5 von unten für nur lies nun. S. 138. Z. 6. für geizigen lies einzigen. S. 150. Z. 13 von unten für Julianus lies Julian. S. 161. Z. 6 für mancher lies mancher mehr. S. 166. Z. 10. für gehäuft lies gehäuft mehr. Ebendas. Z. 14. für daran lies an dem. S. 168. Z. 16. lies Bourchardon. S. 170. Z. 3 für erstern lies erster. S. 175. Z. 19. für unsere unsere lies unsere. S. 198. letzte Z. für des Apostels lies der Apostel. S. 210. Z. 2 für Schriften lies Schritten. Ebendas. Z. 15 für einzige lies eine. S. 214. Z. 17. für die andere lies ander. S. 234. Z. 2. von unten für und lies es. S. 280. Z. 10 für Pulli lies Pulci. Ebendas. Z. 11. für Petraria lies Petrarca. S. 286. Z. 13. für Renard lies Reccard. S. 287. Z. 12. lies eben so. S. 290. Z. 7 von unten zwischen Varianten und und muß auch kommen allzudienstwillige Conjecturisten. S. 297. Z. 1. von unten zwischen engländisch deutsch fehlt ,. S. 308. Z. 3. für feinen lies reinen.

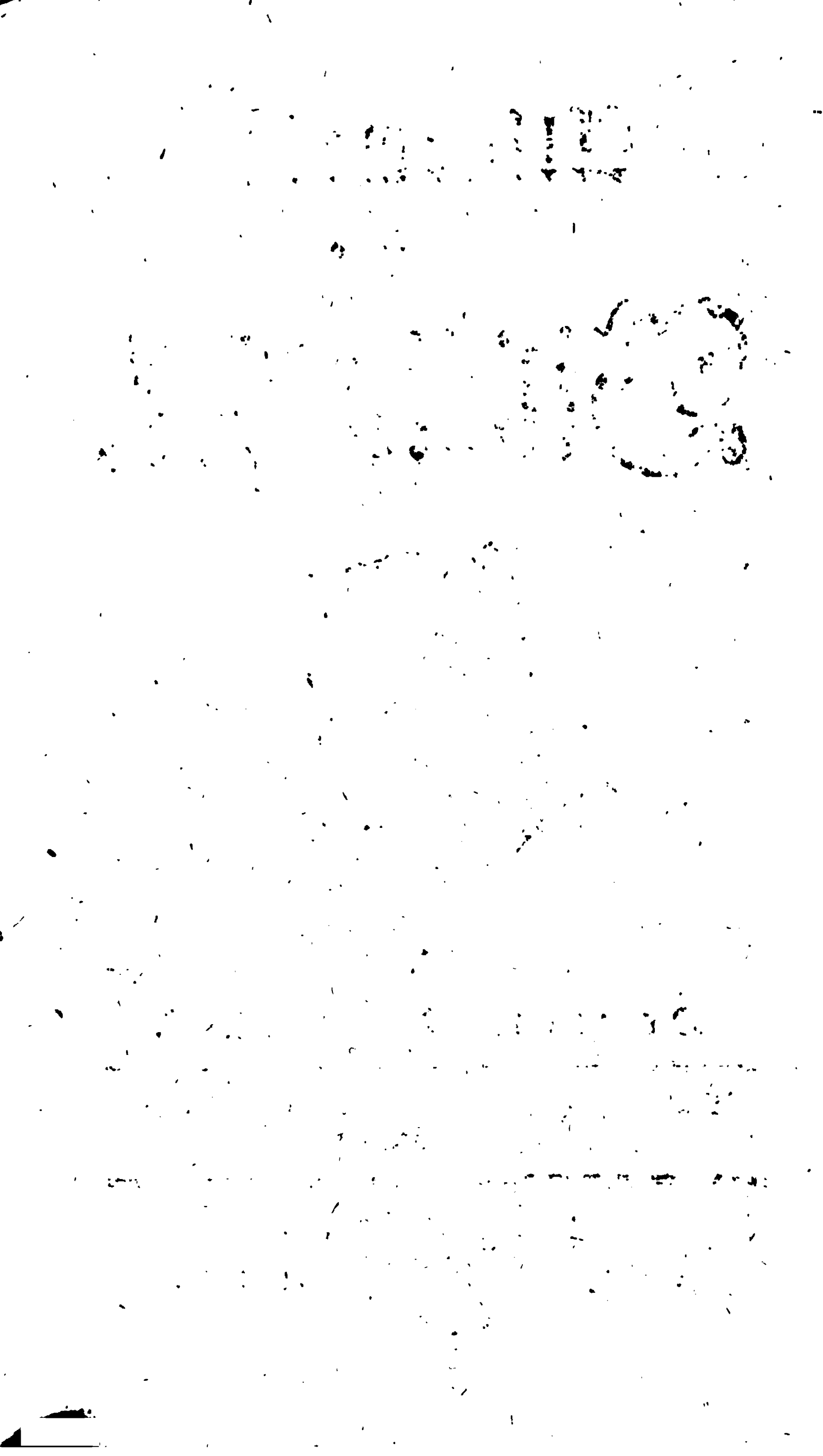
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zweyten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Sächßl. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1766.



Inhalt
der in des zweyten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

E. E.

2) Rechtsgelahrheit.

7) Ro-

7) Romanen.

8) Geschichte, Geographie, Staatsrecht.

9) Mathematik.

10) Naturlehre und Naturgeschichte.

11) Phi-

I.



I.

Grundsätze der Critik, in drey Theilen, von Heinrich Home, aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Leipzig, in der Dyckischen Handlung 1763. 1 Alph. 9 Bogen. Zweyter Theil. 1763. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Unter diesem bescheidenen Titel sucht man gewiß die vielen neuen und scharfsinnigen Beobachtungen über die Seele nicht, welche uns der Verf. in dem Buche selbst geliefert hat. Seine eigentliche Absicht geht zwar nur dahin, aus der Untersuchung des empfindenden Theils unsrer Seele, für welchen die schönen Künste besonders arbeiten, und aus der Betrachtung der Gegenstände, ihrer Eigenschaften und Verhältnisse, mit welchen sie sich beschäftigen, sichere Grundsätze herzuleiten, nach welcher man die Werke der schönen Künste beurtheilen, und sich folglich einen richtigen und sichern Geschmack bilden müsse. Aber die Blicke, die er zu diesem Endzweck in die

menschliche Seele gethan, die feinen und richtigen Bemerkungen, die er zu seinem Stoff gesammlet hat, sind von weit größerer Brauchbarkeit, als wozu sie der V. selbst angewandt hat. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir sagen, daß der Philosoph, der die Natur der Seele erforscht, von dem Verf. Seiten derselben kennen lernen wird, die bisher unentdeckt waren; daß der Sittenlehrer seine Principia daraus berichtigen, mit den Leidenschaften und ihren Wendungen näher bekannt werden, die Schönheit des Baues der menschlichen Seele deutlicher einsehen, und neue Hülfsmittel wider die Stärke der Leidenschaften, oder einen bessern Gebrauch der bereits bekannten entdecken wird: wenn er auf der von dem V. eröfneten Bahn weiter fortgeht, und die Materialien, welche der V. oft aufgefunden, aber roh hat liegen lassen, weil er sie zu seiner nähern Absicht nicht gebraucht hat, mehr vergleicht und zu seinem Zweck genauer bearbeitet. Und wir scheuen uns nicht, den Home in seinem Fache einem Montesquieu an die Seite zu setzen. Beyde haben selbst gedacht, selbst gesehen, viel neue Beobachtungen, die nur ihrem Scharfsinn nicht unentdeckt blieben, gesamlet; und mit dem Reichthum ihrer Samlung die gelehrte Welt beschenkt, um sie zum Anbau und zur Erweiterung verschiedener Wissenschaften als sichere und wohl zugerichtete Materialien zu verbrauchen. Der bestimmtere Auszüg, den wir jezt von diesem Werke zu liefern gedenken, wird hoffentlich unser Urtheil rechtfertigen.

Der Plan des Verf. theilet sich in drey Haupttheile: 1. untersucht er den empfindenden Theil der mensch-

menschlichen Seele, d. i. ihre (Gemüths-) Bewegungen und Leidenschaften, für welche die schönen Künste arbeiten; 2. betrachtet er die Gegenstände dieser Bewegungen und Leidenschaften, und deren Eigenschaften und Verhältnisse, welche zugleich auch die Gegenstände der schönen Künste selbst sind; und 3. macht er von den Grundsätzen, die er in den vorhergehenden Theilen entwickelt hat, die Anwendung auf die schönen Künste und deren Beurtheilung. Wenn wir uns bey dem ersten Theile etwas länger verweilen, so werden es uns Kenner desto leichter verzeihen, je mehr sie eben in diesem Theile feine und neue Beobachtungen, deren Einfluß und Brauchbarkeit von weiterm Umfange, als blos für die Critik ist, wahrnehmen werden.

Bey Untersuchung der (Gemüths-) Bewegungen und Leidenschaften forscht der Verf. nicht allein nach den allgemeinen Ursachen ihrer Erzeugung, sondern dringt auch in die besondern Ursachen der verschiedenen Bewegungen und Leidenschaften, dazu unsre Seele die Hauptanlagen hat; wobey er zugleich den Unterschied bestimmt, der zwischen einer Bewegung und Leidenschaft ist. S. 45-151. Hierauf geht er zu den Eigenschaften der Bewegungen und Leidenschaften über, und zeigt die verschiedene und zum Theil feine Abänderungen derselben; S. 151-163. verfolgt den Wachsthum und die Abnahme der Bewegungen und Leidenschaften, und dringt in die Ursachen desselben ein; S. 163-176. untersucht verschiedener ihre Coexistenz, deren Modum und Ursachen; S. 176-225. frägt nach den Ursachen der so seltsamen, und doch nie untersuchten Ge-

walt, welche die Leidenschaften über unsern Glauben und unsere Meynungen haben; S. 225-267. zeigt sehr scharfsinnig, was für Aehnlichkeit die Bewegungen mit ihren Ursachen oder Gegenständen haben; S. 267-272. und beschließt endlich, mit einnehmenden Betrachtungen, deren nähere Untersuchung allein für einen Philosophen eine würdige Arbeit wäre, über die Endursachen der gewöhnlichsten Bewegungen und Leidenschaften. S. 272-294. — Nun wollen wir den V. über diese Materien selbst sprechen lassen.

Unter unsern Sinnen ist der merkwürdige Unterschied, daß wir beym sehen und hören uns der Berührung der sinnl. Werkzeuge nicht bewußt sind, sondern die Empfindung nur innerlich haben, dahingegen mit den übrigen sinnl. Empfindungen allezeit das Bewußtseyn dieser Berührung verbunden ist, und der Gegenstand zugleich ausser uns, ja mehr ausser uns als in uns empfunden zu werden scheint. Die Ergötzungen der Augen und Ohren haben also eine höhere Würde, als die Ergötzungen der übrigen Sinne, und eine nähere Verwandschaft mit den Ergötzungen des Verstandes; sie machen zwischen beyden einen Mittelrang aus; denn sie sind sanfter als jene, und nicht so anstrengend als diese: daher sind sie auch sowohl geschickt, jener Heftigkeit zu mäßigen und die dadurch gesunkene Lebensgeister zu heben, als auch sie langsam abzuspannen und zu erquicken, wenn sie durch die leztern zu sehr angestrengt und überspannt sind. — Selbst die Natur beobachtet diesen Fortgang der Ergötzungen im Menschen. Er fängt bey dem sinnlichen an, geht zu

den

den Ergötzungen der Augen und Ohren fort, und wird dadurch zubereitet, an innerlichen Gegenständen und Beschäftigungen des Verstandes Vergnügen zu finden. — Den Geschmack für Gegenstände der Natur bringen wir schon in seiner Vollkommenheit mit auf die Welt, aber nicht für Gegenstände der Kunst, welche vornemlich beyde feinere Sinne vergnügen soll. (Und warum nicht? Sollte nicht das die Ursach seyn, daß der Schöpfer unsere Seele für Gegenstände der Natur schon sympathetisch gestimmt hat; da wir hingegen die Gegenstände der Kunst erst mit jenen vergleichen, ihre Uebereinstimmung wahrnehmen, und also erst durch Hülfe von Schlüssen uns zum Gefühl der Ergötzung darüber habituiren müssen? Wenigstens je mehr sich die Kunst der Natur nähert, und den Uebergang der Vergleichung erleichtert, desto allgemeiner ergötzt sie auch alle Menschen.) Der Geschmack an den Künsten hat also Wartung nöthig, und muß durch Nachdenken und Kunst schöner gezogen, die Grundsätze der schönen Künste in dem empfindenden Theil der menschlichen Natur studirt, und aus ihr entwickelt werden, welche Gegenstände angenehm oder unangenehm, niedrig oder erhaben, schicklich oder unschicklich u. s. w. sind. Nach diesen Grundsätzen kann man über den Geschmack philosophiren. Wer nicht nach denselben urtheilt, sondern blos nach Empfindung, der urtheilt unsicher; die schönen Künste haben keinen festen Reiz für ihn. — So bereitet der V. seinen Leser in der Einleitung auf die folgenden Untersuchungen. Das übrige, was der V. von dem Nutzen eines solchen studierten und sichern Geschmacks sagt, von seinem Einfluß auf die Gesellig-

 keit

keit des Lebens, die Besserung des Herzens, die Unterdruckung niedriger Leidenschaften, und von seiner nahen Verwandschaft mit dem moralischen Gefühl, empfehlen wir zum Nachlesen. Eine Bemerkung können wir nicht übergehn, weil sie zum weitern Nachdenken Gelegenheit giebt. S. 15. sagt er vom Genie: Es gesellt sich zu einem hitzigen Temperamente, daher es oft bey Leuten ist, die ein Raub aller Leidenschaften sind; ein feiner Geschmack hingegen ist mit einer ruhigen Seele verbunden.

Nun bahnet sich der V. zur Betrachtung der Bewegungen und Leidenschaften durch eine tiefsinnige Untersuchung über die Art, wie Ideen und Empfindungen auf einander folgen, den Weg; und hier thut der V. scharfe Blicke in die menschliche Seele. — Wenn man die Entstehung, Dauer, Abänderung und Gewalt der Leidenschaften nebst deren Ursachen verstehen will, muß man nothwendig wissen, nach welchen Gesetzen und in welcher Richtung die Ideen und Empfindungen in der Seele auf einander zu folgen pflegen. Dies untersucht also der Verf. im ersten Kapitel. Wir wollen ihn darüber hören.

Die Reihe der Vorstellungen wird einmal durch die Verhältnisse bestimmt, wodurch die Gegenstände in der Natur mit einander verbunden sind. S. 23. Alles ist nach diesem Grundgesetz Kette in der Seele, und wir haben keine Gewalt über irgend eine Vorstellung, die nicht mit dieser Kette zusammen hienge. S. 22. Nur selten beut sich eine Vorstellung dar, (und das sind Einfälle,) die, so weit man es entdecken kann, mit dem

dem vorhergehenden keine Verbindung hat. (Wir wollten lieber sagen: Hier gilt gar keine Ausnahme; nur die Verbindung ist zu fein, als daß wir sie bemerken sollten.) Die Reihe der Ideen geht nach der natürlichen Ordnung der stärksten Verbindung unter den Gegenständen fort; unser Wille kann dieselbe wohl verändern, aber nicht ganz auflösen, noch die Gedanken ohne Verbindung fortsetzen; sondern nur ihre Ordnung anders bestimmen. S. 25. (Dies verdiente noch eine genauere Untersuchung; die Bestimmung, wie weit die Gewalt unsers Willens darin gehe, wird ein neues Licht über die Lehre von der menschlichen Freyheit verbreiten.) — Die Reihe der Vorstellungen hängt aber auch **zweytens** von der verschiedenen Bildung der Seele ab. Gewisse Seelen S. 27. denen es an Unterscheidungskraft fehlt, häufen sich Gedanken und Umstände durch die leichteste Verbindungen auf einander, und bekommen einen großen Umfang von Ideen. Andere, S. 29. die richtig urtheilen, haben keinen großen Zufluß von Ideen, weil schwächere Verbindungen keinen Eindruck auf sie machen. Daher kömt es, **daß ein richtiger Verstand der Deklamation, oder einer wortreichen Beredsamkeit, selten günstig ist.** Andere, welche viel Witz haben, und also Dinge durch entfernte und phantastische Verhältnisse verbinden, machen unerwartete Verbindungen; jedes Verhältniß ist ihnen willkommen. Witz und Gedächtniß sind deshalb oft, aber eins von beyden selten mit gründlichem Verstande vereinigt. — Die Reihe der Vorstellungen hängt **endlich** auch von der Empfindung der Ordnung ab, die wir haben. Bey Dingen

von ungleichen Range führt uns der Hang unsrer Seele; das wesentliche vor dem zufälligen, das höhere vor dem geringern, das Ganze vor den Theilen zu betrachten. S. 30. Bey natürlichen Handlungen geht dieses Gefühl in gleichem Schritte mit der Ordnung der Natur: die Seele fällt mit einem schweren Körper, fließt mit einem Fluße, steigt mit dem Feuer u. s. w. Bey historischen Begebenheiten folgt sie der Ordnung der Zeit, von den Ursachen auf die Wirkungen. In den Wissenschaften lieber umgekehrt, d. i. analytisch, und warum? S. 32. 33. Der Geschmack der Seele an solcher Ordnung ist das Vergnügen, das sie aus der Stellung der Gegenstände und Ideen in ihrem natürlichsten Verhältnisse empfindet. S. 34. 35. — Diese Grundsätze wendet der V. S. 36. f. auf die Poesie an, wo er an verschiedenen Oden des Horaz in Absicht des Verhältnisses der Theile zum Ganzen Fehler bemerkt; (aber ist das Verhältniß, das das Gesetz der Einbildungskraft und des Enthusiasmus knüpft, nicht für den kalten Criticus zu sein?) so wie auch an den Episoden Virgils und Homers. — S. 41. wird eine richtige Bemerkung über die Beschreibungen der Natur gemacht, daß ihre Theile nicht blos, wie in der Natur, neben einander gestellt seyn müssen, sondern auch noch eine Verbindung des Verhältnisses haben.

Nun zur Hauptmaterie. Die Gegenstände des Gesichts und Gehörs, mit denen es die schönen Künste zu thun haben, sind entweder angenehm oder unangenehm. Sie erregen also Bewegungen und Leidenschaften. Welche von ihren Gegenständen sind angenehm

oder

oder nicht? In wie fern stehn die Leidenschaften und Bewegungen unter der Gewalt der Künste? Diese Fragen zu beantworten, und richtige Grundsätze der Critik zu geben, muß man erst in die Seele eindringen, die Leidenschaften und Bewegungen selbst, ihre Ursachen, Wirkungen, Gewalt und ihren Einfluß kennen. — Hier läßt sich die Seele nicht auf einen Grundtrieb reduciren. S. 47.

Ihre Ursachen. — Die Gegenwart gewisser äusserlichen Dinge und ihre Eigenschaften, die innerlichen Eigenschaften, und die Handlungen empfindender Wesen, auch die Absichten ihrer (willkühr l.) Handlungen, die wir durch Nachdenken herausbringen, doch nie in abstracto für sich, sondern anschauend erkannt, machen angenehme oder unangenehme Eindrücke auf uns. Eben diese Eindrücke erfolgen auch, nur schwächer, wenn wir diese Ursachen durch die Einbildungskraft, oder durchs Gedächtniß wieder in die Seele zurück rufen. Diese Eindrücke sind (Gemüths-) Bewegungen. — Sind sie mit Verlangen verbunden S. 57. so sind es Leidenschaften. Jene sind ruhig, diese treiben zu Handlungen, S. 61. sie haben also einen Gegenstand, welches eben der ist, der sie zuerst erregt hat. Ist die Handlung selbst der Zweck, so ist kein Nachdenken dabey, sondern es sind Triebe oder instinktmäßige Leidenschaften, S. 62. oder sie ist ein Mittel zum Zweck, und denn sind es überlegende Leidenschaften, die ihren Bewegungsgrund haben, welcher in der Versicherung besteht, daß die Handlung zur Erreichung des Zwecks führt. S. 62. Die leztern sind also mit dem denken-

 den

den Theile verbunden, jene hängen blos vom empfindenden ab. — Den Unterschied der eigennützigen und gesellschaftlichen Leidenschaften, und beyder Unterschied von blinden, sowohl moralischen als physischen Trieben, zeigt der V. hierauf S. 65. f. wo wir ihm in zween Stücken Beyfall geben: einmal, daß hier alles auf den Bewegungsgrund ankömmt; und zweytens, daß es die Erfahrung bestätiget, daß beyde Grundtriebe, sich sowohl, als andere glücklich zu machen; in dem Menschen thätig sind. — Aber wie entsteht dieses Verlangen, das die Bewegung zur Leidenschaft macht? Diese Frage beantwortet der V. nicht, und so hat er einen großen Knoten unaufgelößt gelassen. Wann entsteht es? wenn wir glauben, daß wir es erfüllen können. S. 69. Ist es erfüllt, so ist die Leidenschaft befriediget. Diese Befriedigung muß ergötzend seyn, und eine ergötzende Bewegung hervorbringen. S. 72. Und dieses leitet den Verf. auf die besondere Ursachen der Freude und Betrübniß S. 73. f. dabey wir uns nicht aufhalten wollen. Uns scheint er die Quellen der Freude und Betrübniß nicht so anschauend gesehn zu haben, als er sonst in die Seele zu blicken gewohnt ist.

Bey der sympathetischen Bewegung der Tugend und ihrer Ursache Abschn. 3. müssen wir uns aber verweilen. Hier sieht der V. einen Grad weiter als seine Vorgänger. — Tugendhafte Handlungen, die wir sehen, oder aus der Geschichte kennen lernen, billigen wir nicht allein, schätzen und lieben nicht allein die handelnde Person, sondern fühlen auch etwas ähnliches davon; unsere Seele wird auf eben den

Ton

Ton gestimmt, und wir werden, ohne einen Gegenstand zu haben, begierig, unser Verlangen, eben solche That zu thun, zu befriedigen, so wie wir den Instinct des Hungers zu befriedigen begierig sind. — Welche feine und wahre Bemerkung von der schönen Anlage, die unsre Seele zur Tugend hat! und wie vortreflich nutzt sie der Verf.! — Diese sympathetische Bewegung fühlen wir nicht bey lasterhaften, nur bey tugendhaften Thaten; bey jenen fühlen wir Abscheu. Sie sind Reizungen zur Tugend, die Gott in unsre Seele gelegt hat. Sie enthalten den Grund von der Kraft guter Beyspiele. Sie sind gewissermassen Vorübungen zur Tugend; wenigstens eine innerliche Uebung; die öftere Wiederholung derselben kann eine Fertigkeit wirken; und jeder kann sich vermittelst derselben, durch den Umgang mit würdigen Personen, Lesung der Geschichte edler Thaten u. s. w. eine Uebung zur Fertigkeit und zur Befestigung in der Tugend erwecken. Wie vortreflich kann auch diese Anlage Gottes in der Erziehung genutzt werden! S. 81 - 83. — Die weitere Ausführung und Erläuterung durch Beyspiele wird man mit Vergnügen im Buche selbst suchen. Wie denn überhaupt die Exempel nicht allein interessant, sondern vornemlich mit großer Urtheilskraft gewählt sind, und den Sätzen des V. Licht und Kraft geben.

Oft wird eine Bewegung oder Leidenschaft von der andern erzeugt. Sie verbreiten sich nach den Gesetzen, die der V. im 1 Kap. von der Folge der Ideen entwickelt hat, auf alles, was mit dem angenehmen oder unan-

unangenehmen Gegenstand verbunden ist, S. 84. von der Hauptsache auf die Zufälligkeiten, S. 88. daher die Liebe zur Mode S. 89. — Jede gesellige Neigung kann auch entgegengesetzte Neigungen hervorbringen, (oder ist vielmehr damit vergesellschaftet,) z. E. Freundschaft mit Haß gegen die, die dem Freunde schaden wollen u. s. w. wo Beyspiele S. 96. f. angeführt werden, wie vortreflich das Shakespear zu nutzen gewußt habe. — Eine Leidenschaft erzeugt auch die andere, die mit ihr auf einen ähnlichen Ton gestimt ist: Mitleid geht in Freundschaft und Liebe über; Verdruß in Haß u. s. w. Die Bemerkung der seltenen Fälle, wie eine Leidenschaft, und in welchem Grade sie in die andere übergehe, empfehlen wir von S. 101. zum Nachlesen.

Im 5 Abschn. von den Ursachen der Furcht und des Zorns, redet der V. vornemlich von dem instinctmäßigen dieser Leidenschaften, wenn sie vor der Ueberlegung handeln; welche uns vom Schöpfer zu unsrer Selbsterhaltung eingeprägt sind, die Gefahr zu fliehen, und plötzliche Uebel abzuwenden. Hier giebt er auch einige seltene Beyspiele von dem Umfang dieser Leidenschaften, zeigt den Nutzen, den sie schaffen, und wiegt ihn gegen ihren zufälligen Schaden ab.

Wie können aber Erdichtungen, Bewegungen und Leidenschaften verursachen? Diese Frage, welche so viel Kunstrichter beschäftiget hat, und so mannigfaltig beantwortet worden, löset der V. im 6 Abschn. so natürlich auf, daß er unsers Erachtens die Sache ent-

entschieden hat. Er mag selbst sprechen — Wenn wir uns vergangene Dinge mit allen ihren Umständen lebhaft wieder vorstellen, so vergessen wir, daß sie vergangen sind, wir bringen sie uns in einer idealen Gegenwart gleichsam wieder vor Augen, und werden eben so (nur nicht ganz so stark) dadurch gerührt, als das erstemal, da uns die Sache wirklich gegenwärtig war. S. 125. Dieß ist gleichsam ein wachender Traum. S. 127. Reden, Beschreibungen, Gemälde geben uns auch diese ideale Gegenwart; sie machen uns zu Zuschauern, und versetzen uns in die Umstände und Zeit selbst hinein 129. (Was ist das anders? als, sie bringen eine anschauende Erkenntniß hervor, wie der V. S. 128. sich auch ausdruckt.) Die Gewalt der Rede hängt gänzlich von dieser Kunst ab; nie wird die Leidenschaft des Lesers erregt, wenn er nicht in diese Art der Träumerey versetzt wird; alsdenn verliert sich das Bewußtseyn des gegenwärtigen; er ist Augenzeuge von der beschriebenen Sache. S. 132. Es mag Geschichte oder Fabel seyn, was diese ideale Gegenwart hervorbringt, das ist gleich viel. Durch die ideale Gegenwart wird die Sympathie erregt, und das Nachdenken und die Untersuchung, ob die Personen der Geschichte wirklich noch leben, oder gar vorhanden gewesen, kömt erst hinter her. S. 135. So bald der Geschichtschreiber mir Zeit zum Nachdenken läßt, daß die Personen nicht mehr leben, oder der Dichter mich durch Unwahrscheinlichkeit die Erdichtung blicken läßt, verschwindet die ideale Gegenwart, nebst den sympathetischen Eindrücken, die sie gemacht hatte.

Nichts

Nichts thut also der Erdichtung so viel Schaden, als die Unwahrscheinlichkeit, denn sie vernichtet gleich die ideale Gegenwart. S. 147. Hieraus erhellet, wie nothwendig die Wahrscheinlichkeit theatralischer Vorstellungen sey, welche das kräftigste Mittel sind, ideale Gegenwart zu bewirken. S. 146. — Kann uns der Geschichtschreiber in dieselbe versetzen, so nimt er auch unsern Verstand ein, und stärkt unsern Glauben. S. 144. So viel von den Ursachen der Leidenschaften.

Welches sind ihre Eigenschaften und die verschiedenen Abänderungen derselben? — Sie sind überhaupt ergötzend oder verdrießlich. S. 151. Gemeiniglich vermischt man das angenehme mit dem ergötzenden, u. s. w. Angenehm ist die Ursach, welche die ergötzende Bewegung erregt, die Bewegung selbst aber, die in mir vorgeht, ist ergötzend. S. 152. Machen wir also eine Bewegung oder Leidenschaft zum Gegenstande unsrer Betrachtung, so wird sie, gleich andern Gegenständen angenehm oder unangenehm. Das ergötzende ist im Gefühl, das angenehme in der Betrachtung. In der Betrachtung sind alle die Bewegungen angenehm, die der gemeinschaftlichen Natur unsrer Gattung gemäß sind, und umgekehrt. S. 155. Das lasterhafte und unanständige ist unangenehm, und umgekehrt. S. 156. Ergötzende Leidenschaften nach dem Gefühl können in der Betrachtung unangenehm, und verdrießliche angenehm seyn. S. 158. — Die Modificationen dieser Eigenschaften aber sind von unendlicher Mannigfaltigkeit. Die Sprache ist zu arm, sie

alle

alle anzugeben und zu zeichnen. In Bemerkung derselben offenbart sich die Feinheit des Geschmacks. S. 160. — Einige davon giebt der V. S. 161. an, wohin das Gefühl des hohen und niedrigen, des ansehnlichen und verächtlichen u. s. w. gehört; wovon im folgenden umständlicher gehandelt wird.

Was hindert aber die Bewegungen und Leidenschaften? Was befördert ihren Wachsthum und Abnahme? — Wir wollen das bekannte übergehn, und nur das auszeichnen, was wenige Beobachter der Seele ausser dem V. bemerkt haben. — Bewegungen von fühllosen Gegenständen erregt, kommen fast in einem Augenblick zur Vollkommenheit, und dauren lange, wider die gemeine Regel: Quod cito fit, cito perit. S. 167. Liebe und Haß und einige andere steigen stuffenweise bis zu einem gewißen Grade, von dem sie wieder nach und nach herabsinken. — Einige werden durch einen Actus der Befriedigung erschöpft, andere verlangen öftere Befriedigung. — Leidenschaften entstehn meistens in ihrer ganzen Vollkommenheit, wenn die Natur verlangt, daß sie schnell entstehen; als z. E. Furcht und Zorn, Verwunderung und Erstaunen; aber wiederholte Eindrücke erschöpfen sie. S. 169. — Leidenschaften, die einen ursprünglichen Hang zum Grunde haben, kommen bald zur Vollkommenheit, S. 170. und werden schwerlich ausgerottet. S. 175. — Was schnell zunimmt, nimmt schnell wieder ab, die Furcht ausgenommen, welche wider die Regel cessante causa &c. oft noch dauert, wenn ihre Ursach schon gehoben ist. Sonst hören die Leidenschaften auf,

wenn

wenn sie ihren Zweck erreicht haben. Einige haben einen besondern Zweck, der durch eine einzelne Handlung erreicht wird, als Dankbarkeit und Rache; andere einen allgemeinen, der unzählbare Handlungen erfordert, und selten völlig erreicht wird. S. 174. Die Neigung gegen Kinder ist vielleicht von der längsten Dauer. S. 175. — Aus diesen Proben wird der Leser sehen, wie sehr der Verf. die Leidenschaften studirt habe, und auf seine weitere Ausführung selbst begierig seyn. — Eine Anmerkung von S. 170. müssen wir noch nachholen, ehe wir weiter gehn. „Der „größte Theil unsrer Leidenschaften, „ heißt es daselbst, „ist Neigung, d. i. Liebe oder Haß, die durch Umstände „zu Leidenschaften entflammt werden. Die Liebe zum „Sohn wird Furcht, wenn er in Gefahr ist; Hofnung, „wenn er was rühmliches thut; Scham wenn er unrecht „handelt, u. s. w. „

Von der Coexistenz der Bewegungen und Leidenschaften. — Hier können wir nicht so viel im Auszuge mittheilen, als wir wünschen. Die Kürze des Auszugs würde uns zu abstract und unverständlich machen. Man muß des Verf. Erläuterungen vor Augen haben. Wir wollen nur den Gang des V. bemerken. — Gleichartige Bewegungen, d. i. solche, die auf einerley Ton der Seele gestimmt sind, vereinigen sich leicht, und machen gleichsam nur eine Bewegung aus, so wie gleichstimmige Töne einen harmonischen Ton ausmachen; ihre Ursachen mögen übrigens ähnlich oder verschieden seyn. S. 179. Ungleichartige können nicht zugleich existiren, sondern müssen auf einander folgen,

es

es kann aber schnell seyn. S. 180. Die Verbindung der Ursachen kann aber auch zwischen ungleichartigen eine Art der Vereinigung erzwingen, z. E. das Unglück der Geliebten macht süsses Leiden (holde Wehmuth) S. 181. Diese Art der Vereinigung macht eine Art von Mißklang in der Seele, es ist ein dunkeles, unvollständiges Gefühl von verschiedenen Tönen, die zugleich in der Seele erregt werden. z. E. Größe und Schrecken; Mitleid und Verdruß. Dies sind die geschicktesten Subjecte zu Trauerspielen S. 191. Eben dieses gilt auch von den Leidenschaften. — Leidenschaften z. E. von entgegengesetztem Hange können aus einerley Gegenstande entstehen, z. E. Liebe und Unwillen; aber sie sind nicht neben einander, sondern folgen wechselsweise auf einander S. 202. und meistentheils behält eine im Streit die Oberhand: und dies ist eine Quelle der schönsten Situationen für die Dichter. S. 222.

Von der Gewalt der Leidenschaften über unsre Meynungen und unsern Glauben. — Daß der Einfluß dieser Gewalt groß sey, lehrt die Erfahrung. Die Ursachen setzt der V. 1.) in der starken Neigung, die unsre Seele für Gegenstände hat, die zur Befriedigung ihrer Leidenschaften geschickt sind. Ist der Gegenstand z. E. zu niedrig, so betriegt sich die Seele, um ihn mit ihrer Leidenschaft in Uebereinstimmung zu bringen. S. 226. 2.) in dem Hange unsre Leidenschaften und deren Handlungen vor uns und anderen zu rechtfertigen; daher werden Gegenstände vergrößert, verkleinert, geschminkt u. s. w. S. 227. 3.) in der Mitwirkung der Leidenschaften selbst durch untergeord-

nete Mittel; darüber man die Erläuterungen im Buche selbst sehen muß. — So ist ihr Einfluß auch auf unsern Glauben. Eine erregte Furcht oder Hofnung macht uns geneigt, ohne Schein der Wahrheit schlimme oder gute Nachrichten zu glauben. S. 245. Erstaunen, Bewunderung oder Furcht wirken leicht Glauben an Wunderwerke, welcher sich doch auf die strengsten Beweise gründen sollte. S. 248. — Der V. hat hier eine artige Betrachtung angehängt, wie betrieglich die Leidenschaft die Zeit zu berechnen pflege; auch über die Methode der natürlichen Berechnung der Zeit und des Raumes seltene Beobachtungen angestellt, die er hier zugleich mittheilt; weil sie aber zur Materie ausserwesentlich sind, müssen wir sie übergehn.

Wir entsinnen uns nicht, daß irgend jemand vor unserm Verf. die feine aber sehr richtige Beobachtung gemacht habe, daß unsre Bewegungen und Leidenschaften mit ihren Ursachen eine Aehnlichkeit haben, wie er S. 267. f. zeigt. — Die Bewegungen unsrer Seele sind den Bewegungen der Körper, davon sie entstanden sind, ähnlich: träge Körper machen träge, langsame, ruhige, schnelle machen lebhafte Empfindungen u. s. w. S. 267. 68. — Auch die Leidenschaft nimmt die Eigenschaften des Gegenstandes an, und den Ton der Leidenschaften, die wir an andern bemerken! Nur die lasterhaften Leidenschaften erwecken Abscheu. (Man sehe auch nach, was oben vom sympathetischen Gefühl gesagt worden, das nach diesen Beobachtungen noch einen größern Umfang erhält.)

Un-

Ungern verschweigen wir das, was der V. von S. 272-294. noch von den Endursachen der Bewegungen und Leidenschaften sagt; aber wir sind um philosophischer Leser willen bereits zu weitläuftig geworden. Wir gehn also zum **zweyten** Haupttheile des Verf. über, der sich mit **den Gegenständen der schönen Künste** beschäftiget, und mit der **Schönheit** Kap. 3. den Anfang macht. Hier wollen wir uns kürzer fassen, und nur das Hervorstechende auszeichnen.

Schönheit schreibt der V. S. 297. eigentlich nur den Gegenständen des Gesichts zu. Doch nennt er S. 299. auch eine Schönheit des Verhältnisses, welche mit der Nutzbarkeit verwechselt werden kann, wenn sie nicht etwa blos darauf eingeschränkt wird, in so fern das Verhältniß der Nutzbarkeit in den Gegenständen sichtbar ist. — Was er von der Simplicität sagt, können wir nicht übergehn. — Sie ist deswegen schön, weil sie die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zusammen faßt, und einen vollständigen Eindruck macht, der gleichsam mit einem Schlage trift. Alles aber, was nicht simpel ist, zerstreuet die Aufmerksamkeit, und macht einzelne kleine Eindrücke, die auf einander folgen. S. 302. Ist das simple zugleich groß, so verstattet der Eindruck der Hoheit, der Seele keine Beschäftigung mit niedrigern Schönheiten. Darum müssen große Schönheiten simpel seyn, und leiden keine Zierathen. S. 303. — Die Ursachen, warum etwas schön erscheint, sucht er S. 304. f. zu errathen. Er setzt sie in der Erleichterung der Vorstellung von der Sache, und darin liegt unsers Erachtens ein wichtiger

Grund; in der Richtigkeit des Verhältnisses, der Nutzbarkeit und in dem Vergnügen, das Gott mit dieser Richtigkeit in unsrer Seele verbunden hat. — Was die Schönheit der Figur betrift, so sind die Figuren, welche die simpelsten sind, auch zugleich die schönsten, S. 307. so wie man es bey den Werken der Natur wahrnimmt. S. 309. Schade, daß man in den Werken der Kunst jezt so sehr davon abweicht. S. 310. f. — Daß ein unregelmäßiges Große auch durch seine Größe allein gefallen könne, wird S. 312. f. wohl gezeigt. — Zulezt sucht der V. noch, zu behaupten, daß alle Schönheit nicht in den Gegenständen selbst, sondern in der Vorstellung der Seele ihren Grund habe S. 316. dawider sich aber wichtige Einwendungen machen lassen, wenn hier der Ort dazu wäre. Ueberhaupt hat der V. in diesem und den folgenden Kapiteln mehr zerstreute, obgleich sehr brauchbare Beobachtungen gesammlet, als den Begrif seines Gegenstandes analysirt.

Vom Großen und Erhabenen, Kap. 4. — Große Gegenstände erweitern nicht allein die Seele, sondern treiben auch die Brust auf, der Zuschauer sucht seine Gestalt zu erweitern; S. 322. und bey dem Anblick des Hohen sich zu erhöhen. S. 323. — Größe und Höhe macht für sich Eindruck auf die Seele, und allezeit ergötzende Bewegungen. S. 324. f. Deswegen aber macht das kleine und niedrige (an sich selbst) nicht verdrießliche Bewegungen, sondern es ist gleichgültig. S. 331. (Wir verstehn das so, so lange das kleine nicht mit dem größerm verglichen wird, kömmt die Kleinheit und Niedrigkeit des Gegenstandes gar

nicht

nicht in Anschlag; wenn es aber mit homogenen Dingen verglichen wird, verliert es allezeit dabey, und bekömmt einen Zug von Unannehmlichkeit.) — Groß und erhaben, niedrig und klein im figürlichen Verstande wird alles das genannt, was die Seele auf eine ähnliche Weise erhebt oder niederdrukt, als das sichtbare und eigentliche große oder kleine; welches der V. S. 335. f. in vielen Beyspielen erläutert, wo er auch S. 337. und wie uns dünkt mit Recht, den Longin tadelt, daß er das schöne vom erhabenen nicht immer unterschieden habe. — Wichtig ist die Anmerkung S. 342. daß auch selbst das wahre erhabene seinen gehörigen Eindruck nicht macht, wenn es über unsern Gesichtskreiß hinausgeht. Die Seele muß es mit einem Blick überschauen können, sonst sieht sie es nicht ganz, sondern stückweise; oder wenn sie es ganz sehn will, wird es ihr dunkel, weil sie sich nicht so erweitern kann, es deutlich zu fassen. (Hieraus erhellet, wie nothwendig das erhabene auch simpel seyn müsse.) — die Seele kann in einem hohen Grade belebt werden, und fühlt doch nichts von einer erhabnen Bewegung S. 345. (und hier liegt wohl der Unterschied zwischen dem blos pathetischen und dem erhabenen, den Longin nicht immer beobachtet hat.) Das erhabene erhebt, bezaubert, ist immer angenehm S. 347. und macht gegen geringere Mängel des Gegenstandes unaufmerksam S. 348. (oder partheyisch.) S. 351. — Die Regel, das erhabne in den Werken der Kunst zu erreichen, ist diese; „man muß nur die Theile und Umstände eines Gegenstandes wählen, welche die größte „Figur machen, und alles was niedrig und gemein ist,

„aus den Augen entfernen.„ Dies kann man die große Manier nennen. S. 352. und dadurch kann der Künstler die Natur übertreffen. Aber viel große Künstler verstoßen dagegen, wovon der V. S. 354. f. Exempel aus dem Homer, Virgil u. s. w. beybringt. — Bilder, die im Fortgange immer stärkern Eindruck machen, geben im Ganzen eine größere Empfindung, als einzelne Ausdrücke (oder auch einzelne Gegenstände.) S. 359. f. — Longins Regel „in Werken der „Kunst sehen wir auf das richtige Verhältniß, in Werken „der Natur auf Pracht und Größe,„ wird S. 362. f. durch neue Beobachtungen bestätiget. — Das große und erhabene mit einem demüthigendem Umstande verknüpft, ist das wirksamste Mittel, die Seele niederzuschlagen. S. 364. — Die Exempel des Schwülstigen, welche von S. 368. zur Warnung aufgestellt werden, empfehlen wir unsern Dichtern zur Beherzigung.

Im 5. Kap. wird das, was der V. zuvor von der Aehnlichkeit unsrer Empfindungen mit der Bewegung und der Kraft der Körper gesagt hat, genauer zergliedert, und in mehrern Gesichtspuncten gezeigt; welches aber, ohne allzu weitläuftig zu werden, keines Auszuges fähig ist.

Vom Neuen und Unerwarteten. Kap. 6. — Hier unterscheidet der V. erst die Verwunderung, Bewunderung und Ueberraschung; S. 393. f. Die Verwunderung ist allezeit ergötzend, obgleich dieses ergötzende Gefühl durch eine zugleich erregte verdrießliche Leidenschaft zuweilen überwogen werden kann, wie der V. S. 397. f. sehr fein auseinander setzt. Die Ueberraschung

raschung hingegen verstärkt blos den Ton des Gefühls, das der überraschende Gegenstand an sich erregen muß, und macht einen tiefern Eindruck davon in die Seele. S. 400. f. — Die verschiedenen Grade des Neuen S. 403. was der Rang des neuen Gegenstandes auf seine Wirkung selbst für Einfluß habe, u. s. w. wird mit der gewöhnl. Scharfsinnigkeit des V. bestimmt. Die artige Entwickelung von der Endursache der Verwunderung S. 409. empfehlen wir zum Nachlesen.

Von lächerlichen Gegenständen Kap. 7. — Der V. getrauet sich nicht den allgemeinen Character derselben zu bestimmen. Einige Züge aber samlet er dazu. Lächerliche Gegenstände müssen unbeträchtlich, klein und läppisch scheinen; denn wichtige Dinge bewegen uns zum Ernste; sie müssen von der allgemeinen Einrichtung ihrer Gattung abweichen, wider die Regel seyn, und einen Mangel oder etwas übertriebenes an sich haben: sind sie zugleich mit einer unschicklichen Handlung begleitet, so vereiniget sich mit der Bewegung zum Lachen auch die Verachtung; und dann sind die Gegenstände belachenswerth. S. 415. Von diesen redet der V. im folgenden noch in einem besondern Kapitel.

Nachdem der V. bis hieher die Eigenschaften der einzelnen Gegenstände der Critik erwogen, so kömmt er nun auf ihre Verhältnisse, die aus ihrer Vergleichung entspringen, und handelt zuerst Kap. 8. von der Aehnlichkeit und dem Kontrast. — Aehnlichkeit zwischen Dingen, die sehr verschieden sind, und Verschiedenheiten zwischen Dingen, die sehr viel Aehnlich-

 keit

keit haben, zu finden, vergnüget uns sehr. Daher kömmt der Hang der Logicker, ins unendliche zu distinguiren, der Hang der Dichter übertriebene Gleichnisse zu machen. S. 421. f. — Die Vergleichung und Kontrastirung unterrichtet nicht allein, sie stellt auch den Gegenstand in ein starkes Licht: sollen sie aber diese Wirkung thun, so müssen nicht Aehnlichkeiten zwischen Gegenständen von einerley, sondern von verschiedener Gattung; nicht Kontraste zwischen Gegenständen von verschiedener, sondern von einerley Gattung einander entgegen gestellt werden. S. 425. f. Die verschiedenen Wirkungen der Vergleichung lese man S. 427. f. selbst nach. Aber auf die Ursachen derselben läßt sich der V. S. 437. f. ein, wo wir ihm einen Augenblick folgen wollen. Das Erstaunen, das über die Seltenheit der Erscheinung entsteht, welche aus der Vergleichung erfolgt, ist die erste Triebfeder zu dieser Wirkung, und macht durch die Gewalt, welche es als jede Leidenschaft hat, unsre Meynung von den Gegenständen zu bestimmen, daß der eine Gegenstand vermittelst der Vergleichung noch größer, deutlicher, frappanter u. s. w. erscheint, als er wirklich ist. Die andere Ursach S. 444. f. setzt der V. in einem Triebe zur Vollendung alles dessen, was wir unternehmen, der uns seiner Meynung nach eine Ueberzeugung aufzwingt, daß der Kontrast oder die Aehnlichkeit vollständig sey. — Ob wir gleich den Trieb nicht läugnen, so sehen wir doch nicht ganz klar in des Verf. Raisonement, überlassen es aber andern genauer zu beurtheilen.

Von Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit Kap. 9. Die mannigfaltigen Dinge in der Welt versehen die Seele mit vielen Vorstellungen, welche mit Ideen des Gedächtnisses, der Einbildungskraft des Nachdenkens verbunden, eine vollständige Reihe machen, in der keine Lücke ist. Diesen Fortgang der Ideen kann unsre Seele zwar ändern, anders ordnen u. s. w. aber nicht unterbrechen. S. 463. Natürliche Ursachen machen, daß dieser Fortgang nicht bey allen einen gleichen Schritt hält. S. 464. Die besondere Einrichtung der Seele, das Temperament, das Alter, S. 465. und die besondern Eindrücke der Gegenstände selbst, S. 466. machen, daß dieser Gang der Reihe von Vorstellungen bey verschiedenen Menschen und zu verschiedenen Zeiten höchst verschieden ist. — Die Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit in dieser fortgehenden Reihe hat ebenfals verschiedene Ursachen, die S. 467. angezeigt werden, darauf wir den Leser verweisen müssen. — Unser Wille kann den Fortgang der Vorstellungen verändern, aufhalten, beschleunigen, S. 474. in gewissen Fällen auch die Mannigfaltigkeit und Einförmigkeit derselben abändern, S. 474. (Hier hätten wir tiefere Untersuchungen und genauere Erläuterungen gewünscht,) und diese Gewalt unsers Willens kann durch geschickte Methoden und Fleiß sehr verstärkt werden. Und welche sind sie? (Das sagt uns der V. nicht; er führt nur einige Exempel der Gewohnheit und des Fleißes an.) — Was für Eindruck hat dieser Fortgang der Vorstellungen auf die Empfindung? S. 476. f. der mäßige ergötzt, der lang-

same, aufgehaltene macht verdrießlich, der gar zu schnelle ermüdet; der allzu einförmige oder allzu lang einförmige wird verdrüßlich; der allzumannigfaltige ermüdet; u. s. w. — Die Endursachen dieser verschiedenen Eindrücke des Fortgangs der Vorstellungen werden von S. 483. an, sehr wohl und einleuchtend entwickelt. — Von S. 489. wird die Anwendung dieser Materie auf die schönen Künste gemacht. Hier sind die Hauptsätze. — Bey jedem Werke der Kunst muß überhaupt der Grad von Mannigfaltigkeit dem natürlichen Fortgange unsrer Vorstellungen angemessen seyn. Insbesondere muß man Mannigfaltigkeit anbringen in Werken, die öffentlich ausgestellt werden; in Werken, die ergötzen sollen; u. s. w. Die Mannigfaltigkeit hat nach des V. Meynung an verschiedenen Gattungen der Schönheit keinen Antheil. S. 493.

Vom Schicklichen und Anständigen Kap. 10. womit sich der 2te Band des Verf. anfängt. — Wenn verbundene Gegenstände nach dem Grade ihres Verhältnisses auch mit einander übereinstimmen, so sind sie schicklich oder einander angemessen; (anpassend,) S. 6. und das schickliche zwischen empfindenden Wesen und ihren Gedanken, Worten und Handlungen heißt anständig. S. 7. Ein ernsthaftes Subject mit vielen Verzierungen, eine schlechte Leibesgestalt in prächtiger Kleidung, ein Ballputz beym öffentlichen Gottesdienste u. s. w. sind unschicklich. Das schickliche ist angenehm, das unschickliche unangenehm; das anständige belohnen wir mit Hochachtung, das unanständige bestrafen wir mit Verachtung. S. 12. Geringere und abgeschmackte Unanständigkeiten wirken

Höhn-

Hohngelächter, und sind belachenswerth. S. 15. vermittelst des Kontrastes haben wir bey Erblickung einer Unanständigkeit eine gute Meynung von uns selbst, so wie der, der sie begeht, Scham und Demuth empfindet; daher kömmt es, daß die, die am meisten von sich halten, am liebsten über andere lachen. S. 17. — Das Gefühl vom Schicklichen erhöht unser Vergnügen, das vom Unschicklichen macht uns Verdruß; S. 18. das Gefühl vom Unanständigen wirkt Frölichkeit und Gelächter bey den Zuschauern, Behutsamkeit bey dem, der es begangen hat. S. 19. Das Gefühl vom Anständigen treibt uns, unsern Wandel in Ansehung unser selbst richtig und übereinstimmend zu machen S. 21. durch die belohnende Zufriedenheit mit dem, was anständig ist, durch die bestrafende Scham über das, was unanständig ist. S. 22. Es wirkt auch mit dem Gefühl der Gerechtigkeit zusammen, um uns die Ausübung der gesellschaftlichen Pflichten einzuschärfen. S. 24.

Von der Würde und Niederträchtigkeit.

Kap. 11. — Würde und Niederträchtigkeit bezieht sich bloß auf moralische Handlungen der Menschen; unbeseelte Dinge und Thiere können majestätisch oder klein seyn, aber Würde oder Niederträchtigkeit kann ihnen nicht zugeschrieben werden. S. 27. Würde entsteht aus dem Gefühl des Vorzuges und der Vortreflichkeit unsrer Natur; Niederträchtigkeit ist diesem Gefühl entgegen; es ist also beydes eine Gattung von Anständigem und Unanständigem. S. 28. Die Beschäftigungen, die mit der Würde des Menschen überein-

einstimmen, sind männlich, die unter seiner Natur sind, läppisch. S. 30. Die ergötzenden Bewegungen und Leidenschaften haben ihre Grade der Würde, S. 31. unangenehme Leidenschaften haben gar keine Würde, S. 33. tugendhafte Handlungen, Geschäftigkeit zu anderer Besten, die höchste Würde.

Vom Belachenswerthen. Kap. 12. Was ist Humor oder Laune? Laune im Character entspringt aus Umständen und Eigenschaften, die zugleich lächerlich und unanständig, folglich gewissermassen belachenswerth sind. S. 44. Laune in Schriften ist, wenn ein Autor unter einem Schein von Ernst und Wichtigkeit seine Gegenstände mit solchen Farben schildert, daß sie Frölichkeit und Lachen erregen. Wer ein Humorist nach dem Character ist, wie Swift und La Fontaine, thut dies ohne Vorsatz; andere müssen sich in diesen Character zu setzen wissen. (Uns scheint der Begrif der Laune hierdurch noch nicht erschöpft zu seyn; eine gewisse eigenthümliche Wendung des Geistes muß der Laune noch das Gepräge geben.) — Zulezt untersucht der V. S. 58. noch die Frage, ob das Gefühl des Belachenswerthen die Wahrheit prüfen könne, oder nicht? Und er antwortet richtig; die Wahrheit gehört für das Gebiet der Vernunft; das Belachenswerthe für das Gefühl: die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit die man einer Wahrheit und jedem andern Gegenstande beylegt, der Grad der Achtung oder Ehrfurcht dafür u. s. w. kann durch das Gefühl des Belachenswerthen geprüft werden.

Vom Witz. Kap. 13. — Der Witz verbindet Dinge mit einander durch entfernte, und in der

Ein-

Einbildungskraft erzeugte Verhältnisse, die uns in Erstaunen setzen, weil sie unerwartet sind, S. 64. er kann sich nur in Gedanken oder in Worten zeigen. S. 62. Der Witz in Gedanken zeigt sich in scherzhaften Bildern, S. 65. in scherzhaften Verbindungen und Entgegensetzungen z. E. phantastischer Ursachen mit natürlichen Wirkungen S. 67. phantastischer Folgerungen natürlicher Ursachen S. 72. in Verbindung kleiner Dinge mit grossen S. 74. ferner in Verbindung entgegengesetzt scheinender Dinge S. 77. in dem Betruge der Erwartung des Lesers S. 78. u. s. w. seine mannigfaltigen Gattungen lassen sich leicht aus der Beobachtung der verschiedenen Anwendung des Witzes vermehren. — Der Witz in Worten macht Wortspiele, die meistentheils aus der Wahl solcher Worte, die verschiedene Bedeutungen haben, entstehn. S. 80. Je mehr eine Sprache zur Reife gelangt ist, und die Bedeutung ihrer Worte genauer bestimmt wird, verliehren sich auch die Wortspiele. S. 82.

Von Gewohnheit und Fertigkeit. Kap. 14. — Der Verf. liefert hier vortreflichen Stof zur nähern Untersuchung einer Materie, die so sehr untersucht zu werden verdient, weil sie einen grössern Einfluß auf die Moralität der Handlungen und überhaupt auf die Thätigkeit der menschlichen Seele hat, als man gemeiniglich glaubt. Wir empfehlen es also unsern philosophischen Lesern gar sehr, dem Verf. nachzustudieren, und bedauren, daß wir uns aus Mangel des Raums begnügen müssen, ihrem Geschmack nur einzelne Brokken daraus vorzulegen. — Unter Gewohnheit versteht

steht der V. S. 92. die öftere Wiederholung derselben Handlung, (welches vielmehr die Angewöhnung ist.) und unter Fertigkeit versteht er mit andern Weltweisen die Wirkung, welche die Gewohnheit auf die Seele oder den Körper hat. Diese Wirkung kann thätig oder leidend seyn, (und diese leztere ist es wohl eigentlicher, welche den Namen der Gewohnheit verdient.) Der V. untersucht auch allein diese leztere. — In der lebhaften Jugend hat sie wenig Stärke, im mittlern Alter schlägt sie Wurzel, und im Alter ist sie nicht mehr auszurotten. S. 94. — Beobachtungen über ihre Entstehung. — Jedes mäßige Vergnügen, das man seit langer Zeit oft genossen hat, erzeugt eine Verbindung zwischen dem Menschen und dem Dinge, das ihm dieses Vergnügen gewährt; und diese Verbindung erregt ein Verlangen, wenn das Ding nicht widerkömmt. S. 94. Wiederholung und Länge der Zeit sind beyde also zur Erzeugung einer Gewohnheit nothwendig; S. 97. die Einförmigkeit der Zeit, des Orts u. s. w. trägt auch viel dazu bey; S. 98. Zuneigung und Abscheu sind solche auf besondre Gegenstände gewirkte Gewohnheiten. S. 99. Die angenehmsten Gegenstände des sinnlichen Geschmacks gewöhnt man sich nicht leicht an, die Wiederholung erweckt vielmehr Sättigung und Ueberdruß, S. 99. heftige Ergötzungen auch nicht, S. 100. — Ueber ihre Wirkungen — Zur gewohnten Zeit der Befriedigung erregt sie einen Verdruß über die Abwesenheit des Gegenstandes, und ein Verlangen es zu besitzen. S. 104. Der Verdruß geht vorher, das Verlangen folgt nach, der Verdruß

 ist

ist größer und schwerer zu überwinden, als das Vergnügen der Befriedigung. S. 107. Ist man des Gegenstandes beraubt, so empfindet man einen starken Trieb nach einem andern, der ihm am ähnlichsten ist, S. 109. und so entstehn allgemeine Gewohnheiten, daß man für eine ganze Gattung ähnlicher Gegenstände z. E. für das süsse überhaupt, für große Gesellschaft, lustigen Umgang, das Lesen, Studieren, u. s. w. einen herrschenden Hang bekömmt. S. 110. — Die Gewohnheit macht das angenehme gleichgültig oder gar überdrüßig, und das unangenehme angenehm, woraus der V. S. 114. einige wichtige Folgen zieht. Sie vermehrt das mäßige, und vermindert das heftige Vergnügen, sie macht Verdruß und iede Art des Schmerzens stumpf. S. 116. — Die wirkende Ursach von der Gewalt der Gewohnheit hat der V. nicht finden können. S. 120. (Das Gefühl des Verdrusses bey dem Mangel des Gegenstandes, die lebhafte, oft wiederholte Gegenwart seiner Idee, die einförmige Einschichtung derselben in die Reihe unsrer übrigen Ideen, darin sonst eine Art von Lücke seyn würde, thun wohl was dazu.) — Die Gewohnheit setzt das Schicksal der Armen und Reichen in ein Gleichgewicht; dieß ist S. 122. eine fruchtbare Anmerkung. — Die Gewohnheit hat Einfluß auf Dinge, die die Natur unsrer Wahl überläßt, auf die äussern Gegenstände unsers Geschmacks, aber nicht auf die Eindrücke des Anständigen und Unanständigen, oder sollte sie wenigstens nicht haben. S. 125. (Hier sind wir der gegenseitigen Meynung. Die Gewohnheit macht lasterhafte Ge-

sin-

sinnungen, und kann und sollte zur Bildung und Befestigung der tugendhaften gebraucht werden. (Der V. redet hier wider seine eigne Grundsätze, die er oben von dem sympathetischen Gefühl festgestellt hatte.) — Zuletzt hängt der V. noch eine feine Critik an, in wie fern gewisse Sitten der Alten, die bey ihnen die Gewohnheit heiligte, auf dem neuern Theater Platz finden können.

Von den äusserlichen Kennzeichen der Bewegungen und Leidenschaften. Kap. 15. — Jede Bewegung und Leidenschaft hat in dem Körper ihren eignen Ausdruck: dies ist gleichsam ihre natürliche Sprache. Der Ton des Ausdrucks, den der gute Scribent richtig setzen, der Leser gleich finden muß; gewisse Stellungen und Geberden; deren verschiedene Gattungen der V. S. 135. f. angiebt; sind an den willkührlichen äusserlichen Kennzeichen der natürliche Ausdruck der Leidenschaft. Sie hat aber auch nothwendige Kennzeichen; und jede hat ihren eignen natürlichen Ausdruck in der Mine, den Bewegungen des Körpers u. s. w. S. 140. Herrschende Leidenschaften bilden den Ausdruck des Characters und Temperaments, S. 141. der mit dem Körper zugleich wächst, fest und bestehend wird, wenn sich auch gleich das Temperament ändern sollte. — Dieser Ausdruck der Leidenschaft ist fast bey allen Menschen einerley, und unauslöschlich, S. 142. Aus der fortgesetzten Beobachtung der Handlungen eines Menschen lernen wir auch seine Leidenschaften, vornemlich die überlegtern und weniger heftigen, kennen. S. 145. Was der V. von den

Wir-

Wirkungen dieses Ausdrucks der Leidenschaften S. 148. f. auf den Zuschauer sagt, müssen wir, so wichtig es uns auch scheint, dem Leser überlassen. — Wie lernen wir aber die Bedeutung dieses Ausdrucks der Leidenschaften, woran verstehn wir ihre Sprache? Durch die Augen nehmen wir nur die äussern Kennzeichen selbst wahr; durch die Erfahrung sammlen wir Beobachtungen davon; aber das Gefühl dieses Ausdrucks ist uns angeboren. S. 152. (Hier zeigt sich die gleiche Stimmung der menschlichen Seelen auf einen Ton; der Ausdruck der Leidenschaft, den wir sehen, macht, daß wir ihn gleich selbst, ohne es zu merken, in unsrer Seele nachbilden; und diese Nachbildung führt uns das Gefühl der Leidenschaft selbst zu, welche sich an dem andern ausgedruckt hatte. — Die Entwickelung der Endursachen dieser äusserlichen Kennzeichen, S. 155. f. besonders in Absicht auf das sympathetische Gefühl S. 160. geben reichen Stoff zu Betrachtungen und zu fruchtbaren Anwendungen: allein wir müssen weiter eilen.

Von den Gesinnungen. Kap. 16. — Die Leidenschaft bildet sich nach dem Eigenthümlichen eines jeden besondern Characters aus; nun sind die Gesinnungen diejenigen Gedanken, welche die Leidenschaft eingiebt; so wie also die Leidenschaft dem Character, so müssen die Gesinnungen der Leidenschaft und die Sprache den Gesinnungen angemessen seyn. Der Schriftsteller muß sich also in den Character und die Leidenschaft der Person, die er reden läßt, ganz versetzen, und sich nach ihren Ton stimmen, wenn er in

ihren eigenthümlichen Gesinnungen sprechen will, S. 170. in einem affectvollen Gespräche ist dies schwer, in einem Gespräch ohne Leidenschaft, wo die Gesinnungen nach den feinern und zärtern Tönen der verschiednen Charactere gestimmt sind, ist es noch schwerer, S. 171. ein characteristisch Gespräch aber über eine philosophische Materie am schwersten. S. 172. Was der Verf. hier und im folgenden von der schweren Kunst sagt, Gespräche zu schreiben, empfehlen wir allen theatralischen Dichtern zur Ueberlegung. Aus Mangel dieser Kunst herrscht in den meisten dramatischen Werken eine langweilige Monotonie, eine prächtig declamirende Sprache, die nie den verschiednen Charactern oder Leidenschaften angemessen ist, und eine unglückliche Wirkung thut. S. 174. Hierin sticht Shakespear vor allen andern dramatischen Dichtern, vornemlich vor den neuern Englischen Dichtern hervor, wovon S. 176. f. schöne Beyspiele gegeben werden. — Mit Recht tadelt der V. S. 182. f. auch die dramatischen Dichter der Franzosen wegen ihres declamirenden Tons. Sie haben viel zu wenig Ausdruck der Leidenschaft und hängen gar zu gern der Declamation nach. (Diese Erinnerung scheint uns um desto nöthiger, je mehr wir uns oft gewundert haben, daß unsre Deutschen dies noch nicht genung erkennen, oder nicht erkennen wollen, und es sich wohl gar zur Regul machen, sich wider ihr National-Genie denselben hierin nachzubilden.) — Wie viel kostet es uns, uns loszureissen, und dem V. in den scharfsinnigen Beobachtungen nicht folgen zu können, die er von den feinen Wendungen und Abänderungen der Leidenschaften macht, und sie

auf

auf die Gesinnungen und deren Ausdruck anwendet. Die Exempel aus dem Shakespear, die er hier anführt, setzen den Leser in eine Art von entzückungsvoller Ehrfurcht für dieses große Genie; so wie hingegen die Menge von Beyspielen fehlerhafter Gesinnungen aus andern Dichtern für den Schriftsteller von Geschmack auf mehr als eine Art lehrreich ist.

Nun müssen wir im Ernste abbrechen, und es den Kennern, die doch das Buch selbst lesen werden, überlassen, die beyden lezten Kapitel, welche von der Sprache der Leidenschaften, und von den Schönheiten der Sprache handeln, selbst näher kennen zu lernen. Wir werden sie begierig genung darauf machen, wenn wir ihnen sagen, daß der Verf. die Fragen untersuche: welche Leidenschaften und wenn sie sprechen oder schweigen; wie sie sprechen müssen, wenn ihre Sprache mit ihnen übereinstimmend und anpassend seyn soll; in wie ferne sie figürlich sprechen können, wie ihr Abdruck selbst in den Ton und in die Setzung der Worte übergehe, u. s. w. — Wenn wir ihnen sagen: daß der V. die Schönheiten der Sprache in Absicht des Klangs ihrer Worte, in Absicht auf ihre Bedeutung, in Absicht der Aehnlichkeit ihrer Töne mit ihrer Bedeutung, und in Absicht ihrer Schicklichkeit zur Versifikation zu entwickeln bemüht sey. Die feine, richtige und mit tiefer philosophischer Einsicht beurtheilte Beobachtungen, davon wir dem Leser bisher Proben gegeben haben, werden ihn hier ähnliche Bemerkungen erwarten heissen, und der V. wird seine Erwartung nicht täuschen. — Wir hoffen, daß der Leser mit uns nach dem dritten Theil dieses Werks, der nächstens erscheinen soll, ver-

langen, und es dem Herrn Meinhard, der durch den Verſuch über die Italiäniſchen Dichter ſeinen geprüften Geſchmack bereits gezeigt hat, verdanken werden, daß er uns mit dieſem vortreflichen Werke durch deſſen Ueberſetzung bekannt machen wollen. Wie gut dieſe Ueberſetzung ſey, kann der Augenſchein gleich ſehr frappant lehren, wenn man nur ein paar Stellen aus dem Shakeſpear nach dieſer Ueberſetzung gegen die ſteife, geſchmackloſe Ueberſetzung hält, die jezt in der Schweitz erſcheint, und wodurch dieſer große Engliſche Dichter mehr entſtellt als in unſre Sprache herüber getragen worden.

B.

II.

Adami Francisci Kollarii, Pannonii Neoſolienſis, Mariae Thereſiae Aug. a Conſiliis et Vindobon. Biblioth. Palat. Cuſtodis primarii de Originibus et uſu perpetuo poteſtatis legislatoriae circa ſacra apoſtolicorum regum Hungariae, libellus ſingularis. Vindobonae Typis Ioannis Thomae de Trattner. MDCCLXIV. 8. 163 Seiten.

Wenn der Philoſoph in der Geſchichte die ſeltſamen Anſprüche lieſt, die der jedesmalige Fürſt-Biſchof zu Rom auf die Regierungsrechte aller übrigen Herren nicht nur gerade zu macht, ſondern auch vermittelſt vorgezeigter Urkunden zu bekräf-

kräftigen sucht: so lächelt er, schüttelt auch wol den Kopf, erboßt sich etwa gar, wenn die Unverschämtheit auf allzu augenscheinlichen Betrug sich stützet, und allemal, wo ihm auch der Beweis unmöglich fällt, setzt er dergleichen Vorspiegelungen in die Klasse der Fabeln. Die geht nun zwar für jedes Philosophen eigenes Denken an: er hat, so wie jeder Mensch, das Recht in seinem eigenen Vorrathe von Kenntnissen, nach Belieben die Rubriken zu setzen, und das eine für wahr das andre für falsch anzunehmen. So wie der ehrliche Kirchenvater bey gewissen Begebenheiten, ausrief Incredibile sed verum! So kan der Philosoph setzen: Ich kann es nicht wiederlegen, aber es ist falsch. Wie gesagt, dis geht für ihn und für sein eigenes Gebiete an: so bald er hingegen sein Urtheil in historischen Sachen andern vorlegt: so muß er durch äußre Gründe mit unterstützt seyn. Bloße Unwahrscheinlichkeiten beweisen keineswegs die Nichtwürklichkeit; und das Voltairische: n'en croyez rien, ist wohl vortreflich zum Zweifeln, aber nicht hinreichend zum Läugnen. Daher ist jede Entdeckung in der Geschichte, welche eine Bestätigung philosophischer und kritischer Muthmassungen wird, von unschäzbarem Werthe, und es muß die herrlichste Grabschrift für unsre Vorfahren geben, wenn man zeigen kann, daß sie weit weniger dumm gewesen, als man sie dafür ausgeschrien hat.

Es ist schon bekannt, daß des Herrn Hofraths Kollars Schrift eine solche trefliche Entdeckung dem Publiko vorlege. Aber es kann nicht oft genug gesagt werden, daß seine und seines Freundes aufrichtige Liebe

zur Wahrheit; seine Herzhaftigkeit sich selbst zu widerlegen, und der rechtschaffene Eifer, welcher in der ganzen Schrift herrschet, die gröste Lobsprüche verdiene. Der Herr H. K. wünscht zwar vornemlich den Franzosen bekannt, und von ihnen gebilligt zu werden: allein wir hoffen doch, daß ihm der Beyfall der Deutschen nicht ganz entgegen seyn werde.

I. Die Entdeckung betrift die Manufaktur der berühmten Sylvestrinischen Bulle, darinn den Königen von Ungarn die Kirchengewalt als Legaten des römischen Stuhles übertragen, und folglich alle ihre Kirchenrechte auf diese päbstliche Gnade und Bewilligung gegründet werden. Die Geschichte dieser Bulle ist kürzlich diese. Der Jesuite Imhoffer hatte sie zuerst in seinen Annal. Eccles. Regn. Hungar. die zu Rom, 1644. (und zwar außer dem ersten Theil nichts weiter) heraus gekommen sind, bekannt gemacht. Ihm war sie vom Bruder Raphael Levakovicz als ächt übermachet worden. Diesen Levakovicz müssen wir näher kennen lernen. Er war aus Croatien gebürtig, vom Minoriter Orden, der Theologie Lektor, und Corrector sacrorum Codicum Ecclesiae Illyric. zu Rom. Vom Pabst Urban dem VIII. war er an den Kayser Ferdinand den III. als Commissarius Terrae sanctae geschickt worden, in der That aber nach der Schilderung eines rechtschaffenen Mannes seiner eigenen Kirche: eines Mannes, dem das Publikum eine wahre Hochachtung schuldig ist, in der That aber als ein Späher, der sich für den römischen Hof nach den Einkünften der Ungarischen Bißthümer, der Annaten wegen, genauer erkundigen sollte. Unter dem Vorwande,

wande, daß er willens sey eine Ungarische Geschichte aus den Urkunden zu schreiben, wußte er sich mit List und Geschicklichkeit in die Archive einzuschleichen, und erst, nachdem durch seine Veranlassung die Streitfragen über die Annaten, Ertheilung der Bischöflichen Titel und Einseegnung der Aebte ohne vorhergegangene Erlaubniß des römischen Hofes, erreget, und des Mannes Ränke offenbar worden, erst alsdann mußte er sich mit der Flucht retten. Dieser Levakovicz also hatte dem Imhofer die Bulle übermacht und ihm folgende Geschichte ihrer Entdeckung überschrieben: sie sey im Jahr 1550. zuerst im Archiv der Kirche zu Trau (Tragurium) vom Antonius Verantius gefunden, und so von einem zum andern überliefert worden, endlich dem Athanasius Georgien gegeben, der sie dem Levakovicz zu Wien mitgetheilet. Dieses Mährchen glaubte Imhofer; nach ihm andre. Wie sollte es widerlegt werden? Die Bulle hatte zwar verdächtige Merkmale. Allein man berief sich dagegen immer auf die Redlichkeit des Imhofer. O Beweise! die von der Aufrichtigkeit der Menschen, der Mönche insonderheit hergenommen werden, wie wenig ist euch zu trauen? Ein Zufall und die Wahrheitsliebe zweyer Männer stürzt euch im gegenwärtigen Falle.

Der Herr Hofrath Kollar hatte bisher mit Heftigkeit die Sylvestrinische Bulle vertheydiget. Sein Freund Balthasar Adam Keriselich, Abt zu Kaes, und Canonicus zu Zagrabien sah seine Vertheydigung; kannte die Einwürfe andrer, und entdeckte endlich dem Herrn Hofrath seine eigene Zweifel gegen die Bulle, die nicht mehr Zweifel, sondern augenscheinliche Ge-

gengründe zu heissen verdienen. Denn, schreibt er an den leztgenannten, ich habe Briefe des Levakovicz in Händen. Die ersten Aufsätze, wornach er die reine Abschriften gemacht, darinn es sich offenbar zeiget, daß er, Levakovicz die Bulle in der Absicht ans Tageslicht gebracht, um die Ungarn zu bereden, daß sie und ihre Krone dem römischen Hofe mit Clientel zugethan seyen. So schließt der rechtschaffene Keriselich. Wir werden nachher wohl schliessen dürfen, daß Levakovicz in der angeführten Absicht die ganze Bulle selbst geschmiedet habe. Der eigenhändigen Aufsätze von den nach Rom und Italiänisch geschriebenen Briefen des Betrügers sind fünfe, und aus dem fünften Briefe an den Cardinal Aldobrandini verdienen die Worte hier zu stehen, die auch Herr Hofrath K. ausgezogen hat. „Die Ungarn bereden sich noch steif und fest, „daß der Pabst auf ihr Reich gar kein Recht habe, da „sie von ihren eigenen Königen zum christlichen Glau„ben gebracht worden. Um ihnen bessere Grundsätze „einzuflössen, habe ich gewisse Briefe unter dem Na„men des Pabstes Sylvester des II. verfertiget, und „ich werde Sorge tragen, daß sie auf eine gute Ma„nier ins Publikum gebracht werden. Erst war ich „willens beym Drucke vorzugeben sie wären zu Rom „gefunden worden, allein ich getrauete mich nicht es „ohne Erlaubniß und Vorwissen Ew. Herrlichkeit zu „thun.„

Ich muß es nochmals wiederhohlen: Die ganze Entdeckung ist unschätzbar und die Wahrheitsliebe des Herrn Abt zu Kaes und des Herrn Hofrath Kollars verdienen die gröste Lobsprüche. Der Herr Hofrath hat

hat so gar einen großen Theil seines Systemes von den Kirchenrechten der Ungarischen Könige mit einer Herzhaftigkeit, die ihm Ehre macht, geändert, und gegenwärtige Schrift, welche die Ausübung dieser Kirchenrechte durch die Geschichte herunter beweiset, giebt schon einen ganz andern Grund dazu an.

Wir werden die Streitfrage und ihren Verfolg kürzlich hier vorstellen müssen, um unsern Lesern eine vollständige Einsicht in diese merkwürdige Schrift zu verschaffen.

" Da man die Bekehrung eines Volkes zum christlichen Glauben allezeit als eine der größten Wohlthaten, die einer Nation widerfahren können, betrachtet hat: so ist daraus eine Verbindlichkeit der ganzen Nation gegen den Ausspender dieser Wohlthat angenommen, erweitert, und endlich in eine Art von Unterthänigkeit festgesezt worden. Weil der Fürst-Bischof zu Rom zeitig genug anfieng sich für den obersten Bischof und für den Statthalter Jesu Christi auszugeben: so wurde nicht nur alles, was sich von der lateinischen Kirche herschrieb, endlich auf ihn bezogen, sondern ihm wurde auch die Unterthänigkeit gewidmet, welche aus der Bekehrung der Nationen herfliessen sollte. Der römische Hof hatte es sich immer zu einer der glücklichsten Maximen gemacht, alles dasjenige ungebeten durch öffentliche Briefe zu bewilligen, dessen Verweigerung er als unmöglich voraus sah. Daher wurde einigen Königen und besonders den entfernten, die sich ohnehin nothwendig der Verwaltung des Kirchenwesens würden angemasset haben, die Legation des apo-

stolischen Stuhles vermittelst päbstlicher Gnade aufgetragen. Diese Könige wurden dadurch Oberaufseher der in ihrem Gebiete befindlichen Kirche: aber man konnte auch nun durch den gebrauchten Kunstgriff zu aller Zeit ihre Kirchenrechte von päbstlicher Bewilligung herleiten. Ich rede jezt nicht von den Ansprüchen einiger römischen Bischöffe, kraft deren sie auch die weltliche Gewalt der Könige von ihrer Bewilligung herzuleiten versuchten: weil sich die Völker zu allen Zeiten und zu allen Orten gegen diese Raserey aufgelehnet.

Wenige Reiche waren zu der richtigen Politik zu bereden gewesen, woraus die Untauglichkeit der Folgerungen, die man aus der Bekehrung zog, widerlegt werden kann. Dagegen beriefen sich einige auf einen ganz andern Grund, der eben so wenig philosophisch war, der aber doch in seinen Folgen den Folgen des erstern gänzlich entgegen stand. Wir haben, sagen sie, das Christenthum von unsern Königen empfangen, diese von griechischen Bischöffen oder Lehrern, und daher ist unsern Königen die volle Kirchengewalt geblieben.

Nun begreift man wohl, warum die Frage, die den ersten Ursprung der christlichen Religion bey den Völkern betrift, von so großer Erheblichkeit wird. Sie ist es eben daher bey den Ungarn geworden, und hat unter ihren neuern Schriftstellern, die meistens Jesuiten waren, sehr heftige Bemühungen veranlasset, nachdem der jetzige Rintelsche Theologe, Herr D. Schwarz, im Jahr 1740. seine Initia Religionis Christianae inter Hungaros herausgegeben, und sich dadurch,

wie

wie auch durch andre dahin gehörige Schriften einen der rühmlichsten Plätze unter den Ungarischen Geschichtforschern erworben. Der Herr D. Schwarz behauptet, daß von Constantinopel aus die Ungarn zu erst bekehrt worden, und daß eben daher, so wie die griechische Bischöffe ihren Kaysern die vollständigste Kirchenrechte niemals streitig gemacht, daß eben daher auch den Ungarischen Königen von ihrer Geistlichkeit dergleichen Rechte weder bestritten noch geschmälert worden; daß es folglich keiner päbstlichen Bewilligung für die Ungarische Könige bedürfe, und daß sie mit der Krone alles erlangen, was ihnen den Supremat in ihrem Lande geben kan. Es war natürlich, daß die Sylvestrinische Bulle mußte untersucht werden. Herr D. Schwarz hat ihre Aechtheit geläugnet, und die angeführte Entdeckungen beweisen das gegründete seiner kritischen Wahrscheinlichkeiten.

Alle Jesuiten, die sich mit der Ungarischen Geschichte beschäftigten, zogen zu Felde gegen eine Meynung, die einem wesentlichen Stücke des römischen Oberhaupts so nahe gieng. Auch der Herr Hofrath Kollar behandelt diese Schwarzische Meynung in seinem Anno 1762. herausgegebenen Iure Patronatus &c. sehr feindlich. Selbst unter den Protestanten sind noch verschiedene, welche dem griechischen Ursprunge des Christenthums unter den Ungarn nicht beytreten, und die also ohngefähr wie Herr Hofrath Kollar in der Schrift, die wir vor uns haben, gethan hat, die Kirchengewalt ganz unmittelbar auf die politische Grundlage eines jeden Reiches setzen müssen.

Man

Man möchte dabey, wie bey dem Weltſyſtem der Indianer fragen: „und worauf ruhet die Schild„kröte?„ weil wir nemlich die Völker nie für Philoſophen halten dürfen. Ein anders iſt, was jedem Staate von Rechtswegen zukäme, und ein anders, was ſich jeder in den verſchiedenen Zeiträumen als Recht ſelbſt erlaubt hat, und aus was für Gründen. Jenes giebt ein philoſophiſches Ius Publicum; dieſes allein das hiſtoriſche. Alſo auch hier: woher haben es ſich die Völker für vergönnt gehalten ihre Könige mit den Kirchenſachen ganz ſchalten zu laſſen? Bey dem griechiſchen Kayſerthum war es begreiflich. Jedermann wußte, daß die Kirche ſich glüklich geſchätzt an den Kayſern Beſchützer der Kirche zu bekommen, und daß dieſe ihnen allen Flor und alle Sicherheit zu verdanken gehabt. Niemand durfte ſo dreiſte ſeyn, dagegen zu ſprechen, und ſo undankbar, es zu vergeſſen. Daher iſt es niemals den Biſchöffen zu Conſtantinopel nur beygefallen, Anſprüche einer Oberherrſchaft zu machen, noch dem Volke, daran zu glauben. Alles was von der griechiſchen Kirche abhieng, blieb bey dieſer Denkungsart, und man ſieht alſo, worauf ſie ſich gründete. Siciliens Monarchie nach der Art, wie der Kanzlet von Ludewig ſie höchſt wahrſcheinlich herleitet, giebt davon einen ſichern Beweis: und Ungarn, würde nach der Schwarziſchen Hypotheſe einen beſtätigenden Beweis davon liefern. Ganz anders war es im Occident. Zwar hatten unſre deutſche Kayſer, da ſie in Italien ganz in der Nähe immer ſahen, was eigentlich der Biſchoff zu Rom bedeutete; da ſie auſſerdem ſelbſt verſchiedene Völker zum chriſtli-

chen

chen Glauben bekehret hatten, zwar hatten sie sich ebenfalls die ganze Kirchengewalt beygeleget. Allein der Verfolg der Zeit entriß sie ihnen zum Theil. Die Begebenheiten sind bekannt und würden uns hier zu weit führen. Ich merke nur noch etwas dazu an. Weil die Kirchengewalt der deutschen Kayser allzu gut gegründet war, um sich so gerade zu umstossen zu lassen: so mußte man tiefer graben, um sie umzustürzen; das ist, man mußte vorgeben, daß auch die weltliche Gewalt der Kayser von den Päbsten herrühre.

Nun betrachte man Ungarn. Wenn man nicht die griechische Stiftung des Christenthums annimmt: worauf sollten wohl die dortige Völker das Kirchenrecht ihres Königes in ihrer Meynung gegründet haben? Ich sage mit Fleiß in ihrer Meynung: denn auf die Meynung der Völker vom Recht und Unrecht kömmt das meiste an. Die Ungarische Könige konnten nicht die fürchterliche Ansprüche der deutschen Kayser haben; sie wußten auch nicht so genau die Abhängigkeit des Bischoffes von Rom anzugeben, wie wir es in Deutschland wußten. Herr Hofrath Kollar meynt zwar, sie hätten geradezu die Capitularien der fränkischen Könige nachgemacht — gut: aber die Frage bleibt immer, wie konnten sie in der Meynung ihres Volkes berechtiget seyn, dieses zu thun? Die Hypothese von der griechischen Stiftung hebt alle Schwierigkeit und man wird überhaupt finden, daß sie aus diesem Gesichtspunkte; auch ausser den Zeugnissen, die ihn fröhnen, eine überwiegende Wahrscheinlichkeit bekomme.

Es

Es kömmt noch eines dazu: in dem ganzen Occidente haben die Völker nach und nach ihre Meynung von dem Supremat geändert. Aber in Sicilien nicht, aber in Ungarn nicht, wie Levakovicz klagt. Bey beyden rührte es unstreitig daher, weil ihre Meynung auf einerley Grundlage beruhete. (Frankreich macht hier aus besondern und leicht begreiflichen Gründen keine Ausnahme.) Es wird aus dem bloßen Aberglauben, der freylich die mittlere Jahrhunderte mit Centnerschweren Last drückte, daraus allein wird es immer unbegreiflich bleiben, wie man die Meynung vom Supremat der Fürsten in ihren eigenen Landen habe ändern können. Der Supremat eines Landesherrn ist so natürlich: und die Gerichtsbarkeit eines fremden Bischoffes, dessen Macht man noch dazu so bettlerweise hatte heranwachsen gesehen, ist so widersinnisch! Allein wenn man das Lehenssystem mit zu Hülfe nimmt; wenn man Aberglauben, und Vasallen-Unabhängigkeit in einander menget, so wie beydes würklich in der Geschichte im Gemengstel anzutreffen ist: so kann man endlich alles daraus erklären. Es war nachher den Landständen nicht einmal mehr damit gedient, daß man den Supremat der Landesherren festsetzen wollte, und es war ihnen im Gegentheil lieb zween Herren zu haben, davon sie dem weltlichen unter dem Schutze eines geistlichen Ansehens zuweilen ungehorsam seyn durften, und dem geistlichen durch den Arm der weltlichen Macht manchmal ungehorsam seyn konnten.

So viel wird als Einleitung zum richtigen Verständnisse der Kollarischen Schrift hinreichend seyn. Ihr Verfasser geht darinn den Gebrauch der Kirchenrechte,

rechte, wie er von den Ungarischen Königen gemacht worden, von Periode zu Periode durch, nachdem er die richtige Anmerkungen festgesezt, daß Synodus sehr ofte so viel heisse als ein Reichstag; (gleiches gilt auch von Concilium) daß Decretum eben so viel als einen Reichsabschluß bedeute; daß auf den Reichstagen die Kirchensatzungen immer erst zu Gesetzen bestätiget worden, und von dar erst ihre Gültigkeit erhalten; daß sehr ofte Canones auch fremder Kirchensynoden in die Ungarische Reichsschlüsse übergetragen und dadurch gesezlich gemacht worden, und daß es also bloß aus Unwissenheit oder muthwilliger und hinterlistiger Verdrehung der Wörter herrühre, wenn man diese so offenbar am Tage liegende Sachen anders deutet.

Es ist unnöthig dem Herrn Hofrath hier zu folgen. Zwey merkwürdige Stücke mögen zum Vorschmacke genug seyn. Das eine, daß sich nicht nur die Ungarn lange gegen die Einführung des Gregorianischen verbesserten Calenders gestrebet, sondern auch, da sie ihn endlich angenommen, es mit der ausdrücklichen Verwahrung gethan. „Se illud „*nullius alterius*, quam sola et unica regiae suae „Majestatis (nempe Rudolphi) auctoritate in „productum admittere.„ Der Jesuite Szegedy schreibt dieß zwar dem durch die überhandnehmende Ketzerey gefallenen Ansehen des päbstlichen Stuhls zu. Herr Kollar zeigt aber mit Recht, daß jene Verwahrung nicht aus Hang zur Ketzerey, sondern aus Neigung für die alte Reichsgewohnheiten hergerühret.

Denn

Denn als genau am Ende des 13ten Jahrhunderts Bonifacius der VIII. Carolum Robertum den Ungarn zum König aufdringen wollte, hatten die meisten Reichsstände und besonders der Erzbischof von Colvera über eine solche Neuerung, nemlich dasjenige, was der Pabst auch in Absicht auf die Besetzung des königlichen Thrones für gut erklärte, zu genehmigen, ihr äusserstes Mißfallen bezeuget.

Das andre, was ich ausziehe, betrifft die Tridentinische Kirchenversammlung. Der König hat sich niemals über die in Ungarn gesezliche Gültigkeit ihrer Aussprüche öffentlich erklärt (welches ihm der damalige Erzbischof zu Gran Olahus angerathen) und daher hat sie noch keinesweges bey den Streitigkeiten über die Ungarische Kronrechte eine entscheidende Kraft erhalten; ob man sich gleich bey Privatstreitigkeiten sowohl vor geistlichen als weltlichen Gerichten, theils aus Unwissenheit, theils aus Verschlagenheit, der streitenden Partheyen sowol als auch der Richter, nach ihren Entscheidungen richtet. Aber noch einmal, sie sind, da das Placitum des Königs ausgeblieben ist, noch keinesweges zur Würde eines Ungarischen Gesezes erhoben worden.

Wir würden der Schrift des Herrn Hofrath Kollar noch lange nicht alle Gerechtigkeit, die sie verdient, widerfahren lassen, wann wir nichts von dem patriotischen Geiste, womit sie geschrieben ist, und der allenthalben in ihr athmet, erwähnten.

Nachdem er ein Gesez unter Ferdinanden dem I. über die Unterweisung der Jugend angeführt, bricht

er

er in den Wunsch aus: „Wollte Gott! daß dieses so „weise Gesez jemals wäre befolget worden! daß wir „die wahre Gelehrsamkeit jemals auch nur dem Na„men nach gekannt hätten! gute und nüzliche Kennt„nisse! wenn werdet ihr endlich einmal mein Vater„land zum gesitteten Reiche machen; wenn unsern Kla„gen und unzählichen Gesetzen darüber einmal abhel„fen, daß nemlich der Ungar in seinem eigenen Lande „sein Vaterland suchen und allen Ausländern nach„stehen müsse.„

Aber patriotischen Eifer sprühet die Stelle darinn er sich über eine Erklärung der Stände herausläßt, welche es wiederholen, daß das Aufgebot des Adels dem Lande nicht mehr sehr zuträglich sey.

„Genießt dafür der ewigen Ruhe, edle und groß„müthige Seelen, daß ihr durch euer Beyspiel die „Nachkommen belehrt habt, man dürfe auf den Un„garischen Landtagen nichts als die öffentliche Wohl„fart mit entfernter Rücksicht auf Privatvortheile vor „Augen haben. O daß doch einmal in der feyerlichen „Versammlung der Stände einer dieser ehrwürdigen „Schatten erschiene, und nur dieses Gesez richtig „auslegte und durch Exempel erläuterte, wenn er uns „vorher seine dem Vaterlande zu Lieb erlittene Ge„fahren erzählt hätte! Werden wir es denn niemals „begreifen, daß in unruhigen und zügellosen Zeiten „manche Gewohnheiten sich bey uns eingeschlichen, de„ren unseelige Beybehaltung das Reich schon mehr als „einmal an den Rand des Verderbens geführt hat. „Schon ehmals hielt man das persönliche Aufgebot

„nicht für sehr nüzlich, und jezt, da nicht mehr der „Adel aufsizt, sondern der Bauer, welcher roh und „neu geworben ist, jezt hoffen wir, daß dieser das Va„terland werde vertheydigen können? Die neuern Kriege „haben eine beständige Miliz nothwendig gemacht. Die „Monarchie hat eben deßwegen den gemeinen Unter„thanen mit Auflagen beschweren müssen. Noch dauert „die Nothwendigkeit fort: die reichere und vornehmere „wollen unter dem scheinbaren Titel alter Freyheiten „zu den Steuern nichts beytragen, und die ganze Last „liegt auf dem armen Landmanne, dem nichts eigenes „mehr als ein Leben übrig ist, das voll Elends ihm „verhaßt wird. Daher wünscht er allenthalben lieber „zu seyn als zu Hause; denn wer wollte wohl in einem „Reiche leben, dort Kinder zeugen, wo die Lasten so „ungleich ausgetheilt sind, wo die mächtigere sich aller „Vortheile des Reichs zu eigen machen, und die Be„schwerlichkeiten dem Dürftigen aufladen, troz aller „natürlichen Rechte, troz der heiligsten Reichsge„setze. — Zugestandener maßen ist jezt bey veränder„ter Lage der Sachen, bey veränderter Art Krieg zu „führen der geworbene und im Sold stehende Soldat „zuträglicher als ein persönliches Aufgebot. Also müs„sen alle diejenige, die um ihrer Vorrechte willen zur „Vertheydigung des Landes angehalten sind, nun be„denken, daß sie nicht eher ihre Pflicht erfüllt haben „als bis sie zu diesem Solde einer beständigen Miliz „das ihrige beygetragen. Dieser Last muß sich beson„ders der geistliche Stand unterziehen, der vor allen „andern die Landesgesetze in Ehren halten, zärtlich „das Vaterland lieben und für die Kirche Gottes zu

„Kriegs-

„Kriegs- und Friedenszeiten sorgen soll. Ihm müs„sen die Seufzer, ihm die Wehklagen des armen Land„manns zu Herzen gehen, der es dem gerechtesten Rich„ter der Lebendigen Tag und Nacht vorstehet, daß ihn „die Gewaltige und Reiche verlassen, alle öffentliche „Lasten nur ihn drücken und seine Kräfte auch bey dem „besten Willen nicht einmal zur Vertheydigung des „Landes hinreichen.„ —

Ich glaube daß es dem Herrn Hofrath Kollar eben so wie Rousseau ergangen, dessen Emil nicht sowohl durch das was darinn gegen unsre Glaubenslehren stehet, als vielmehr durch das was er den Herrschern gesagt hat, verhaßt geworden. Uebrigens machen dergleichen schöne Stellen, wie wir hier angeführt haben, daß man das bischen Unordnung, und zuweilen den Mangel einer netten Latinität weniger rüget als bey irgend einer andern Schrift.

H.

III.

Der Arzt, eine medicinische Wochenschrift, eilfter und zwölfter Theil, nebst allgemeinen Register über das ganze Werk und dem Bildnisse des Verfasser. Hamburg bey G. C. Grunds Wittwe 1764. in gros 8. 54 Bogen.

Diß ist der Beschluß eines allgemein beliebten ja mit ausserordentlichem Beyfall aufgenommenen Wochenblatts. Der V. desselben, Herr D. Unzer in Altona, besizt unstreitig ausser seiner medici-

dicinischen Geschicklichkeit, auch noch andere Geistesfähigkeiten, daher er zu den besten deutschen Schriftstellern gezählet werden muß. Seine Schreibart ist edel, angenehm und sogar witzig, und nur sehr selten steht dieser Witz am unrechten Orte. Er besizt viele Kenntnisse, kennet das menschliche Herz und wendet diese Kenntniß oft zum Nutzen der Arzneywissenschaft, aufs glücklichste an.

Wider einen solchen Schriftsteller, und wider ein so allgemein beliebtes Buch, Einwendungen zu machen, kan leicht den Verdacht der Partheylichkeit erwecken. Inzwischen erwarten unsere Leser ein aufrichtiges und unpartheyisches Urtheil von uns. Wir wollen es also in wenig Worten sagen. Wir lassen der guten Absicht und den Gaben des V. alle Gerechtigkeit wiederfahren. Gleich von Anfang, schien uns das Vorhaben vortreflich, die Vorurtheile die sich der menschlichen Gesundheit widersetzen, und den Nutzen, den rechtschaffene Aerzte stiften wollen, am meisten verhindern, durch ein Buch auszurotten, dessen angenehme Schreibart es bald in die Hände des ganzen Publici bringen muste. Wir meynen die Vorurtheile in der Lebensordnung, die Vorurtheile beym Gebrauch vieler beliebten aber schädlichen Speisen und Getränke, die Vorurtheile in dem Verhalten der Kranken beym Anfange und bey der Dauer vieler Krankheiten; Vorurtheile die allerseits so grausame Wirkungen auf die menschliche Gesundheit haben. Es ist wahr bey diesen einzelnen Blättern des Arztes fielen uns Zweifel bey, und endlich wurden diese Zweifel in ein wirkliches Mißfallen verwandelt, als wir sahen, daß der

Arzt,

Arzt, welcher glaubte die Bestreitung aller diätetischen Vorurtheile erschöpft zu haben, in den letzeren Theilen sogar die wirkliche Kur der Krankheiten zu beschreiben anfing. Dieses kann, unserer Einsicht nach, mehr Schaden als Nutzen stiften. Wir wollen unsere Gedanken hierüber in wenigen Anmerkungen entdecken.

1) Der Herr V. meynet zwar, da doch die Pfuscher nicht zu vertreiben wären, so wär es wenigstens zu wünschen, daß sie ihre Art des Verfahrens aus bewährten medicinischen Büchern schöpften. Diß würde wahr seyn, wenn nicht zum Unglük eine halbrichtige medicinische Wissenschaft eben so gefährlich wäre, als eine ganz falsche. Unwissende Pfuscher können eben so viel Unglük anrichten, wenn sie ein gutes Medicament, und eine gute Methode am unrechten Orte anwenden, als wenn sie ganz tadelhafter sich bedienen. Zudem lesen nicht allein seinwollende Aerzte, sondern auch die Kranken. Und erhalten nicht daher 2) die Kranken mehrern Stoff ihren Aerzten zu widersprechen, und sich ihren Verordnungen zu widersetzen? oder wird nicht die Eigenliebe vieles besser zu wissen, durch den überall ausgestreuten guten Rath unvermerkt genährt und verstärkt? 3) Der Mangel einer genauen Einsicht und Prüfungen in Sachen die man in ihrem ganzen Zusammenhang nicht kennt, schadet nirgends so sehr als in der Arzneykunst. Ein Freund des Arztes (denn deren giebt es viele) rathet dem andern dieses oder jenes Mittel auf sein Wort zu gebrauchen, weil es ihm in dem nemlichen Zufalle geholfen. Grund genug

 sich

sich augenblicklich dazu zu entschliessen. Es hilft nicht. Was schadet es! In andern Fällen geht es nicht besser, wenn ein Bad dieses Jahr ohne Wirkung gewesen, soll man das folgende wiederkommen, man muß mit dem Gebrauch anhalten, thun zwey Doses nichts, so nimmt drey, vier und mehrere. Zum Unglück richten auch diese nichts aus, die Umstände verschlimmern sich, es wird der ordentliche Arzt geholt. Dieser beklagt sich nach Untersuchung der Umstände, daß man ihm die erste und bequemste Zeit geraubt, den Ausbruch der Krankheit zu ersticken, er beweist, daß sich der Kranke in der Empfindung seines Uebels völlig betrogen, und es ist zu leicht zu vermuthen, daß man bey dem Geständnisse, ein guter Freund habe ein sicheres Mittel aus der Wochenschrift garantirt, den Arzt nicht willkommen heissen wird. Die Empfindungen eines Zufalls, eines Schmerzens sind betrieglich, so genau sie auch mit einander übereinzustimmen scheinen, ihre Untersuchung entgeht nicht nur den Kranken, sondern auch oft dem kurzsichtigern Arzt. 4) Wäre es nicht besser statt des Arztes dem verständigern Zimmermanns Erfahrungen vorzuschlagen und den Arzt zu bitten die Erklärung darüber dem Ungelehrten als eine wahre Wohlthat zukommen zu lassen? 5) Würde der Herr Verfasser ausser dem Lobe das er wirklich und mit Recht verdienet, noch ein weit grösseres verdienen, wenn Er, anstatt seine Hülfe als Arzt in einer Wochenschrift allzu willfährig und dienstfertig einem jeden anzubieten, die ganze Sammlung seiner Auszüge, Erfahrungen und guten Rathsertheilungen nach des berühmten Tissots

Bey-

Beyspiel in ein Buch gefaßt und herausgegeben hätte.

E.

IV.

Das theure Abendmahl unsers Herrn Jesu Christi, angepriesen und mit einem Anhang von der Privat-Communion, wie auch einer Vorrede von der Historie dieses Glaubensartikels begleitet, von Heinrich Christoph Nebel, Evangelischen Prediger in Worms. Frankfurt und Leipzig, in der Fleischerschen Buchhandlung. 1764. 8. 2 Alph. 10 Bogen, die Vorrede 10½ Bogen.

Wer in unsern Tagen zur Aufnahme des Christenthums, und besonders Bücher zur Privatandacht schreiben will, der sollte sich doch ja der vielen verblümten und figürlichen Redensarten, die unsern Vätern so geläufig waren, enthalten und davor sorgen, daß die Wahrheit in einem deutlichen Lichte begreiflich und faßlich vorgestellt würde. Was hilft alle Andacht, wenn sie nicht lauter und verständlich ist, noch mehr, wenn der gesunde Verstand sogar dabey Gewalt leidet? Wird für den gereinigten Glauben und das praktische Christenthum irgend ein reeller Nutzen daraus erwachsen? Die Religion will deutlich erkannt; ihr großer Werth mit dem Herzen empfunden und ihre ganze Stärke dem Gewissen andringend gemacht seyn, wenn sie in unsern hellen Zeiten dem Un-

glauben wehren und bessern soll. Ein Gottesgelehrter, der in Schriften zur Erbauung die richtige Bestimmung seiner Begriffe oder den klaren Ausdruk vernachläßigt, jeden Gedanken nicht in sein gehöriges Licht sezt und die empfindungsvolle Sprache des Herzens nicht zu reden weis, dagegen immer am unrechten Ort uneigentliche Redensarten gebraucht und seine Gedanken in eitel Wolken von Metaphern und Hyperbeln einhüllet, der streicht in die Luft, wenn er gleich den guten Vorsatz hat, die Wahrheit zu verfechten.

Der Verfasser der angezeigten weitläuftigen Schrift vom Abendmahl, welche ein erbauliches Communionbuch seyn soll, hat bald das eine bald das andere aus der Acht gelassen. Man kann diese unter den Protestanten noch immer streitige Lehre nicht vollständiger abhandeln, als er unter vier Abtheilungen gethan hat, worinn aber einerley unendlich oft wiederholt wird. In dem ersten Theil lieset man Betrachtungen über die Stiftung des heil. Abendmahls, in dem zweyten über dessen eigentliche Natur und Beschaffenheit, in dem dritten über dessen Segen, und in dem vierten über die rechte Zubereitung zu demselben. Der Anhang enthält Gedanken von der Privatcommunion. Es wird nicht schaden, wenn wir unsre Beurtheilung dieser Schrift von hinten anfangen. Der V. äussert über die Privatcommunion keine ganz unreife Gedanken, ob er indessen gleich die Fälle, wo sie zuläßig seyn soll, genau bestimmt, so ist er doch unserer Meynung nach zu freygebig damit. Er will, z. E. ein Prediger soll dem frommen Christen, der

öffent-

öffentlich mit der Gemeinde nicht anders als alle sechs, acht oder zwölf Wochen communiciren kann, oder, wenn er es auch alle Sonntage könnte, doch Bedenken trägt, der Gewohnheit zuwider das heilige Abendmahl so sehr häufig in der Kirche zu geniessen, gleichwohl zu mehreren malen ein dringendes Verlangen darnach hat, durch eine Privatcommunion darunter willfahren, wenn nur noch einige ähnlich gesinnte gläubige Seelen es mit ihm halten.

Er führt unterschiedene Gründe vor seine Meynung an, unter andern beruft er sich auf das Beyspiel der ersten Christen, welche häufig und wohl alle Tage, bald in diesen bald in jenen Häusern, ja bey allen ihren Zusammenkünften besonders unter den Verfolgungen, das Brod brachen und nicht abliessen, das Gedächtniß des Todes Jesu zu begehen. Aber jene Liebesmahle der Alten waren von unsern Communionen wohl sehr unterschieden, wie bekannt ist. Und wenn wir auch alles, was Herr N. anführt, zugeben, so bleibt doch immer die Frage übrig: ob nicht bey einem sonst gut gesinnten Christen, der ohn Unterlaß eine Begierde nach dem heiligen Abendmahl bezeiget, eine gewisse falsche Idee von dessen Natur und Verbindlichkeit oder ein heiliger Aberglaube in Ansehung seiner Wirkungen zum Grunde liege? Und welcher Prediger kann denn ausmachen, ob sein vorgegebenes Verlangen auf Wahn und Einbildung oder auf verständlichen Glauben beruhe? Im ersten Fall würde er ja groß Unrecht haben, wenn er nachgäbe und den andern können wir uns kaum vorstellen. Wir wollen

anderer Gegengründe izt nicht gedenken. Das merkwürdigste in diesem ganzen Anhange ist ein lateinisches Originalschreiben des römischen Pabstes Leo des zehnten, an den Magistrat zu Worms, worinn er befiehlt, daß der dortige Scharfrichter nicht öffentlich, sondern einmal des Jahrs, auf Ostern, heimlich, zur Verhütung alles Aergernisses unter dem Volk, das Abendmahl empfangen solle.

In den beyden lezten Theilen sagt der V. sehr viel gutes. Besonders wider den Misbrauch des Sacraments und die vermeynte Werkheiligkeit der Christen bey dieser Handlung. In den beyden ersten bleibt es beym alten. Die lutherische Kirche siegt abermals und hat den rechten Glauben. Die Erklärungen der Catholiken und Reformirten, zwischen welchen doch ein gewaltiger Unterschied ist, sind ihm gleich gräuliche und gefährliche Abwege. Wenn Herr N. sich nur allenthalben in den ganz klaren und aus dem Zusammenhange gar leicht zu erkennenden Sinn der heiligen Schrift gehalten und keine gezwungene Auslegungen gemacht hätte! Diese schreibt die Stiftung des Abendmahls bey allen Evangelisten der Person des Erlösers allein zu, ohne des Vaters und heiligen Geistes zu gedenken. Aber der V. geht darinn von ihr ab. Und von der Stelle Joh. 6. wer mein Fleisch isset ꝛc. ist wohl evident erweislich, daß darinn gar nicht vom Abendmahl die Rede sey, und sie also in dieser Lehre nichts erweisen könne. Er aber nimmt das Gegentheil als ausgemacht an und zieht sie immer dahin; wie er denn überhaupt von den deutli-

lichern Erklärungen, welche die größern Gottesgelehrten der lutherschen Kirche, als der sel. Baumgarten und andere iztlebende erleuchtete Männer, in dieser Lehre gegeben haben, sehr weit abgeht. Das wundert uns nun gar nicht von einem Manne, der den Gebrauch der naseweisen Vernunft, die er Unvernunft schilt, in solchen Glaubensartickeln auf keine Weise verstatten will, sondern eine blinde Annehmung dessen, wovon man nicht überzeugt ist, verlangt. Ein guter Köhlerglaube, den Gott von keinem vernünftigen Wesen verlangt. Aber das muß er sich doch auch nicht einbilden, daß alle Verwandte der Augspurgischen Confeßion mit ihm einstimmig denken und sein Glaube eigentlich der Glaube der ganzen lutherschen Kirche sey. Wie wenig ausgebildet seine Begriffe vom Abendmahl sind und unter was für figürlichen Bildern er davon rede, das mögen nur ein Paar Stellen, mit denen unzählige andere gleich lauten, beweisen. „Das Brod sagt er S. 206, wird mit dem „Munde empfangen, gekauet, heruntergeschlukt und „verdauet und wie andere Speise mit dem Leibe vereinigt. Der Leib Jesu Christi aber, den wir zugleich mit dem Brode mit unserm Munde empfangen, vereinigt sich durch den Glauben mit „unserm inwendigen Menschen, mit dem Geist, „welcher dadurch kräftig gestärkt wird„ — eine neue völlige Unbegreiflichkeit! Mögte man doch lieber gar nicht erklären, als daß man es so ungeschikt machte — „wovon sich denn der Segen auch gar oft über unsern „Leib zu seiner Erquickung und Stärkung ausbreitet.„

Das muß alsdenn von der Einbildungskraft des Communicanten herrühren, deren Einfluß auf den Körper bekanntermaßen nicht geringe ist, aber es kan als keine unmittelbare Wirkung des Sacraments angesehen werden, wofern wir nicht dem gröbsten Aberglauben Vorschub thun wollen. S. 209. heißt es: „Das Blut „im heiligen Abendmahl ist dasselbe Blut, das Christus der Herr bey seiner Menschwerdung im Jungfräulichen Leibe Mariä angenommen, dessen Theil er „in seiner Beschneidung zum Angeld vergossen, das er „hernach in seinem heiligen Lebenswandel in seinem Herzen und Adern getragen und das er zulezt in seinem „schweren Leiden, besonders als das Lamm Gottes, das „der Welt Sünde getragen und für uns geschlachtet „worden, am Kreuz für uns vergossen hat, da er es „durch die Eröfnung seiner Seite bis auf den lezten „Tropfen für uns ausgeschüttet, hergegeben und als „die Ranzion für unsre Seelen in dem Heiligthum Gottes niedergelegt hat; das er aber auch bey seiner „Auferstehung wieder gesammelt, verklärt, in seine „verklärte Adern auf- mit gen Himmel genommen, auf „den Thron der Gottheit erhöhet, und wie seine ganze „Menschheit der göttlichen Ehre theilhaftig gemacht. „Da ist es nun im Heiligthum und redet für uns auf „eine göttlich vollkommne Weise. Dieses sein wahres „wesentliches für uns vergossenes Opferblut ist es, das „wir im heiligen Abendmahl mit dem gesegneten Wein „empfangen.„ — Um Gottes willen, wo geräth der Mann hin? Die Fiction geht uns zu weit. Er hat doch nicht ehedem zur römischen Kirche gehört, daß derselben rohe Begriffe ihm noch ankleben? So haben

uns doch unsre ersten Lehrer, die gleichwol ächte Lutheraner waren, niemals unterrichtet. S. 213. und 214. wird gesagt: „Daß der Herr Jesus im heiligen Abend„mal Wirth und Speise, Hirt und Weide sey. An „Brod und Wein, die edelsten Wohlthaten in der Na„tur, nicht zu gedenken, so bekommen wir da den „Herrn Jesus selbst, mit ihm seinen Vater und heili„Geist.„ — Sind das biblische Vorstellungen? — „Da geht es also recht prächtig her, wenn der Sohn „Gottes und wir mit ihm Abendmahl halten. Er sel„ber kommt denn wahrhaftig zu uns, denn er kan von „seinen Leib und Blut nicht getrennt werden.„ An einem andern Ort heißt es: „der göttliche Friede ist „ein schön Tractament auf der Gnadentafel Jesu.„ — Man sage einmal, ob man bey solchen Vorstellungen etwas verständlich denken und Gott vernünftig dienen könne. Wie lange wird man doch noch fortfahren, sogar in der aufgeklärten Kirche die armen gemeinen Christen in eine verworrene und blinde Andacht bey diesem sel. Gedächtnißmahl Jesu recht geflissentlich hineinzuführen? welches von den heilsamsten Folgen für unsern Glauben und die moralische Besserung unsers Herzens ist, wenn es unter dem heitern Bewustseyn der göttlichen Gnadenwohlthaten in J. C. und mit so deutlichen Vorstelluugen der unendlichen Verdienste unsers Mittlers um die Glükseligkeit der Menschen, wie die Apostel es hielten, auch von uns gehalten wird. Da der V. in Schriften so redet, die er durchzudenken Zeit hatte, so kan man sich vorstellen, was er im Beichtstuhl und vor dem Altar, aus dem Stegegreif für

schöne

schöne und gründliche Sachen sagen muß. Um in keine unnöthige Weitläuftigkeit zu gerathen, mag es bey diesen angeführten Stellen sein Bewenden haben.

Was die Vorrede anbetrift, so enthält selbige eine ausführliche Geschichte des Lehrbegrifs vom heiligen Abendmahl, wie er von der Apostel-Zeiten an durch alle Jahrhunderte abgewechselt hat. Für gemeine Leser kann sie nicht aufgesezt seyn, denn die würden sich hier mit einer Fluth von Kezernamen in aner und isten, bey denen sie nichts dächten, überschwemmt sehen. Anfänger in der Kirchenhistorie können manches daraus lernen. Der V. will darinn behaupten, die rechtgläubige christliche Kirche hätte von Anfang an durch alle diese verschiedene Zeitperioden die Erklärungen der lutherschen Confeßion angenommen. Allein was wußten wohl die Apostel, über deren mit den Einsetzungsworten verknüpften Sinn die beyden protestantischen Partheyen eben noch streitig sind, und deren Glaube eine so edle Einfalt und Reinigkeit hatte, was wusten doch die sammt ihren gepflanzten christlichen Gemeinden von unsern heutigen Schulerklärungen? Der Geist Gottes hat sie darinn nirgends unterwiesen. Man kann wohl eben so wenig sagen, daß sie luthersch als daß sie reformirt dabey gedacht hätten. Sie erinnerten sich dabey mit großer Innbrunst ihres Herrn und Meisters und begingen das feyerliche Gedächtniß seines Todes, im Glauben an seine Lehre und mit herzlicher Liebe unter einander. Das ist wohl alles, was wir davon bestimmtes ausmachen können. Aber die Kirchenväter der ersten acht hundert Jahre? Ja, die haben alle nach des V. Meinung, so viel ihrer recht-

gläu-

gläubig gewesen, die Gegenwart des wesentlichen Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geglaubt; — ein unbequemes Wort! das Wesen der Körper besteht in der Art ihrer Zusammensetzung. Und denn ist also der räumliche und ausgedehnte Leib da, dem die Vernunft, die symbolischen Bücher und Herr N. selbst widersprechen. Warum lassen wir denn dergleichen Beiwörter nicht ganz weg, da der Heiland selbst, keines gebraucht hat? Wollen wir denn klüger seyn als er und bestimmen, was er unbestimmt gelassen? Hielten wir uns lediglich an die Worte des göttlichen Stifters: Das thut zu meinem Gedächtniß, so würde aller Streit ein Ende haben und durch den würdigen Gebrauch dieses Gedächtnißmahls Jesu, Glauben und Gottseligkeit unendlich gewinnen. Aber so wollen wir die wesentliche Beschaffenheit des Sacraments erklären und verwickeln uns dadurch in Schwierigkeiten, aus denen wir nicht wieder zurük können, zum offenbaren Nachtheil der großen und weisen Absicht, die der Erlöser dadurch erreicht wissen wollte.

Aber wieder auf unsern Verf. zu kommen. Er meint, der allein wahre Glaube von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl würde nach der göttlichen Vorsorge für dessen Aufrechthaltung immer in der ganzen Christenheit allgemein geblieben seyn, wenn der Satan, der als ein schlauer und arglistiger Feind, ein Sacrament, welches ihm so nachtheilig war, verstimmeln wollte, dem lieben Gott nicht immer sein Werk verdorben hätte. Wir wünschten herzlich, daß er solche Gegensätze,

welche

welche einfältige Leute in grobe Irrthümer leiten können, lieber völlig weggelassen hätte. So lange die eigene Thorheit und der Aberwiz der Menschen hinreicht, diese und jene Erscheinung in der moralischen Welt natürlich zu erklären, so lange brauchen wir diesen bösen Feind nicht, um seine Bestrebungen der allmächtigen Gottheit als ein ewiges Hinderniß entgegen zu setzen. Die heilige Schrift, wenn wir sie recht verstehen, giebt uns dazu gar keine Befugniß. — Herr N. führt zum Beweisse, daß die Gegenwart des wahrhaften Leibes und Blutes Christi im Abendmahl durch mehr als acht Jahrhunderte von der ganzen wahren Kirche angenommen worden, gehäufte Zeugnisse aus den Schriften und Apologien der Kirchenväter an. Das wäre nun recht gut, wenn nur ihre Ausdrücke und Vorstellungen, wie er selbst mehrmals gesteht, nicht gröstentheils so ungeschikt, mystisch und grob wären, daß sich gar kein gesunder Begrif damit verknüpfen läßt. Und denn sind viele von diesen patristischen Aussprüchen so sehr auf Schrauben gesezt, daß man sie allenfalls auf papistisch, lutherisch und reformirt, wie man will, erklären kan. Eben derselbe Kirchenlehrer schreibt darüber in dem einen Buche und an dem einen Orte so und an dem andern wieder anders. Was läßt sich daraus gewisses erweisen? Und woher weis denn der V. daß unter dieser dunkeln und verwirrten Sprache die Wahrheit verborgen liege? daß das mutare, transmutare, transumere und convertere der Alten in der Bedeutung zu nehmen sey, wie er es haben will? Er mag sagen, was er will, in den dunkeln Epochen des zehnten, eilften, zwölften u. s. w.

Jahrhunderts finden wir überaus wenig Spüren des nachmaligen Lutherthums, was diese Lehre betrift. Nach Radberts und Berengars Zeiten glaubte alles entweder die Transsubstantiation oder den bedeutenden Genuß des Brods und Weins. Herr N. gesteht selbst, daß die wahre Kirche Christi damals bey denen in allen Ländern zerstreuten Waldensern gewesen sey und die wären seiner eigenen Aussage nach in der Lehre vom Abendmahl mehrentheils alle reformirt gesinnt. Aus diesem Grunde läßt sich nun freylich noch nichts für die Richtigkeit der reformirten Erklärungsart schliessen, aber das folgt doch daraus, daß der luthersche Lehrbegrif nicht immer der herrschende in der wahren christlichen Kirche gewesen sey. Wir hätten viel schwache Gründe und Zeugnisse in dieser Geschichte weggelassen, wenn wir in des Verfassers Stelle gewesen wären. Schwache Beweisgründe für eine Lehre werden von der einen und der andern Parthey verachtet, und richten nur unnützen Hader an. Das haben wir an der heumannischen Schrift gesehen, die der V. vor der Herausgabe seines Buchs noch nicht muß gelesen haben, sonst wäre sie in der Vorrede auch wohl ein wenig geschimpft worden. Und denn dreht man sich ja in einen ewigen Zirkel herum, wenn man das schon als erwiesen annimmt, was man erst bündig beweisen sollte. Kan es übrigens dem Herrn N. zu einiger Entschuldigung gereichen — doch nein, das kan es nicht — so wollen wir damit schliessen, daß er sich vielleicht hie und da besser würde erklärt und ausgedrückt haben, wenn er sich bey seiner patristischen Belesenheit mit den

Vorstellungen und Ausdrücken der dunkeln Kirchenväter nicht zu sehr hätte familiarisirt gehabt.

C.

V.

Der Christe, ein Soldat unter den heidnischen Kaisern, in der Geschichte des Kriegs-Obersten Moritz und der thebäischen Legion, der vermeinten Märtyrer, beleuchtet und von allen Seiten aus kritischen Gründen in XXIV. Briefen aufgeklärt von Phileuterio. Frankfurt und Leipzig. 1765. 8. 1 Alph. 1 Bogen, nebst 1 Bogen Zuschrift und Vorrede.

Eine lesenswürdige Schrift, zu welcher der Streit Anlaß gegeben hat, der vor etlichen Jahren zwischen einigen schweitzerischen Gelehrten über die fabelhafte Geschichte der thebäischen Legion ist geführt worden. Herr von Balthasar in Lucern und Herr Prof. Spreng sind die Hauptpersonen in diesem Federkriege. Die sonst so verdienstvollen Herrn Breitinger und Bodmer sollen es mit dem ersten halten und nach dem zweiten Briefe, der ein wenig zu bitter geschrieben ist, den Streit angezettelt haben. Der V. hat seinen Namen verborgen. Ein gelehrter Engelländer giebt vor, er habe diese Briefe von seinen Reisen in der Schweitz mitgebracht und schicke selbige bey seiner Rückreise von Hamburg nach Engelland dem Herausgeber zu, mit der Bitte, sie wegen ihrer Gründlich-

lichkeit bekannt machen zu lassen. Sie verdienten es auch. Philenterius sey wer er sey, so war er mit aller dazu nöthigen Belesenheit, Geschichtskunde und Schärfe einer gesunden Kritik ausgerüstet, um die uralte und durch viele Jahrhunderte geglaubte Geschichte der thebäischen Legion mit ihrem Anführer Moriz auf einmal zu Boden zu stürzen. Er bemüht sich, seine Urtheile von dieser Sache auf gewisse Gründe zu setzen, und braucht alle Vorsichtigkeit, um in seiner Untersuchung sichere Schritte zu thun. Die Briefe sind aufgeweckt und munter geschrieben und ihr Inhalt ist kürzlich folgender:

Der V. geht bis auf den Grund und beweist aus augenscheinlich richtigen Gründen, daß die ganze Erzählung von diesen Märtyrern der christlichen Religion untergeschoben sey, und selbst gelehrte Catholicken nicht allem, was man von ihnen gesagt hat, Glauben beygemessen haben. Er läugnet nicht, daß es drey römische thebäische Legionen gegeben habe, worunter auch einige Christen gewesen seyn können, die aber nicht als Christen angeworben worden, sondern erst als Soldaten den christlichen Glauben angenommen haben; beweist indessen aus der damaligen Beschaffenheit des römischen Soldatenstandes, da die Römer nicht einmal Christen unter ihre Kriegsvölker dulten wollten; aus denen damit verbundenen heidnischen Eydschwüren und abgöttischen Opfern bey Antretung der Dienste; aus dem Abscheu, welchen die Christen der ersten Zeit wider diesen Stand und wider alle Eydschwüre überhaupt hatten, daß damals unmöglich ganze Legionen

aus lauter Christen haben bestehen können. — Beyläufig wird von der donnernden Legion und der Leichtgläubigkeit der Kirchenväter in dieser Sache gehandelt. — Die erste Nachricht von der thebäischen Legion und ihrem Märtyrerthum kan unmöglich den Eucherius, Bischof zu Lyon, dem sie zugeschrieben wird, sondern muß einen andern Legendenschreiber, etwa einen Klosterbruder aus den folgenden Zeiten, zum Urheber haben. Die Legende selbst, welche behauptet, daß die ganze heilige Legion bey St. Maurice, ehedem Agaunum, im Walliser Lande durch Kaiser Maximinian wäre hingerichtet worden, enthält Widersprüche. Eine andere versezt die Blutbühne nach Trier. — Die Zeiten, da Maximinian noch als römischer König die Bagauden, die keine Christen, sondern Aufrührer waren, im Jahr 285. bekriegen müssen, und da die große Verfolgung unter dem Diocletian angegangen, welches im Jahr 303. geschahe, reimen sich gar nicht zu der Epoche, in welche die Legendenfreunde das Märtyrerthum des Moritz und seiner Legion setzen. — Die Acten der Kirchenversammlung zu Agaunum und der Stiftung des dasigen Klosters haben offenbare Kennzeichen, daß sie falsch und untergeschoben sind. — Die Legion soll ganz niedergemetzelt seyn und doch will man an hundert Orten der Welt Heilige und Märtyrer aus ihr haben. — Die Geschichtschreiber, welche um selbige Zeit oder kurz nachher lebten, aus dem dritten und vierten Jahrhundert, als Lactantius, Eusebius, Basilius, Orosius, schweigen gänzlich von einer so merkwürdigen Begebenheit, da sie gleichwohl von den Märty-

rern

tern und den Verfolgungen im Orient und Occident ausführliche Nachricht geben. — Ueber Gallien ergieng nicht einmal mit andern Ländern zu gleicher Zeit eine Verfolgung, weil Constantius, der daselbst im Namen des Kaisers regierte, den Christen hold war und ihre Bethäuser zwar einreissen, sie selbst aber nicht ermorden ließ. — Die Nachrichten aus den mittlern Zeiten von der thebäischen Legion sind unrichtig und beweisen nichts. Die catholischen und protestantischen Zeugnisse der neuern Zeit noch weniger. — Dubourdieu hat nicht durchgehends mit den stärksten Waffen gegen die Fabel gestritten, aber Delisle hat sie noch schwächer vertheidigt. Der V. prüft in dem lezten Briefe ihre beyderseitigen Urtheile.

Das große Uebergewicht aller angeführten Gründe läßt gar keinen Zweifel übrig, daß Phileuterius recht habe, wenn er der thebäischen Legion ihre Wirklichkeit zur Zeit Maximinians zugesteht, aber leugnet, daß sie ganz aus Christen bestanden habe und bey Agaunum in dem Kriege gegen die Bagauden oder zur Zeit der lezten großen Verfolgung hingerichtet worden sey. Er schmälert freylich dadurch die Märtyrerregister der Catholicken um etliche hundert Heilige, aber selbst Päbste und andere Gelehrte der römischen Kirche haben schon an deren Untrieglichkeit gezweifelt und mehr als einen Märtyrer daraus ausgemerzt. — Man kan nichts angenehmers und gründlichers über diese Materie lesen, die noch nie mit so viel Vernunft und Scharfsinn untersucht worden. Der V. sagt den helvetischen neuen Vertheidigern der Legende zuweilen aufrichtig die Wahrheit, läßt aber ihren übrigen Ver-

dienstem Gerechtigkeit widerfahren, und schreibt, den zweyten Brief ausgenommen, der wohl glimpflicher hätte seyn können und gar nicht zur Sache gehörige Personalien berührt, ganz moderat. — Den Beschluß macht eine entscheidende Zugabe, worin die Urtheile einiger protestantischen neuern Gelehrten, die die hergebrachte Erzählung von der thebäischen Legion verworfen haben, als der selige Abt Mosheim, vorgetragen und über den le Cointe und Fleury, nebst andern dahin gehörigen Sachen einige Anmerkungen gemacht werden. — Der Herausgeber, der sich in der Zuschrift H. C. J. unterschreibt, muß nach einigen Stellen der Dedication zu urtheilen, ein ganz witziger Mann seyn. Aber vor dem Herzoglich Braunschweigischen Herrn Obersten von Roth und Herrn Oberauditeur Prätorius kriecht er in den demüthigsten Lobsprüchen, erzählt ihnen ihren eigenen Lebenslauf und nennet ihnen ihre Großväter, Väter, Gemahlinnen und Brüder auf so einer abgeschmakten Art, daß diese Herrn ihn nothwendig haben auslachen müssen.

C.

VI.

Demosthenis und Aeschinis Reden, verdeutschet und mit den nöthigen Anmerkungen erläutert, von D. Johann Jacob Reiske. Zweyter Band. Lemgo, in der Mayerschen Buchhandlung, 1765. 8. 2 Alph. 7 Bogen.

Wir finden in diesem zweyten Bande unser bey dem erstern geäussertes Urtheil mehr bestätiget, als wir es zum Besten des Demosthe-

nes

nes sowohl, als seines Uebersetzers wünschten: Eben die Gelehrsamkeit, Kenntniß der griechischen Sprache — eben die Rauhigkeit, Niedrigkeit, Unanständigkeit in der deutschen; eben das Unrednerische und Unattische. Bey der Rede wider den Aeschines, welche die erste in diesem Bande ist, war uns im voraus bange; sie ist mit einer republicanischen Zügellosigkeit der Zunge geschrieben; und nunmehr in einem solchen Deutschen ausgedrückt, daß ein paar Kärner, welche in das Handgemenge gerathen, sich derselben mit Vortheil bedienen, und einer den andern durch die Rauhigkeit und den Nachdruck der Schimpfwörter in Erstaunen setzen würden. Allerdings ist dieß eine von den nachtheiligen Umständen, in welchen sich besonders unsre Sprache befindet, daß unter dem Pöbel eine Menge nachdrücklicher, viel bedeutender Wörter üblich ist, denen man oft in der feinern Sprache kein völlig gleichgeltendes an die Seite setzen kan, und die doch gleichwohl auf der andern Seite so unanständig, eckel, niederträchtig sind, daß man eine ganz eigene Art der Empfindung haben muß, um nicht einzusehen, daß die Stärke und der Reichthum unsrer Sprache, und das eigentliche des Ausdrucks unmöglich darinnen zu suchen seyn kan. Gedachte Rede wider den Aeschines ist von S. 80. an Demosthenis Klage über Aeschinis Gesandschaft überschrieben; ihr wird die Verantwortung des Aeschines und Vertheidigung seiner Gesandschaft beygefüget. Auf diese folget eben dieses Aeschines Rede wider dem Ctesiphon, welcher einen Vorschlag an das Volk gebracht hatte, dem Demosthenes für seine dem Staat erwiesene Dienste

mit einer güldenen Krone zu beehren. Auch diese Rede ist auf sonderbare Weise überschrieben: Aeschinis Streit und Kampf wider Demosthenis Krönung; so wie die vom Demosthenes pro Corona, Demosthenis Krieg für seine Krönung. Diese, nebst sechs Briefen des Demosthenes, beschliessen diesen Band, und wie sehr wünschten wir, wir könnten sagen, zugleich die Uebersetzung der Demosthenischen Schriften. Wir wenden unsre Augen von ihnen ab, und sehen mit Verlangen demjenigen Theile entgegen, in welchem der Herr D. Reiske alles dem Demosthenes zugefügte Unrecht ersetzen und die versprochene Einleitung in die Demosthenischen Werke beyfügen wird. Dieser große Schriftsteller wird von der weitläufigen Gelehrsamkeit des Herrn D. Reiske Erläuterungen erhalten, welche die Wolken vielleicht zum Theile vertreiben, die diese Uebersetzung über den Ruhm seiner Beredsamkeit verbreitet hat.

L.

VII.

Johann Stephan Pütters, Königl. Großbrittannischen Churfürstl. Braunschw. Füneb. Hofraths, und ordentlichen Lehrers des Staatsrechts zu Göttingen, Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte, von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhök, 1765. 22 Bogen in 8.

Obgleich Göttingen unter die jüngsten Universitäten gehört; so giebt sie doch bereits Stoff genug zu einer Geschichte an die Hand. Die besondere Veranlassung aber zu dieser Schrift ist darinne zu suchen, daß man öfters Nachrichten von dieser Universität verlangt hat, die doch in Briefen nicht ausführlich genug ertheilet werden können, und daher durch gegenwärtige Beschreibung derselben ersezt werden, bis etwan neue Veränderungen, die sich mit ihr zutragen dürften, eine Fortsetzung davon erfordern. Zugleich genießt die Universität dabey des Vortheils, daß dieser Abriß von ihrem stets blühenden Zustande ihr desto häuffigere Freunde und Besuche zuführet.

Der Herr Verf. hat in einer fruchtbaren Kürze, alles merkwürdige zusammengefaßt. Er hat weder die historischen Nachrichten von der Stadt und Universität überhaupt, noch die Geschichte ihrer Lehrer, nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften, und zwar theils der Verstorbenen, theils der anderwärts beförderten oder sonst abgegangenen, noch lebenden, theils der jezt daselbst befindlichen, vergessen, doch ohne das eigenthümliche Verdienst eines jeden um die Wissenschaften zu bestimmen, welches freylich ein auswärtiger Schriftsteller, füglicher würde thun können. Er beschreibt die Universitäts-Gebäude, die öffentliche Bibliothek, und andere gelehrte Anstalten und Gesellschaften zu Göttingen, die Einrichtung der Vorlesungen und anderer academischer Beschäftigungen, endlich auch die übrige Einrichtung der Stadt in Policey, Disciplin, Religions-Uebung und öconomi-

schen Dingen. Diese Nachrichten sind so genau, und erstrecken sich auf so viele kleine, aber für einen daselbst Studierenden nicht unerhebliche Umstände, daß man schwerlich etwas vermissen wird, hingegen aber auch vieles ziemlich uninteressant finden muß. Der Plan der Stadt ist neben dem Titel, und die Universitäts-Gebäude nebst andern Aussichten, sind in Vignetten vorgestellet.

Wir werden dieser Beschreibung weiter nicht nachfolgen: vieles ist darinne zu neu, als daß es unbekannt seyn könnte, und die würdigen Männer, welche daselbst gelehret haben, oder noch lehren, dürfen wir am wenigsten nennen. Hingegen wollen wir einige Züge, die uns in der Geschichte einer Universität wesentlich zu seyn scheinen, beybringen. Indem der Herr Hofrath Pütter von dem Antheil zu reden anfängt, den sich die dasige Universität an dem gegenwärtigen Zustande der Gelehrsamkeit im Ganzen zueignen könne: so schreibt er folgendergestalt: „Wenn „es 1) dem Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen ist, einem mit willkührlichen Begriffen, Hypothesen und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen, „und zuletzt nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen Geschmacke sich entgegen zu setzen, und dagegen Belesenheit, Litteratur, „Philologie, Critik, Historie, Erfahrung, Gebrauch „brauch der Quellen, und Mathematik mit einer gesunden Philosophie zu verbinden: so hat vielleicht „Göttingen einigen Antheil an der Ehre eines solchergestalt gebesserten oder geretteten Geschmacks. Was

hin-

„hingegen, 2) möglich gewesen, in allen Theilen der „Wissenschaften bey dem academischen Unterrichte gleich „aufs Practische zu führen, das ist von je her ein vor„zügliches Augenmerk dieser Universität gewesen. Und „wenn es 3) möglich wäre, alles Pedantische von der „Gelehrsamkeit zu verbannen: so wird man Göttin„gen vielleicht mit der Zeit den Ruhm lassen, daß es „auch dazu das Seinige mit beygetragen hat.„ Das ist gewiß mehr gesagt, als ein langes Verzeichniß von Lehrbüchern und Vorlesungen; und wenn nicht so viel Wahres in diesem Lobe wäre: so möchte man mit einem Blicke auf diese und jene andere unserer deutschen Universitäten, die Antwort jenes Dollmetschers am französischen Hofe paradiren: Wenn sie das nicht gethan hat, so hätte sie es thun sollen. In der That, man sollte die Geschichte mehrerer Universitäten pragmatisch beschreiben; wäre es auch nur in der immer sehr nützlichen Absicht, um anzumerken, was die Welt und die Gelehrsamkeit durch sie gewonnen, und um Lehrenden und Lernenden auf denselben zu zeigen, was sie eigentlich zu thun haben: denn dieses weis doch der grössere Theil von ihnen nicht. Es läßt sich auch leicht einsehen, daß eine solche Geschichte auf die Entscheidung der Frage, ob wir nicht wirklich zu viel Universitäten haben, wenigstens bey ihrer sehr unvollkommenen Einrichtung zu viel Wesens davon machen, viel Einfluß haben müßte.

Noch einige Anmerkungen und Nachrichten aus diesem lesenswürdigen Buche. Die Universität Göttingen hat von Anfang an eine fast aus allen Gegenden zusammen gesuchte gelehrte Colonie ausgemacht, wo-

wovon der Vortheil, den selbst ein College von freundschaftlicher Belehrung des andern ziehen kann, sich schon oft auf manche Art vervielfältiget hat. Bey der Wahl und Beförderung der Lehrer hat man unter andern den Werth gelehrter Reisen zu schätzen gewußt. Bey Gelegenheit der von ihnen herausgegebenen Schriften, sagt der Herr Verf. unter andern: „es werden wenig Hauptwissenschaften seyn, worinne hier nicht so genannte Compendia, zum Theil auch etwas vollständigere Handbücher, geschrieben wären. So wenig aber diese Art Schriften, worinne eine ganze Wissenschaft nur in enge Gränzen eingeschlossen ist, zu gelehrten Ausführungen oder neuen Entdeckungen aufgelegt ist: so nützlich ist es, wenn Lehrer, die den edlen Trieb, auf anderer Schultern höher zu steigen, nicht unwirksam seyn lassen, lieber ihre eigene Grundsätze, als blos fremde Arbeiten in ihren Vorlesungen erklären, wenn sie anders systematisch genug denken, und Erfahrung und Geduld genug haben, um nicht etwa aus 99 Büchern von der Art nur das hunderte zu machen.„ — Die Zahl der Bände auf der Universitätsbibliothek beläuft sich jezt auf 60 tausend. Es wird ein so freyer und unbeschwerter Gebrauch von derselben verstattet, daß er selbst mit Beschwerlichkeiten und nachtheiligen Umständen für sie begleitet ist; die man aber dem allgemeinen Vortheil aufgeopfert hat. — Seit dem October 1765. hat sich auf Veranlassung und unter Direction des Herrn Professor Gatterers eine Gesellschaft dasiger Lehrer und Studierenden zu einer neuen historischen Academie vereiniget, deren Absicht theils auf Ausarbeitung histori-

scher

scher Schriften, auch deutscher Uebersetzungen alter griechischen und lateinischen Geschichtschreiber, theils insonderheit auf die Cultur der Diplomatik, und auf Bereicherung aller historischen Wissenschaften durch Hülfe der Urkunden, theils endlich auch auf Anlegung verschiedener Cabineter zum Behuf der Geographie, Heraldik, Numismatik und Diplomatik gerichtet ist. Die nähere Beschreibung dieser Academie verdient S. 273. nachgelesen zu werden. Wir wünschen ihr desto aufrichtiger allen glücklichen Fortgang, je mehr uns die würdige Bearbeitung der Geschichte von Deutschen, die dazu so viele nützliche Beyträge, aber noch so wenig Muster geliefert haben, am Herzen liegt.

Sollten wir bey diesem wirklich nützlichen Buche noch etwas erinnern, so wäre es die sehr trockene und gar nicht zusammenhängende Schreibart. Es ist auch sonderbar, daß die Nachrichten mehrentheils nur in kurzen Sätzen vorgetragen, und in vielen dazwischen stehenden Anmerkungen erkläret werden, so daß man beynahe eine Regenspurgische Deduction mit vielen Allegatis bespikt, zu sehen glaubt.

R.

VIII.

Eberhardi Tilingii, disquisitio de ratione inscriptionis XV. Psalmorum, qui dicuntur שיר המעלות seu cantici adscensionum, una cum succincta expositione earundem: Bremae ap. Ge. Lud. Foersterum MDCCLXV. 8. 13 pl.

Die-

Dieses kleine Werk ist voll von wahren und gründlichen Einsichten. Herr T. geht zuerst alle die Erklärungen durch, die die Ausleger über die Aufschrift שיר המעלות auf die Bahn gebracht. Die fabelhaften, mystischen, prophetischen, bloß witzigen, auch die wahrscheinlichen werden mit vieler Belesenheit angezeigt, geprüft und aus Gründen verworfen, an denen nichts auszusetzen ist; dann trägt der Verfasser seine Meynung vor, daß es Gesänge sind, die von der Rükkehr aus Babel ihren Namen erhalten, und beweiset sie aus der Sprache, durch Zeugnisse, endlich aus dem Innhalt selbst, welches ihm denn Gelegenheit gegeben, sie weitläuftiger zu erläutern. Unter die Sprachbeweise gehöret vornehmlich der, daß das עלה so oft von der Zurükkunft aus Babel gebraucht wird: der Innhalt ist so beschaffen, daß einige durchaus bey keiner andern Gelegenheit können verfertiget seyn, als der 121. 126. andre ungemein heßlich darauf sind, insbesondere auf die Feindseligkeiten, denen die Juden von Seiten der Samariter ausgesezt waren, als 120. 123. 124. 125. 130. und es endlich nichts widersprechendes ist zu sagen, daß die übrigen, bey welchen Salomo oder David als die Verfasser angegeben sind, dieser kleinen Sammlung von Dankliedern wegen des ähnlichen Innhalts noch beygefügt worden — So urtheilt der Verfasser mit vieler Wahrscheinlichkeit. Indeß hätten wir doch gewünscht, er hätte vor allen Dingen erwiesen, daß diese Ueberschriften den Esra zum Urheber hätten, wie er in der Vorrede ohne Beweis annimmt.

nimmt: Einem Mann von seinem Geschmak hätten wir das Urtheil am allerwenigsten zugetrauet, *extra dubitationem* aliam positum est, illas (inscriptiones) certe ab eorundem collectore, puta Esra - - esse adjectas — Wie, wenn man offenbare Gedächtnißfehler in diesen Ueberschriften aufweisen könnte? Doch er scheint selbst nicht recht mit sich einig zu seyn, und fährt daher fort — id quod saltem de egregio — XV. Psalmorum - - persuasurum me plane confido. Uns hat er nicht überredet. Wir sind völlig mit ihm einig, daß einige unter diesen Liedern, während oder nach der Babylonischen Gefangenschaft verfertiget worden; aber einige sind doch von der Art, daß es mehr allgemeine Standes- und Berufslieder, nach unserer Art zu reden, gewesen zu seyn scheinen, wie der 127. 128. andere scheinen eine so spielende Versification zu haben, daß man sie fast in spätere Jahre setzen muß, wie der 124. und was das Hauptwerk ist, so ist der 136. eben so gut erst zu den Zeiten Esrä verfertiget worden (S. Esra 3, 11. im Grundtext) und doch steht darunter das המעלות nicht. Diß hätte also, wie gesagt, eine genaue Untersuchung verdient, der auch Herr T. gewiß wäre gewachsen gewesen. Einzelne Erklärungen schwerer Stellen, als 120, 5. 121, 6. (non affliget te sol neque luna) 126, 4. haben uns wenigstens gefallen; einige als 133, 3. sind wohl zu gekünstelt, auch leidet es der Gegensaz nicht, 126, 6. zu übersetzen suffert dilationem segetis, wobey wir uns überdieß gewundert haben, zweymal für בשא, בסח zu lesen, und noch mehr hat es uns befremdet, wenn Herr T. 128, 5. das ראה

ohne

ohne etwas zu erinnern, pascere übersezt, als wenn es רעה hiesse. Es ist auch keine ebräische Construction רעה בטוב; wohl aber ראה בטוב intueri felicitatem, lateinisch plenissima frui felicitate. Dieß müsse übrigens niemand von der eignen Lesung dieser Schrift abhalten. Insbesondere empfehlen wir allen, was der Herr V. S. 45 - - 48. gegen die erinnert, die allenthalben Weissagungen sehen, und diesen selbst die kurze Abweisung S. 115. n. C.

Aber was soll man nun dem Setzer, Corrector und Buchdrucker (denn sie haben doch wohl gleiche Schuld) thun, die auf 187. S. S. wenigstens 100. Schnitzer machen?

A.

IX.

Anton Fabers neue europäische Staatskanzley, XI. und XII. Theil. Ulm, Frf. und L. 1764-65.

Es würde zu weitläuftige und größtentheils auch nicht interessant genug seyn, alle in dieser Sammlung befindliche Schriften des R. deutschen Staatsrechts anzuzeigen. Man wird sich daher, um für dismal eine Probe von dem Werke zu geben, auf die wichtigsten einschränken, künftig aber dieses Werk nur ganz kurz anzeigen. Aus dem XI. Theile gehöret dahin 1) die zu dem Fürstl. Collegialschreiben vom 24 Febr. 1764. gehörige Beylage, in welcher sich des R. Fürstl. Collegium über diejenigen

abcapitulirten Puncte des Wahlvertrags K. Carls VII. beschwert, wo allgemeine Reichsgeschäfte angeordnet werden. Eine Beschwerde die man vor Vollziehung der dem jeztregierenden Kayser vorgelegten Capitulation, wo nicht in Hoffnung des längst gesuchten Erfolgs, doch zu Verwahrung des den sämtlichen Reichsständen bey der Gesetzgebung zustehenden Befugnisses zu erneuern für nöthig hielt. 2) Eine Deduction in der Sachsen-Meiningischen Vormundschaftsstreitigkeit, für die Meynung der drey Herzoge zu Sachsen-Coburg, Gotha, und Hildburghausen, als der nächsten Agnaten, daß Herzogs Anton Ulrichs lezte Disposition nicht als ein Testament, sondern deswegen, weil die verwittwete Herzogin die in derselben den Meiningischen natürlichen Söhnen bestimmte Landesfolge zu bewirken sich reversiret hätte, als ein Vertrag oder unbenannter Contrakt anzusehen sey, folglich der darinnen an die Frau Herzogin geschehene Vormundschafts- und Regierungs-Auftrag für gültig nicht angesehen werden könne. 3) ein Churf. Collegialschluß vom 1 Aug. 1763. welcher wegen des von dem Englischen Minister Stanhope geschehenen Ansinnens, das Conclusum von 18. Novbr. 1728. dergestalt bestätiget, daß auswärtigen Gesandten, weil ihnen der repräsentirende Charakter fehlte, die den Churfürstl. ersten Bothschaftern eigenen Ehrenbezeugungen nicht ertheilet werden sollen. 4) ein Fürstl. Collegialschuß vom 5 Decbr. 1763. den Herzogl. Vorpommerischen und Hollstein-Glükstädtischen Gesandten, ohngeachtet ihre Principale gekrönte Häupter wären, dennoch kein vorzüg-

 liches

liches Ceremoniel einzuräumen, sondern sie bloß in ihrer Comitialqualität bey und ausser den collegialen Zusammenkünften zu behandeln, 5) des Hauses Baaden-Baaden Recursschreiben an die Reichsversammlung vom 28 Octobr. 1763. wo wider den Reichshofrath geklagt wird, daß derselbe auf Ansuchen des Hochstifts Speyer, welcher sieben Dörfer der Grafschaft Eberstein als Speyerische Activlehen in Anspruch nimmt, ein Rescriptum sine Clausula erlassen habe. Der Gebrauch solcher Reichsgerichtlichen Erkenntnisse, welche dem Beklagten die Befolgung schlechterdings auferlegen, sollte allezeit auf die Fälle, da entweder alle Umstände des Anbringens aus deutlichen Urkunden sich zeigen, oder wenn eine gewaltsame Turbation vorgegangen ist, eingeschränkt seyn. Aber, daß diese Vorschrift von dem Reichshofrathe oft überschritten werde, ist eine gemeinschaftliche Reichsständische Klage, und eben darüber beschwehret man sich auch Badischer Seits durch die Vorstellung, daß weder der eine noch der andere Fall wo ein Rescriptum s. C. statt finde, vorhanden sey, folglich mit der sogenannten Rechtfertigungsclausel hätte rescribiret werden sollen.

Der XII. Theil enthält vornemlich 1) Berathschlagungs-Punkte über die Cammergerichts-Visitation; wie dieselbe einzurichten seye, als z. E. daß nicht eben die ältern Revisionssachen, sondern vielmehr diejenigen, welche in die gegenwärtige Verfassung den größten Einfluß haben, zuvörderst vorgenommen werden möchten; ferner, wie den Mängeln des Reichscammergerichts abzuhelfen sey, z. E. es sollte anstatt der bisherigen Anordnung eines besondern Senats zu jeder Sache, das

ganze

ganze Cammercollegium in zween Senate abgetheilet, und vor jedem die Hälfte aller Sachen tractiret werden, ingleichen es wären künftig die Sentenzen in deutlichern Ausdrücken abzufassen, die Umstände der seit 1737. angebrachten Recurse zu untersuchen, die Einkünfte dieses Reichsgerichts, damit besonders die in dem Reichsschlusse vom Jahr 1720. festgesezte Anzahl der Cammergerichts-Beysitzer unterhalten werden könne, zu vermehren, und die ehemaligen öftern Visitationen und Revisionen wieder in Gang zu bringen. Dieser guten Vorschläge wird man sich verhoffentlich bedienen, wenn endlich einmal die seit 1713. nicht gehaltene, und in allen neuern Capitulationen Art. XVII. versprochene Cammergerichts-Untersuchung von der ausserordentlichen Reichsdeputation angestellt wird. 2) Zwo gegenseitige Schriften in der jetzigen bekandten Oßnabrückischen Sache: Die erste ist von dem Domcapitel gefertiget am 6 Aug. 1764. und kürzlich diesen Innhalts. Der König von Engelland, als Vater des minderjährigen Bischofs hat eine aus zween Räthen und zween Domherren bestehende Regierung angeordnet, welche ihm pflichtmäßig verbunden seyn, und Rechenschaft ablegen soll. Die Ritterschaft und das Städtische Collegium haben selbige für rechtmäßig erkandt, und daher dem Könige gehuldiget, auch den von ihm in die Seele des minderjährigen Bischofs abgelegten bischöflichen Eyd von ihn angenommen. Das Domcapitel hingegen prätendirt während der Minorennität die Landesregierung, und zwar vermöge des 33sten Art. der Oßnabrückischen Stiftscapitulation, wo es heißt, die Regierung möge bis zu Erlan-

gung des 20sten Jahres von dem Domcapitel geführet werden, und solle kein Stadthalter oder Administrator von Fürsten, Herren, Grafen, oder durch dero Herren Verwandte, noch sonst einigen Ausländischen angeordnet werden. Es beziehet sich hiernächst auf den Art. V. §. 17. des westphälischen Friedens, welcher sede vacante den Domcapiteln die Administration und die Ausübung der Bischöflichen Gerechtsamen zueignet. Aus diesen Gründen wird die Mitregierung den Königl. Seits eingesezten Räthen abgesprochen und nur eine consultativische Stimme zugestanden, wider des Königs Anmassung aber des Reichsconvents Intercesion gesuchet. Die andere Schrift ist wider das Domcapitel, und von einem regenspurgischen Gelehrten unterschrieben. Ein ähnlicher Fall, sagt der Verfasser, hat sich im Jahr 1587. bey dem Hochstifte Regenspurg ereignet, als Herzog Wilhelm zu Bayern, anstatt seines zum Bischof erwählten unmündigen Sohnes Wilhelms, die Landes-Administration ohne alle Einschränkung führen wollte, und darüber zwischen ihm und dem Domcapitel eine Irrung entstand, die aber durch Vermittelung des am Kayserlichen Hofe sich befindenden Päbstlichen Nuntius beygelegt ward, indem sich beyde Theile dahin vereinigten, daß des Bischofs Vater dem Domcapitel als einem von ihm abhängenden corpori, die Regierung auftrug, und demselben einige weltliche Räthe beysezte. Ohne uns für denjenigen Theil zu erklären, wider welchen der Autor ausspricht, müssen wir doch seine Vergleichung für unrichtig halten. Der Vater

des

des regenspurgischen Bischofs maßte sich der Landesadministration nicht ganz eigenmächtig an: sondern der Pabst Sixtus V. hatte ihm die Verwaltung der bischöflichen Tafelrenten aufgetragen. Daß die Landesregierung von ihm angeordnet ward, gründete sich nicht auf seinen alleinigen Willen, sondern auf den zwischen ihm und dem Domcapitel geschlossenen Vertrag. Folglich war der damalige Fall von dem jezt streitigen sehr unterschieden.

3) Fortgesezte Recursnehmung des fränkischen Creyses in der Fischbergischen Sache. Dieser Creys ist wegen der Competenz, in Ansehung des Amtes Fischberg, mit dem Oberrheinischen uneinig. Den daher in der zwischen Fulda und Sachsen-Weimar-Eisenach anhängigen Sache entstehenden Vorzug abzuwenden, hat sich der Bischof von Fulda vor dem Reichscammergerichte erbothen, das Amt Fischberg in Reichs- und Creys-Präſtanden bey beyden Creysen zu vertreten, und in Rüksicht auf dieses Anerbiethen um eine an die ausschreibenden Fürsten des fränkisch- und oberrheinischen Creyses zugleich zu richtende Executions-Comißion gebeten. Da ihm nun dießfalls, wiewohl mit Beyfügung der Clausel, ohnbeschadet des Rechts eines jeden Creyses, gewillfahret worden, so beschwehreten sich die Stände des Fränkischen Creises, unter dem Anführen, daß, weil die streitige Competenz von der Reichsversammlung noch nicht entschieden sey, und doch lediglich von derselben entschieden werden müsse, das Reichs-Cammergericht, den Reichsgesetzen und besonders der Wahlcapitulation Art. XII. §. 4. zuwider, einen Vor- und Eingriff in die Comitial-Gerecht-

samen begangen habe; wobey auch die den Fischbergischen Unterthanen durch Aufbürdung doppelter Entrichtungen entstehende nachtheilige Folgen angezeiget werden.

D.

X.

Vollständige Einleitung in die Religion und gesamte Theologie, herausgegeben von Heinrich Wilhelm Clemm, Professor an dem Gymn. Ill. Prediger an der Stiftskirche und Herzogl. Bibliothecario zu Stutgard. Dritten Bandes erstes Stück. Tübingen. Verlegts Johann Georg Cotta. 1765. 17½ Bogen in 4.

Wir würden über unsre Gränzen zurück gehen, wenn wir dieses Werk von Anfang an nachholen wollten. Doch müssen wir unsere Leser auch mit einem Manne bekannt machen, der selbst prüft, und mit einem freymüthigen und gesunden Urtheil eine nicht gemeine Belesenheit verbunden hat. In dem Stück das wir vor uns haben, hat er die Materie seines dritten Abschnitts, der von der heiligen Dreyeinigkeit handelt, in **dreyen** Capiteln fortgesezt; da er denn im **zweyten** von den Erläuterungen dieses Geheimnisses, im **dritten** von der schriftmäßigen Erklärung desselben, und im **vierten** von der Beantwortung der vornehmsten Gegengründe redet.

Im zweyten Capitel verwirft er mit Recht die mehresten Erläuterungen dieses Geheimnisses, welche ältere

ältere sowohl als neuere aus der Natur haben hernehmen wollen, und empfiehlt auch bey denen, die noch den besten Schein der Aehnlichkeit haben, eine sorgfältige Behutsamkeit, sie nicht über das Ziel auszudehnen. Und überhaupt davon zu reden, sind alle solche Erläuterungen von geringem Nutzen, befriedigen nur schwache Köpfe, und veranlassen oft Nachdenkende zu neuen Zweifeln.

Das dritte Capitel ist das weitläuftigste; und die Materie, die jezt zumal aufs neue in Untersuchung gezogen wird, verdient auch eine umständliche Erörterung. Erst zeigt er kurz von S. 12. an gegen eine Stelle des Racauischen Catechismus, und auf eine recht faßliche Weise, daß die schriftmäßige Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit nichts widersprechendes enthalte, wobey er auch den Beweis, den der Herr Prof. Meyer in seiner siebenden philosophischen Betrachtung davon hat geben wollen, und wir nächstens anzeigen werden, wohl beurtheilt. Hierauf geht er S. 19. zu den Beweisen für die Wirklichkeit dieses Geheimnisses aus der heiligen Schrift über; und fängt mit denen für die Gottheit Christi an, wo besonders von S. 20. bis 54. die Stelle Joh. 1. v. 1-3. ausführlich erörtert wird. Der Herr Verf. vertheidiget hier die richtige Lesart wider Sam. Crells oder des verkapten Artemonius willkührliche Aenderungen; und nachdem er eine kurze exegetische Geschichte dieses Spruchs durch alle christliche Jahrhunderte ertheilet, so zeigt er unsers Erachtens ganz deutlich, daß Johannes zwar die Christen vor den Irrthümern des Cerinthus durch diesen Anfang seines Evangelii ver-

wahren wollen, aber die Ausdrücke λογος, αρχη und μονογενης nicht im gnostischen Sinne verstanden habe, noch auch habe verstehen können, vielweniger in platonischer Bedeutung, wie Souverain der Geschichte zuwider gemeint hat; sondern in dem Verstande, wie sie bereits im A. T. und bey den Juden vor Christi Geburt gebräuchlich gewesen. So sehr uns der Verfasser von dem erstern überzeugt hat, so sehr hätten wir gewünscht, daß er für das leztere stärkere Gründe angeführt, oder die Beweiskraft der von ihm angegebenen ausführlicher dargelegt hätte. Hierauf wird der Ungrund der socinianischen Erklärung im Racauischen Catechismus und vom Artemonius dargethan, die richtige Erklärung aus dem vorhergehenden gefolgert, und mit dem Erweis der Wichtigkeit dieses Spruchs für die ewige Gottheit Christi beschlossen. Die übrigen Beweise der heiligen Schrift für diese Lehre werden von S. 54. an nur kurz durchgegangen, und gegen die Socinianer gerettet; wo uns besonders die gute Ausführung der Gründe wider ihren Deum factitium S. 60. f. wohl gefallen hat.

Es folgt nun der Beweis für die Gottheit des heiligen Geistes. Zuerst wird S. 73. die Persönlichkeit desselben richtig aus der Schrift dargethan, wo wir um mancher Leser willen mehr Ausführlichkeit gewünscht hätten. Hierauf kömmt er S. 74. zum Erweise der Gottheit; wo er es vornemlich mit dem Hn. D. Teller zu thun hat, dabey uns nur wundert, daß er die Critik seines Bruders so beweglich als gründlich nennen können. Der erste Beweis aus 1 Cor. 6, 19. vergl. mit Cap. 3, 16. 17. ist, wie der V.

wohl

wohl erinnert, nur alsdann bündig, wann die Persönlichkeit zuvor erwiesen ist. Denn in der lezten Parallelstelle könnten die Christen doch ein Tempel Gottes heissen, wenn auch gleich in der erstern durch den heiligen Geist nur eine Kraft Gottes verstanden würde. Ap. Gesch. 5, 3. 4. ist eine Hauptstelle, und die Gottheit des heiligen Geistes S. 75. deutlich daraus erwiesen. S. 79. f. wird die Geschichte dieses Glaubensarticlels in der christlichen Kirche kurz erzählt, und der Grund von der Art zu schliessen unsrer alten Theologen daraus hergeleitet, weil sie wider die Socinianer stritten, die die Folge von der Persönlichkeit des heiligen Geistes auf seine Gottheit zugaben, und die erstere läugneten. Ihre Schriftbeweise sind also in Beziehung auf die Gegner, die sie vor sich hatten, nicht fehlerhaft, ob sie gleich gegen die neuern Arianer nicht alle passend sind. In dieser Rechtfertigung der Alten scheint uns der V. Recht zu haben, denn man muß einen polemischen Schriftsteller nach der Lage seiner Gegner beurtheilen. Er schließt oft ex concessis. S. 82. f. wird aus der Taufformel Matth. 28. und aus dem Seegenswunsch des Apostels 2 Cor. 13. (dieser beyden vornehmsten Schriftstellen) die Gottheit des heil. Geistes förmlich dargethan, und wir glauben, daß hiergegen keine triftige Einwendung statt finde. Aber der Grund des Francis. Turretini, den sich der V. S. 87. zu eigen macht, daß die Anbetung des heiligen Geistes deswegen in der Schrift nicht ausdrüklich befohlen sey, weil er nach seinem Haushaltungsamte die Menschen erst beten lehren müsse, ist wohl zu künstlich aufgesucht. Auf die Gründe des Stillschweigens

der Schrift, sollten wir uns nicht einlassen. Warum konnte die Schrift nicht gebieten? Betet den Geist an, wenn ihr erst recht von ihm zu beten gelernet habt. Die Geschichte des Lehrpunktes vom Ausgehen des heiligen Geistes S. 88. empfehlen wir zum Nachlesen; wobey wir nicht unterlassen können anzumerken, daß je älter die Bestimmungen der Lehrer über eine Glaubenswahrheit sind, desto mehr Behutsamkeit trift man auch gemeiniglich an, sich stets schriftmäßiger Ausdrücke zu bedienen, und mit weiser Vorsicht das unentschieden zu lassen, was die Schrift nicht bestimmt hat. Und dies sind die Gränzen, die Gott uns selbst für die Erkenntnisse der Geheimnisse hat setzen wollen. — Ob der Ausdruk ausgehen Joh. 15, 26. senden bedeute, oder das eigentliche Ausgehen nach dem Sinne des Systems, läßt der V. S. 92. unentschieden, er zeigt aber S. 91. den alten gewöhnlichen Beweiß für das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und Sohn an, wo uns doch die angeführten Schriftstellen nicht exegetisch für diese Wahrheit zu verbinden scheinen. Wenn erst andere Grundlehren vom heiligen Geiste voraus bewiesen sind, kann man sie so deuten; aber daß man auch müsse, ist noch nicht erwiesen. (Es versteht sich von selbst, daß wir hier nicht von der Wahrheit selbst, sondern von den beygebrachten Beweißgründen reden.)

Aus dem vierten Kap. wo der V. die vornehmsten Gründe der Gegner beantwortet, finden wir weniger auszuzeichnen. Was der Herr V. S. 109. f. von den Ursachen sagt, warum die Kirchenväter manche dicta classica in der Lehre von der Dreyeinigkeit

selten

chen oder gar nicht gebraucht haben, verdient von denen erwogen zu werden, die sich auf die Kirchenväter in Absicht der Authentie mancher Schriftstellen, oder auch in Absicht des Erweises des Lehrbegrifs berufen. Er wendet dieses auch S. 112. auf die Stelle 1 Joh. 5, 7. an, wo er zugleich das ächte Ansehen dieses Schriftorts zu erweisen sucht; wir zweifeln aber, ob das wenige und bekannte was er darüber sagt, für Kenner befriedigend seyn werde. S. 116. ist es sehr scheinbar, wenn der V. sagt, daß die Art zu reden und zu denken unter den Juden durch die Griechen und Römer so abgeändert worden, daß zu den Zeiten Christi, einige Sprüchwörter, längstgewohnte Ausdrücke und blos prophetische Reden ausgenommen, keine orientalische Bildersprache mehr statt gefunden habe. Daß die Sprache des Umgangs durch die Verbindung mit diesen Völkern sehr verändert worden, ist wohl nicht zu läugnen; aber daß es auch auf die Religionssprache, die durch das Lesen des A. T. festgesezt und geheiliget war, Einfluß gehabt habe, wird wohl schwerlich gefolgert werden können. Der Styl Petri, Judä und Johannis, welche den wenigsten Umgang mit Fremden gehabt zu haben scheinen, beweiset grade das Gegentheil. Er ist ganz durch Lesung des A. T. gebildet. Daß viele aber diese orientalische Sprache zu weit treiben, und den dogmatischen Styl der Apostel oft aus dem hohen poetischen Styl der Psalmen und Propheten erklären wollen, ist auch nicht zu läugnen. Die genaue Gränzbestimmung ist hier das schwerste; und nach jedes heiligen Schriftstellers verschiedenen Denkungsart auch

ver-

verschieden. — S. 129. f. wird gelegentlich die Erklärungsmethode des Rector Damms wohl beurtheilt, und ihm die Fehler derselben mit einer Bescheidenheit, die ihn beschämen muß, vorgehalten. Aus S. 130. f. können diejenigen, welche solchen Ruhm und Vergnügen darin suchen, den Herrn Basedow, als den gefährlichsten Irrgeist, den die Hölle ausgehekt hat, abzumahlen, lernen, wie man seine irrige Meynungen bestreiten, und ihm doch auch die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen könne. Ueberhaupt macht dieses gesittete Verfahren unsers Verf. gegen anders denkende seiner selbstprüfenden Einsicht sowol, als seinem Herzen Ehre; und erwekt für seine Gründe zum voraus ein gutes Vorurtheil; daß er mehr wisse als blos zu schreyen und zu beissen.

Wir können nicht unterlassen bey dieser Gelegenheit einen Wunsch zu äussern, den wir schon lange gehegt haben. Wir wünschten nemlich, daß die Gottheit Christi und des heiligen Geistes, ohne Rüksicht auf die ältern und neuern Streitigkeiten darüber, aus den vornehmsten Schriftbeweisen exegetisch, deutlich, in einer besondern Schrift erwiesen, und nur solche Säze daraus gezogen würden, welche entweder unmittelbar in den Schriftstellen selbst enthalten, oder aus Vergleichung derselben untereinander unmittelbar und recht klar gefolgert werden könnten; so daß man deutlich sehe, was und wie weit sich Gott über dieses Geheimniß offenbaren wollen. Alle streitige Schriftörter oder deren Auslegung streitig ist, müßten aus diesem Erweise wegbleiben; so wie in der Lehre vom heiligen

Geist

Geist die Stellen, darin durch das Wort Geist seine Gaben verstanden werden, sorgfältig von denen zu unterscheiden wären, die von seiner Person handeln. Solche unpartheyische und schriftmäßige Abhandlung würde deutlich zeigen, welche Gränzen uns Gott hier selbst setzen wollen, und wie weit sie Irthum und Streitsucht überschritten haben.

B.

XI.

Πολυβιου τȣ Λυκοϱτα ἱϛοϱιων τα σωζομενα. Polybii Lycortæ F. historiarum quae supersunt, interprete Isaaco Casaubono ex recensione Iacobi Gronouii cum notis Casaubonorum, Vrsini, Valesii, Palmerii & Iacobi Gronouii. Accessit Aeneæ Tactici comm. de obsidione toleranda cum interpr. & notis Isaaci Casauboni. Praefationem & Glossarium Polybianum adjecit Io. Augustus Ernesti. Lipsiæ, 1764. apud Io. Paul. Krausium, Bibliopol. Vindobon. gr. 8. T. I. qui continet libros V. cum notis in eos variorum, anderthalb Alph. mit 2. Bogen Zuschrift und Vorrede. T. II. qui continet Eclogas lib. VI-XVII. & Legationum cum notis in eas variorum. 2 Alph. 17½ Bog. T. III. qui continet Excerpta Valesii, mit dessen Anmerkungen, Fragmenta (und einige Anmerkungen vom De Valois, Gronov, Paumier. Casauboni Historiae Polybianae, Synopsis Chro-

Chronologica, Aeneae Commentarius Poliorceticus, mit Casaubons Anmerkungen. Die berühmte Zueignungsschrift des Polybius von diesem Mann an Heinrich den vierten) et Indices, d. i. Index historicus und Lexicon Polybianum. 2 Alph. 3 B. nebst $7\frac{1}{2}$ B. welche das Lexicon beträget.

Diese ausführliche Aufschrift ist allein schon hinlänglich genug, eine allgemeine Nachricht von gegenwärtiger Ausgabe zu geben, welche zur Hauptabsicht hat, die Exemplarien dieses praktischen Geschichtschreibers in Deutschland häufiger und leichter zu erhalten, zu machen. In dieser Absicht wünschten wir indessen, daß der Preis mehr darnach eingerichtet seyn möchte, zu dessen Verminderung unter andern die Weglassung des Aeneas Abhandlung von der Vertheidigung einer belagerten Stadt, welche gar nichts mit dem Polyb gemein hat, als daß sie den vorhergehenden Ausgaben beygefüget ist, beygetragen haben würde. Die Herren Verleger sind hierinnen gar zu oft den Herren Autoren ähnlich, es ist ihnen nur um die Anzahl der Bogen zu thun. Um sich eine noch vollständigere Vorstellung von dieser Ausgabe zu machen, darf man nur die Gronovische, Amsterdam 1760. in die Hände nehmen, von welcher sie der Abdruck ist. Es bleibt bloß übrig, noch dasjenige anzuzeigen, was sie durch des Herrn D. Ernesti Besorgung Eignes und Vorzügliches hat. Der Text selbst ist ganz nach der Gronovischen abgedrukt, und nur in solchen Fällen geändert, wo offen-

bare

bare Drukfehler vorhanden waren. Noch einige andre bequemere Einrichtungen sind gemacht; allein der wichtigste Zusatz ist das Glossarium Polybianum und die Vorrede. Polyb ist ein Schriftsteller vom einem edlen und anstandvollen Ausdruk; Allein er hat nicht mehr die attische Reinigkeit, nicht mehr die dem historischen Vortrag angemeßne und eigne Schreibart; Es ist der Styl eines Mannes, der sein Leben mehr in Geschäften zugebracht, als sich im Schreiben geübt, dabey viel gelesen und noch mehr gedacht hat. Da er den Stof seiner Gedanken und Reflexionen, den er durch die Erfahrung und reifes Nachdenken nachmals bearbeitete, sich durch Belesenheit erworben und aus Philosophen, Staatsleuten, Dichtern erborget zu haben scheint, so hat er aus eben diesen seine Ausdrücke entlehnet, um seine Gedanken in ihrer Stärke und mit Nachdruk auszudrücken; und aus eben diesem Grunde vermuthlich ist diese Stärke von einer ganz andern Art, als das Energische des Thucydides, der noch ausserdem ein Attiker war. Polybius hat gleichwohl einen eignen Ton in die Geschichte eingeführt, den Diodor, Dionyß von Halicarnaß, Dio Caßius, Josephus, angenommen haben, er ist der Vater der in neuern Zeiten genannten präktischen Geschichtkunde, und hat auch unsre besten neuern Geschichtschreiber gebildet, bis Hume und gewissermaßen auch Voltaire eigne Bahnen gebrochen haben. Da er gleichwohl eine Menge Ausdrücke und Redensarten hat, die in andern Geschichtschreibern vor ihm nicht vorkommen, viele, die er neu und ungewöhnlich gebraucht hat, so entstehen daher Dunkelheiten und

Schwie-

wahren wollen, aber die Ausdrücke λογος, αρχη und μονογενης nicht im gnostischen Sinne verstanden habe, noch auch habe verstehen können, vielweniger in platonischer Bedeutung, wie Souverain der Geschichte zuwider gemeint hat; sondern in dem Verstande, wie sie bereits im A. T. und bey den Juden vor Christi Geburt gebräuchlich gewesen. So sehr uns der Verfasser von dem erstern überzeugt hat, so sehr hätten wir gewünscht, daß er für das leztere stärkere Gründe angeführt, oder die Beweiskraft der von ihm angegebenen ausführlicher dargelegt hätte. Hierauf wird der Ungrund der socinianischen Erklärung im Racauischen Catechismus und vom Artemonius dargethan, die richtige Erklärung aus dem vorhergehenden gefolgert, und mit dem Erweis der Wichtigkeit dieses Spruchs für die ewige Gottheit Christi beschlossen. Die übrigen Beweise der heiligen Schrift für diese Lehre werden von S. 54. an nur kurz durchgegangen, und gegen die Socinianer gerettet; wo uns besonders die gute Ausführung der Gründe wider ihren Deum factitium S. 60. f. wohl gefallen hat.

Es folgt nun der Beweis für die Gottheit des heiligen Geistes. Zuerst wird S. 73. die Persönlichkeit desselben richtig aus der Schrift dargethan, wo wir um mancher Leser willen mehr Ausführlichkeit gewünscht hätten. Hierauf kömmt er S. 74. zum Erweise der Gottheit; wo er es vornemlich mit dem Hn. D. Teller zu thun hat, dabey uns nur wundert, daß er die Critik seines Bruders so beweglich als gründlich nennen können. Der erste Beweis aus 1 Cor. 6, 19. vergl. mit Cap. 3, 16. 17. ist, wie der V.

wohl

wohl erinnert, nur alsdann bündig, wann die Persönlichkeit zuvor erwiesen ist. Denn in der lezten Parallelstelle könnten die Christen doch ein Tempel Gottes heissen, wenn auch gleich in der erstern durch den heiligen Geist nur eine Kraft Gottes verstanden würde. Ap. Gesch. 5, 3. 4. ist eine Hauptstelle, und die Gottheit des heiligen Geistes S. 75. deutlich daraus erwiesen. S. 79. f. wird die Geschichte dieses Glaubensartickels in der christlichen Kirche kurz erzählt, und der Grund von der Art zu schliessen unsrer alten Theologen daraus hergeleitet, weil sie wider die Socinianer stritten, die die Folge von der Persönlichkeit des heiligen Geistes auf seine Gottheit zugaben, und die erstere läugneten. Ihre Schriftbeweise sind also in Beziehung auf die Gegner, die sie vor sich hatten, nicht fehlerhaft, ob sie gleich gegen die neuern Arianer nicht alle passend sind. In dieser Rechtfertigung der Alten scheint uns der V. Recht zu haben, denn man muß einen polemischen Schriftsteller nach der Lage seiner Gegner beurtheilen. Er schließt oft ex concessis. S. 82. f. wird aus der Taufformel Matth. 28. und aus dem Seegenswunsch des Apostels 2 Cor. 13. (dieser beyden vornehmsten Schriftstellen) die Gottheit des heil. Geistes förmlich dargethan, und wir glauben, daß hiergegen keine triftige Einwendung statt finde. Aber der Grund des Francis. Turretini, den sich der V. S. 87. zu eigen macht, daß die Anbetung des heiligen Geistes deswegen in der Schrift nicht ausdrüklich befohlen sey, weil er nach seinem Haushaltungsamte die Menschen erst beten lehren müsse, ist wohl zu künstlich aufgesucht. Auf die Gründe des Stillschweigens

 der

der Schrift, sollten wir uns nicht einlassen. Warum konnte die Schrift nicht gebieten? Betet den Geist an, wenn ihr erst recht von ihm zu beten gelernet habt. Die Geschichte des Lehrpunktes vom Ausgehen des heiligen Geistes S. 88. empfehlen wir zum Nachlesen; wobey wir nicht unterlassen können anzumerken, daß je älter die Bestimmungen der Lehrer über eine Glaubenswahrheit sind, desto mehr Behutsamkeit trift man auch gemeiniglich an, sich stets schriftmäßiger Ausdrücke zu bedienen, und mit weiser Vorsicht das unentschieden zu lassen, was die Schrift nicht bestimmt hat. Und dies sind die Gränzen, die Gott uns selbst für die Erkenntnisse der Geheimnisse hat setzen wollen. — Ob der Ausdruk ausgehen Joh. 15, 26. senden bedeute, oder das eigentliche Ausgehen nach dem Sinne des Systems, läßt der V. S. 92. unentschieden, er zeigt aber S. 91. den alten gewöhnlichen Beweiß für das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und Sohn an, wo uns doch die angeführten Schriftstellen nicht exegetisch für diese Wahrheit zu verbinden scheinen. Wenn erst andere Grundlehren vom heiligen Geiste voraus bewiesen sind, kann man sie so deuten; aber daß man auch müsse, ist noch nicht erwiesen. (Es versteht sich von selbst, daß wir hier nicht von der Wahrheit selbst, sondern von den beygebrachten Beweißgründen reden.)

Aus dem vierten Kap. wo der V. die vornehmsten Gründe der Gegner beantwortet, finden wir weniger auszuzeichnen. Was der Herr V. S. 109. f. von den Ursachen sagt, warum die Kirchenväter manche dicta classica in der Lehre von der Dreyeinigkeit

selten

alten oder gar nicht gebraucht haben, verdient von denen erwogen zu werden, die sich auf die Kirchenväter in Absicht der Authentie mancher Schriftstellen, oder auch in Absicht des Erweises des Lehrbegrifs berufen. Er wendet dieses auch S. 112. auf die Stelle 1 Joh. 5, 7. an, wo er zugleich das ächte Ansehen dieses Schriftorts zu erweisen sucht; wir zweifeln aber, ob das wenige und bekannte was er darüber sagt, für Kenner befriedigend seyn werde. S. 116. ist es sehr scheinbar, wenn der V. sagt, daß die Art zu reden und zu denken unter den Juden durch die Griechen und Römer so abgeändert worden, daß zu den Zeiten Christi, einige Sprüchwörter, längstgewohnte Ausdrücke und blos prophetische Reden ausgenommen, keine orientalische Bildersprache mehr statt gefunden habe. Daß die Sprache des Umgangs durch die Verbindung mit diesen Völkern sehr verändert worden, ist wohl nicht zu läugnen; aber daß es auch auf die Religionssprache, die durch das Lesen des A. T. festgesezt und geheiliget war, Einfluß gehabt habe, wird wohl schwerlich gefolgert werden können. Der Styl Petri, Judä und Johannis, welche den wenigsten Umgang mit Fremden gehabt zu haben scheinen, beweiset grade das Gegentheil. Er ist ganz durch Lesung des A. T. gebildet. Daß viele aber diese orientalische Sprache zu weit treiben, und den dogmatischen Styl der Apostel oft aus dem hohen poetischen Styl der Psalmen und Propheten erklären wollen, ist auch nicht zu läugnen. Die genaue Gränzbestimmung ist hier das schwerste; und nach jedes heiligen Schriftstellers verschiedenen Denkungsart auch

ver-

verschieden. — S. 129. f. wird gelegentlich die Erklärungsmethode des Rector Damms wohl beurtheilt, und ihm die Fehler derselben mit einer Bescheidenheit, die ihn beschämen muß, vorgehalten. Aus S. 130. f. können diejenigen, welche solchen Ruhm und Vergnügen darin suchen, den Herrn Basedow, als den gefährlichsten Irrgeist, den die Hölle ausgeheckt hat, abzumahlen, lernen, wie man seine irrige Meynungen bestreiten, und ihm doch auch die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen könne. Ueberhaupt macht dieses gesittete Verfahren unsers Verf. gegen anders denkende seiner selbstprüfenden Einsicht sowol, als seinem Herzen Ehre; und erwekt für seine Gründe zum voraus ein gutes Vorurtheil; daß er mehr wisse als blos zu schreyen und zu beissen.

Wir können nicht unterlassen bey dieser Gelegenheit einen Wunsch zu äussern, den wir schon lange gehegt haben. Wir wünschten nemlich, daß die Gottheit Christi und des heiligen Geistes, ohne Rüksicht auf die ältern und neuern Streitigkeiten darüber, aus den vornehmsten Schriftbeweisen exegetisch, deutlich, in einer besondern Schrift erwiesen, und nur solche Sätze daraus gezogen würden, welche entweder unmittelbar in den Schriftstellen selbst enthalten, oder aus Vergleichung derselben untereinander unmittelbar und recht klar gefolgert werden könnten; so daß man deutlich sehe, was und wie weit sich Gott über dieses Geheimniß offenbaren wollen. Alle streitige Schriftörter oder deren Auslegung streitig ist, müßten aus diesem Erweise wegbleiben; so wie in der Lehre vom heiligen

Geist

Geist die Stellen, darin durch das Wort Geist seine Gaben verstanden werden, sorgfältig von denen zu unterscheiden wären, die von seiner Person handeln. Solche unpartheyische und schriftmäßige Abhandlung würde deutlich zeigen, welche Gränzen uns Gott hier selbst setzen wollen, und wie weit sie Irthum und Streitsucht überschritten haben.

B.

XI.

Πολυβιου τȣ Λυκορτα ἱϛοριων τα σωζομενα. Polybii Lycortae F. historiarum quae supersunt, interprete Isaaco Casaubono ex recensione Iacobi Gronouii cum notis Casaubonorum, Vrsini, Valesii, Palmerii & Iacobi Gronouii. Accessit Aeneae Tactici comm. de obsidione toleranda cum interpr. & notis Isaaci Casauboni. Praefationem & Glossarium Polybianum adjecit Io. Augustus Ernesti. Lipsiae, 1764. apud Io. Paul. Kraussium, Bibliopol. Vindobon. gr. 8. T. I. qui continet libros V. cum notis in eos variorum, anderthalb Alph. mit 2. Bogen Zuschrift und Vorrede. T. II. qui continet Eclogas lib. VI-XVII. & Legationum cum notis in eas variorum. 2 Alph. 17 ½ Bog. T. III. qui continet Excerpta Valesii, mit dessen Anmerkungen, Fragmenta (und einige Anmerkungen vom De Valois, Gronov, Paumier. Casauboni Historiae Polybianae, Synopsis Chro-

Chronologica, Aeneae Commentarius Poliorceticus, mit Casaubons Anmerkungen. Die berühmte Zueignungsschrift des Polybius von diesem Mann an Heinrich den vierten) et Indices, d. i. Index historicus und Lexicon Polybianum. 2 Alph. 3 B. nebst 7½ B. welche das Lexicon beträget.

Diese ausführliche Aufschrift ist allein schon hinlänglich genug, eine allgemeine Nachricht von gegenwärtiger Ausgabe zu geben, welche zur Hauptabsicht hat, die Exemplarien dieses praktischen Geschichtschreibers in Deutschland häufiger und leichter zu erhalten, zu machen. In dieser Absicht wünschten wir indessen, daß der Preis mehr darnach eingerichtet seyn möchte, zu dessen Verminderung unter andern die Weglassung des Aeneas Abhandlung von der Vertheidigung einer belagerten Stadt, welche gar nichts mit dem Polyb gemein hat, als daß sie den vorhergehenden Ausgaben beygefüget ist, beygetragen haben würde. Die Herren Verleger sind hierinnen gar zu oft den Herren Autoren ähnlich, es ist ihnen nur um die Anzahl der Bogen zu thun. Um sich eine noch vollständigere Vorstellung von dieser Ausgabe zu machen, darf man nur die Gronovische, Amsterdam 1760. in die Hände nehmen, von welcher sie der Abdruck ist. Es bleibt bloß übrig, noch dasjenige anzuzeigen, was sie durch des Herrn D. Ernesti Besorgung Eignes und Vorzügliches hat. Der Text selbst ist ganz nach der Gronovischen abgedrukt, und nur in solchen Fällen geändert, wo offenbare

bare Drukfehler vorhanden waren. Noch einige andre bequemere Einrichtungen sind gemacht; allein der wichtigste Zusatz ist das Glossarium Polybianum und die Vorrede. Polyb ist ein Schriftsteller vom einem edlen und anstandvollen Ausdruk; Allein er hat nicht mehr die attische Reinigkeit, nicht mehr die dem historischen Vortrag angemeßne und eigna Schreibart; Es ist der Styl eines Mannes, der sein Leben mehr in Geschäften zugebracht, als sich im Schreiben geübt, dabey viel gelesen und noch mehr gedacht hat. Da er den Stof seiner Gedanken und Reflexionen, den er durch die Erfahrung und reifes Nachdenken nachmals bearbeitete, sich durch Belesenheit erworben und aus Philosophen, Staatsleuten, Dichtern erborget zu haben scheint, so hat er aus eben diesen seine Ausdrücke entlehnet, um seine Gedanken in ihrer Stärke und mit Nachdruk auszudrücken; und aus eben diesem Grunde vermuthlich ist diese Stärke von einer ganz andern Art, als das Energische des Thucydides, der noch ausserdem ein Attiker war. Polybius hat gleichwohl einen eignen Ton in die Geschichte eingeführt, den Diodor, Dionyß von Halicarnaß, Dio Caßius, Josephus, angenommen haben, er ist der Vater der in neuern Zeiten genannten praktischen Geschichtkunde, und hat auch unsre besten neuern Geschichtschreiber gebildet, bis Hume und gewissermaßen auch Voltaire eigne Bahnen gebrochen haben. Da er gleichwohl eine Menge Ausdrücke und Redensarten hat, die in andern Geschichtschreibern vor ihm nicht vorkommen, viele, die er neu und ungewöhnlich gebraucht hat, so entstehen daher Dunkelheiten und

Schwierigkeiten. Das vom Herrn D. Ernesti beygefügte Glossarium, ein Stück voll gründlicher kritischer Gelehrsamkeit, verbreitet ein Licht auf unzähliche Stellen. In der lehrreichen Vorrede wird eine kritische Geschichte der Ausgaben und der Ergänzungen des Textes des Polybius voraus geschickt. Wir finden hier eine neue Bestätigung, daß die Hoffnung vergeblich ist, aus der Wiener Bibliothek vom achtzehnten und neunzehnten Buche einige Ergänzung zu erhalten. Es wird ferner angeführt, was noch von einem Manne geleistet werden könnte, welcher eine vollkommne Ausgabe des Polybius zu veranstalten gedächte, und endlich eine Nachricht von demjenigen gegeben, was bey dieser Auflage geleistet worden ist. Bey Gelegenheit des Glossarium wird ein mit reifer Einsicht abgefaßtes Urtheil von des Polybs Styl beygefüget.

L.

XII.

Geschichte des Kurfürsten Friedrichs des Ersten von der Pfalz, in Sechs Büchern. Mit Urkunden. Frankfurt und Leipzig bey Johann Georg Fleischer 1765.

Urkunden zur Geschichte des Kurfürsten Friedrichs des Ersten, von der Pfalz. Eben daselbst. 4.

Wann es eine Erfahrungswahrheit ist, daß ein glüklicher Mahler und Dichter gebohren werden müsse, so darf man den guten Geschicht-

schichtschreiber getrost mit dazu setzen. Unter der fast unzählbaren Menge deutscher Geschichte haben wir nur sparsam und einzeln einen Grafen von Bünau, einen Mascov, einen Ohlenschlager aufzuweisen. Das Verdienst derer, so Muth und ausharrende Gedult genug besitzen, sich in die Tiefen des mittlern Zeitalters zu wagen, ohne die Kraft ihres Colorits zu verliehren, ist um so ausgezeichneter, je seltener es ist; man findet wenig Bergleute, die bey langer Arbeit in den Gruben eine frische Gesichtsfarbe behalten; den mehresten Geschichtschreibern jener Gattung ergehet es eben so, entweder sind sie bey allem Balsam der Worte so steif und dürre, wie Egyptische Mumien, oder man riecht die Verwesung des Jahrhunderts an ihnen, dessen Leichname sie ausgegraben haben. Der Verfasser dieses vortreflichen Werks ist in keinen dieser Fehler gefallen, seine Arbeit gleicht einer Mosaique, in der Lebhaftigkeit und Unzerstörlichkeit ihrer Farben; er scheint sogar zuweilen anstatt eines Geschichtschreibers würklich den characteristischen Mahler zu machen, doch voltairisirt er nicht ganz, es ist kein Roman, den er uns liefert, es ist eine wahre und sorgfältig beurkundete Geschichte. Es fehlt ihr nichts, als ein französisches Gewand, das Format, statt Quart, in zwo Octavbändgen und ein standsmäßiger Titul von Memoires pour servir à l'histoire &c. so dürfte sich, des alten Inhalts ohngeachtet, keine Dame schämen, sie auf ihre Toilette zu legen. Der Verfasser dieses schäzbaren Werks, so sich zwar nicht genennt, ist der durch mehrere historische und diplomatische Untersuchungen bereits bekannte Churpfälzische Ehegerichts-

Rath und Geschichtsschreiber, Herr Kremer; welcher dadurch eine Probe liefern wollen, wie er die Geschichte dieses hohen Hauses weiter auszuführen gedenke.

Das erste Buch enthält die Geschichte dieses zu seiner Zeit großen und mit dem Namen: Sieghaft bezeichneten Fürsten von seiner Geburt 1425. bis auf das Jahr 1428. In seiner Jugend ward ihm ein Geschmack an Wissenschaften beygebracht, der ihn auch in seinem Alter nicht verließ. Er zog früh in Krieg. Die Gewohnheit seiner Zeit war, daß die deutsche Herrn die Streitigkeiten mit ihren Nachbarn gleich mit dem Degen in der Faust ausmachten. Es waren lauter Fehden und Verbündungen eines gegen den andern. Deutschland ward durch den schläfrigen Kayser Friedrich den III. regiert, der gegen das zunehmende Glük des Pfälzischen Hauses eifersüchtig wurde. Friederich ward Administrator und Vormund seines einjährigen Nepoten Philipps. Gleich darauf brachen seine Kriege mit den Grafen von Lützelstein und den Herrn von Lichtenberg aus. Diese bekamen Mainz, Zweybrücken und Baaden zum Beystand, es entstunde also daraus ein langwieriger und verwickelter Krieg, dessen Ursachen und Schicksaale allhier ausführlich und pragmatisch beschrieben werden. Pfalzgraf Friederich machte sich diese Unruhen zu seinem eigenen Vortheil zu nutze und brachte es auf einem zum zweytenmal ausgeschriebenen Landtag dahin: Daß ihm die völlige Chur- und Landesregierung übertragen, der Churprinz Philipp von ihm zum Sohn angenommen, hingegen von Friederichen versprochen wurde, eheloß zu bleiben und alle

seine

seine jetzige und künftige Lande und Erwerbungen der Chur ewig einzuverleiben. Der Pabst bestättigte diese Einrichtung, die übrige Churfürsten, Mainz ausgenommen, erkannten den Pfalzgrafen allmählig auch als ihren Mitchurfürsten, Kayser Friederich verweigerte aber bis in seinen Tod die Confirmation. Der Churfürst trat aber dem ohngeachtet die völlige Landesregierung an und übte sogar im Jahr 1452. das Reichsverweser-Amt aus. Das Land huldigte ihm, die Oberpfälzer wollten aber von ihrem dem Churprinzen Philipp geleisteten Eyd nicht weichen, welche darüber eine harte Züchtigung erdulden mußten. Die Lüzelsteinische, Lichtenbergische, Hohensteinische, Veldenzische, Badische sogenannte Kriege wurden durch Vergleiche geendigt und mit Mainz kame es auch zu einem genauen Freundschaftsbündniß zu Aufrechthaltung der deutschen Freyheit gegen den päbstlichen Stuhl, zur Rettung des Vaterlands gegen die eindringende Macht der Türken und zu Beförderung der allgemeinen Sicherheit. Die Folge davon war der Churfürstentag zu Nürnberg, auf welchen der träge Kayser selbst erfordert und ihm gedroht wurde, einen andern zu wählen, wann er seinem Amt, zum Besten des Reichs, nicht besser vorstehen wolle. Die neue Freundschaft währte aber nicht lange. Chur-Mainz schrieb zu Rettung der Freyheit der deutschen Kirche einen Churfürstentag aus, dagegen wußte der Pabst Churfürst Friederichen auf seine Seite zu bringen, zwischen Mainz und Pfalz kam es zu neuen Händeln, und lezterer bekame an Graf Ulrichen zu Würtemberg einen neuen Feind.

Das zweyte Buch fängt mit den in Bayern über die Stadt Donauwerth entstandenen Händeln an, in welche der Churfürst mit verflochten wurde. Der Kayser beschrieb dieserwegen einen Reichstag. (1459.) Marggraf Albrecht von Brandenburg und der Churfürst kamen in heftigen Schimpfworten und endlich mit dem Degen gegen einander, welche andere Fürsten mit Mühe trennten. Der Churfürst bekame dadurch einen neuen Feind, der Marggraf nahme öffentliche Parthie gegen Bayern, auf einen neuen Reichstag fiele der Spruch gegen den Churfürsten aus, der sich aber daran nicht kehren wollte, die Feindseeligkeiten giengen darüber von neuem an und Bayern und Pfalz bekamen ohne die Grafen und Reichsstädte, gegen 13. Fürsten zu streiten. Alles wurde am Rhein und in Bayern in Brand und Feuer gesezt, und man lieset nicht ohne Unwillen die Geschichte dieser greulichen Verwüstungen.

Die Beschreibung hievon, die vielfältige und immer wieder vergebliche Versuche, die Parthien unter sich zu vergleichen, die deßwegen gehaltene Reichstäge und andere Convente, die abwechselnde Vortheile eines Theils gegen den andern, laufen durch das ganze dritte Buch durch, welches sich mit der Erzehlung der merkwürdigen Schlacht bey Seckenheim schließt, in welcher der Churfürst seine drey Feinde, den Marggrafen von Baaden, den Grafen von Würtemberg und den Bischof von Mez persönlich gefangen bekommen und im Triumph nach Heidelberg aufführen, auch, nach damaligem Gebrauch ihnen Fesseln anlegen ließ.

Das

Das vierte Buch erzählt zu erst die zu Frankfurt und Nürnberg gepflogene Friedenshandlungen, die geglükte Ueberrumplung der Stadt Mainz von Erzbischof Adolfen, welche mit dem Verlust ihrer Reichs-Unmittelbarkeit verbunden war. Die öftern Verhandlungen wegen der gefangenen Fürsten waren vergebens, der Churfürst liesse sie vielmehr in Stock schlagen und die Edelleute in Keller sperren. Endlich kamen sie auf ihnen sehr harte, der Churpfalz aber ausnehmend vortheilhafte Bedingungen los. Mit Mainz kame es zum Waffenstillstand und zwischen dem Kayser, Bayern und Brandenburg zum würklichen Frieden; der Churfürst behielte also den Kayser zum Feind, der sich auf keine Weise mit ihm versöhnen wollte. Inmittelst wurde er doch An. 1464. von dem päbstlichen Legaten mit vielen Feyerlichkeiten von dem päbstlichen Bann, worinn er wegen des Mainzischen Kriegs gefallen ware, losgesprochen, der Kayser schrieb 1466. einen Reichstag nach Nördlingen aus, ohne den Churfürsten dazu einzuladen, worüber sich dieser sehr beschwerte. In eben diesem Jahr schloß er mit Mainz ein Bündniß, worinn gewisse Austräge festgestellt wurden, nach welchen alle künftige Irrungen zwischen Mainz und Pfalz abgethan werden sollten. Der Churfürst mengte sich in die Cöllnische und Speyerische Händel und verfiele mit einem Grafen von Lupfen in Krieg. Pfalzgraf Philipp ward An. 1467. großjährig und bestätigte von neuem seine Arrogation. In diesem Jahr nahm der Churfürst Antheil an dem Leiningischen Erbfolgsstreit, den Böhmischen, Burgundischen und Cöllnischen Händeln, welche durch das ganze fünfte Buch

fortlaufen und sich mit der von dem Kayser gegen den Churfürsten bey einen niedergesezten Gericht ausgesprochenen Reichsacht endiget, welche jedoch nicht vollzogen worden, indem der Churfürst während der von ihm und andern Reichsständen gethanen Vergleichs-Vorschläge im Jahr 1476. im 52. Jahr seines mit beständigen Unruhen durchflochtenen Lebens mit Tod abgienge.

Das sechste Buch ist in Absicht des deutschen Staats- und Lehenrechts und der Fruchtbarkeit vieler andern Anmerkungen das wichtigste. Nach einer Schilderung von der Person, Gemüthscharacter, Gelehrsamkeit und andern Neigungen des Churfürsten, folgen sehr nüzliche und auserlesene Anmerkungen von dem Kriegs-Staat, Maximen, Hülfstrouppen, Feldschlachten, Belagerungen, Eroberungen, Kriegsbedienten und Art, Frieden zu schliessen, nach den Grundsäzen der damaligen Zeit und des Churfürsten ins besondere. Es werden darauf dessen politische Maximen, dessen Verhältniß und Betragen gegen den Kayser, das Reich, gegen jeden einzeln Churfürsten und seine Nachbarn und Unterthanen untersucht, bey welcher Gelegenheit viel Bemerkungswürdiges von den Rechtgeboten, Austrägen, Burgfrieden, von der Justizverwaltung, Räthen und Hofbedienten, dem Münz- und Policeywesen damaliger Zeit angeführet wird; welches alles mit einem nach der Art des Herrn von Gudenus gefertigten vierfachen brauchbaren Register beschlossen wird.

Die Urkunden, an der Zahl 139. sind dadurch um so schäzbarer, weil sie aus archivalischen Originalien

lien und Abschriften und bewährten Codicibus genommen worden und verbreiten nicht nur über die Pfälzische Geschichte damaliger Zeit, sondern auch der übrigen angränzenden Lande und der deutschen Verfassung überhaupt ein großes Licht.

Der ganzen Arbeit sieht man den Fleiß und Stärke einer Meister-Hand an: zuweilen wird die Schreibart etwas zu rednerisch und aus dem Geschichtschreiber ein Panegyrist; dem Churfürsten werden, nach Art des Voltaire, verschiedentlich Absichten, Maximen, politische Grundsätze beygelegt, an die er wahrscheinlich nicht gedacht hat; eben diß ist in Ansehung mancher Principien des Staats- und Lehen-Rechts zu sehen, deren Ursprünge hier vermeintlich gefunden werden wollen. Daß unsere jetzige Höfe so denken, daß unsere jetzige Regierungs-Räthe und Professoren so lehren, ist gewiß genug, man muß aber die Geschichte nicht zwingen, um Gesinnungen unserer Zeiten auf 300. und mehre Jahre zurück zu schieben. Dieser Fehler ist eben so groß, als wann ein römischer Schriftsteller einzele Stellen in den Schriften der ältern Kirchenväter aus ihrem Zusammenhang herauszieht, um gewisse neuere, mehrere Jahrhunderte hernach ersonnene Lehrsätze zu beschönigen. Doch ist dieser Fehler dem übrigen Werth dieses sonst sehr schäzbaren Werks zu verzeihen, da ein geübtes Auge doch weiß, wie viel es von jenen Courtoisien als erwiesen anzunehman hat.

S.

XIII.

Johann Lorenz von Mosheim Sittenlehre der heiligen Schrift, siebenter Theil, verfasset von Johann Peter Miller. Halle und Helmstädt, bey Johann Friedrich Weygand, 1765. 3 Alph. 18½ Bogen in 4. nebst 3 Bogen Titel und Vorrede.

Herr Miller hat der Welt einen angenehmen Dienst gethan, daß er die Fortsetzung der Mosheimischen Moral übernommen; und wer ihn aus seinen vorhergehenden Schriften kennt, dem wird es lieb seyn, daß diese Arbeit grade dem Herr Verf. zu gefallen, dessen Neigung und Denkungsart durch mancherley dahin einschlagende Uebungen und Untersuchungen zur Prüfung und richtigen Bestimmung moralischer Pflichten gewissermassen ausgebildet waren. Die Sorgfalt, die er angewandt hat, zwischen denen, die über gewisse Pflichten so leichtsinnig hinsehen, und denen, die aus gutem aber übelverstandenen Eifer mehr fordern, als die Schrift und die durch sie erleuchtete Vernunft, eine genaue Mittelstrasse zu treffen, und präcise nicht mehr und nicht weniger für Pflicht anzugeben, als was beyde zur Pflicht setzen, macht seinen Einsichten Ehre; so wie die sanfte und bescheidene Art in Widerlegung entgegengesezter Meynungen ein redender Beweis von der Güte seines moralischen Characters ist.

Dieser Theil beschäftiget sich ganz mit den Pflichten gegen andere, oder mit der thätigen Liebe gegen den Nächsten; so daß zuerst in einigen 40 Paragraphen

phen die Pflichten selbst kurz erkläret, ihre Quellen und Gründe, und die nöthigen Einschränkungen derselben angezeigt, und die Abweichungen davon bestimmt; hernach aber die weitere und umständliche Ausführung aller dieser Stücke in einer darauf folgenden Erklärung mitgetheilet wird.

In den ersten 6 §en wird von der christlichen Liebe überhaupt, von ihrem wahren Grunde und Umfange, und dem wichtigen Unterschiede derselben von der Liebe aus philosophischen Gründen, die besonders in den neuern Zeiten aus dem sogenannten moralischen Gefühl als ihrem einzigen und allgemeinen Grunde hergeleitet worden; ingleichen von ihren unentbehrlichen Eigenschaften; von den Mitteln sie zu erwecken; und den Hindernissen, die ihr im Wege stehen, und endlich von den verschiedenen Stufen ihrer thätigen Erweisung gehandelt: welches §. 7. mit einer allgemeinen Betrachtung über die Pflicht der Gerechtigkeit, der Wiedererstattung und der Billigkeit beschlossen wird.

Hierauf geht der Verf. zu den besondern Pflichten gegen andere über; da er denn erst §. 8. vorläufig beweiset, daß und wie man andere kennen müsse, wenn man die ihnen schuldige Liebe erweisen wolle; und hernach §. 9-12. von den Pflichten gegen die Seele des Nächsten, sowohl was ihre natürliche Verbesserung, als ihre geistliche Wohlfart betrift, handelt; wohin die Pflichten der Erbauung, der brüderlichen Bestrafung und Ermahnung, des guten Exempels und der Vermeidung alles Aergernisses gerechnet werden. Von

diesen kömmt er §. 13-16. auf das Verhalten gegen das Leben des Nächsten; wo zugleich die Rechtmäßigkeit der Nothwehr, der Kriege und der Lebensstrafe gezeigt wird. Die Ordnung der zehn Gebote scheint ihn §. 17. auf die Pflicht der Züchtigkeit geleitet zu haben; welche zwar hauptsächlich eine Pflicht gegen uns selbst ist, aber auch zugleich eine Beziehung auf andere hat: wir würden sie aber lieber bey der Lehre von den Aergernissen mitgenommen haben, weil aller Mangel der Züchtigkeit gegen andere, oder alle Versündigungen dagegen, vornemlich Sünden des Aergernisses und der Verführung sind. Hierauf folgen die Pflichten in Ansehung des zeitlichen Vermögens anderer, §. 18-21; wo erstlich die Unterlassungspflichten der Vermeidung aller Eingriffe in fremdes Eigenthum erörtert, und alsdann auch die thätigen Pflichten des Leihens, der Mildthätigkeit, Dienstfertigkeit und Freygebigkeit untersucht werden. Die Pflichten gegen die Ehre des Nächsten und die dawider streitende Sünden machen den Inhalt des 22. und 23. §. aus; und diese führen ihn §. 24-26. auf die allgemeinen Pflichten der Rede, denen eine Betrachtung, in wie fern Unwahrheiten und Verstellung erlaubt sind, angehängt ist; worauf der Herr Verf. §. 27. 28. zu den Pflichten bey Verträgen fortgehet. Im 29 §. redet er von den Pflichten des Umgangs, so wie §. 31. was man Freunden, und §. 32. was man Wohlthätern als Christ schuldig sey; worauf §. 33-36. nach einer vorläufigen Empfehlung der Friedfertigkeit die Pflichten gegen Feinde ausführlich erwogen werden. Endlich werden §. 37-40. die Pflichten gegen Verstorbene, Engel, Thiere und an-

dere Wesen kurz zusammen gefaßt, und §. 41 - 45. mit einigen wichtigen Anmerkungen über die Natur und die wesentlichen Vortheile der von Gott befohlnen christlichen Heiligkeit beschlossen.

Dies ist der Plan des ganzen Buchs, und der Hauptinhalt seiner Paragraphen; bey deren Durchlesung uns der Wunsch eingefallen ist, daß die Paragraphen selbst kürzer gefaßt, acroamatischer ausgedrukt, und blos im didaktischen Ton vorgetragen, und alle Wendungen der Rede, die das Herz rühren sollen, in die ausführliche Erklärung verspart worden wäre. Uns dünkt, alsdenn würde dem Leser die Pflicht, ihre Bestimmung, die Gründe ihrer Verbindlichkeit und die Bewegungsgründe dazu in solchem simpeln Kleide deutlicher und auf einem Blick ins Auge gefallen seyn. Uebrigens sieht man aus dem angezeigten Inhalt schon, wie ordentlich der Herr V. zu Werke gegangen; wobey wir nicht vergessen dürfen, es mit vorzüglichem Beyfall zu erwähnen, daß er diese Pflichten ganz eigentlich aus dem Sinne und den besondern Verbindlichkeitsgründen des Evangelii, und aus der unterscheidenden Gesinnung, die der Christ durch den Glauben erlangen soll, hergeleitet, nicht aber, wie es jezt nur allzugewöhnlich ist, blos auf natürliche Gründe der Vernunft und Philosophie erbauet hat, wobey hinter her nur etwa Stellen der heiligen Schrift als überflüßige Zeugnisse obenhin angeführt werden. Sein Buch hat also den Namen einer christlichen Sittenlehre mit der That und Wahrheit; welches wir deswegen um desto lieber anmerken, weil wir an manchen unsrer neuern Moralisten diesen Mangel mit Misvergnügen wahrgenom-

kommen haben. Wie wenig hierbey doch die vernünftige Genauigkeit in Bestimmung der Pflichten vergessen worden; und wie weit sich der Herr V. von der entgegenstehenden Parthey entferne, welche biblisch und christlich zu moralisiren glauben; wenn sie ohne hinlängliche Einsicht in die bestimmte Bedeutung der Schriftausdrücke alles durcheinander werfen, bald enthusiastisch träumen, und sich wie der Stylit in die Mystick und ins übertriebene stürzen; bald geringen oder gar gleichgültigen Dingen Hölle und Verdammniß androhen; bald von der Gnade, Wiedergeburt und den Wirkungen des heiligen Geistes und seinem Streit mit dem Satan und dessen Anhängern in solchem kauderwelschen Ton sprechen, daß man sie und die ehrlichen Leser, die Unterricht und Erbauung bey ihnen suchen, zugleich bedauern muß. Zum Beweise unsers Urtheils wollen wir einige merkwürdige Proben anführen, wie der Herr Verf. seine Materien behandelt habe, und nach Gelegenheit auch, wie wir es gewohnt sind, unsre freymüthige Gedanken beyfügen.

Gleich anfangs, da der Herr Verf. von den allgemeinen Grundsätzen der Liebe des Nächsten redet, finden wir S. 9. f. eine bescheidene und überlegte Beurtheilung des moralischen Gefühls, darauf der Graf Shaftesbury ein System der Sittenlehre zu erbauen gesucht, welches hernach Hutchinson und Fordyce ergänzen und verbessern wollen. Wir müssen davon eine nähere Anzeige thun. Die Sätze des Grafen, welche den Grund aller Sittlichkeit enthalten sollen, sind folgende: Jeder Mensch ist ein Theil des Ganzen, und kann zum Wohl des Ganzen durch seine Handlungen

etwas beytragen; thut er das aus freyer Neigung mit Wissen und Vorsatz, so handelt er moralisch gut; der herrschende Trieb das Beste des Ganzen zu befördern, macht die gute Gemüthsart den tugendhaften Character aus; der Mensch hat aber nicht allein die natürliche Fähigkeit, das Verhältniß seiner Handlungen und Neigungen ihre Schicklichkeit oder Unschicklichkeit, ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung gegen das allgemeine Beste zu erkennen, sondern sie auch durch ein inneres Wohlgefallen oder Mißfallen daran schnell und lebhaft zu empfinden, und durch diese Empfindung auf das, was recht und gut und anständig ist, geleitet zu werden; und das ist das moralische Gefühl, welches sich zur Tugend erhebt, wenn es habituell geworden, und eine herrschende proportionirte Neigung zu allem was mit dem allgemeinen Besten übereinstimmt, daraus entstanden ist. Dieß ist die Grundlage des Schaftburyschen Systems. — Hier sind auch seine Mängel, S. 16. f. Gesezt, das moralische Gefühl sey bey allen, welches wir wohl mehr als der Verf. von allgemeinen und schwachen Zügen desselben zugeben wollten; so ist es doch nicht allein ganz ohne Beweis, sondern auch wider alle Erfahrung von der überwiegenden Menge lasterhafter Menschen, angenommen, daß es in allen Menschen so stark und herrschend sey, ein Principium und zwar das einzige Principium der Tugend zu werden. Bey den meisten Menschen ist es kaum merklich; bey denen die sich dessen bewußt sind, ist es erst durch vorhergegangene deutliche Kenntnisse von Gutem und Bösem, Anständigen und Unanständigen, von Recht und Un-

recht

recht erweckt, genährt und gestärkt worden; und diese Art der Erzeugung des moralischen Gefühls in dem Herzen des Menschen will man entweder nicht sehn, oder kann sie durch eine fallaciam opticam der Selbsterkenntniß nicht wahrnehmen: bey denen endlich, die durch dieses Principium allein zu handeln glauben, thut es nichts weiter; als daß es die Güte des Gesetzes, das man vor sich hat, bezeugt, die Gründe der Verbindlichkeit, die man dazu hat, bekräftiget, und zur Verstärkung der innern und äussern Bewegungsgründe hinzukommt. Zu dieser Absicht scheint es der Schöpfer unsrer Natur in uns gelegt zu haben; als einen solchen Zeugen, als einen solchen innern Gehülfen zur Beförderung tugendhafter Handlungen sollten es die Sittenlehrer unsers Erachtens, wo sie nur könnten, erwecken. Wer aber durch dieses Principium allein tugendhaft zu werden gedenkt, ist in einem grossen Selbstbetruge, und muß gewiß sich und das menschliche Herz nicht kennen.

Der zweyte Mangel. Es ist nicht für alle Tugenden wirksam, (wir reden wieder mit dem Verfasser) sondern nur für die gutthätigen. Diese sind nur reizend, manche wichtige Tugenden und rechtmäßige Handlungen haben etwas widriges, dafür das moralische Gefühl nichts sagt. Wir wünschten, daß der V. diesen Satz genauer erläutert, und bestimmtere Beyspiele gegeben hätte, wir würden lieber die Selbstverleugnung, die verachtete und unerkannte Tugend, die nie Hofnung hat erkannt oder gebilliget zu werden, erwählet haben. — Noch wichtiger ist der dritte Mangel. Das moralische Gefühl weiset uns nicht bestimmt

die

die Gränzen zwischen Tugend und Laster an. Der Lasterhafte kann sich durch ein gewisses edelmüthiges Gefühl in seinen Lastern bethören, und gefallen, und thut es fast immer. Der Geizige hat viel süsse Empfindungen von dem ausgebreiteten Nutzen seiner Sparsamkeit; und der Verschwender streut sich in seinem Herzen Weyhrauch über die Wohlfarth, die dem Ganzen von seiner Freygebigkeit zuwächst. — Vierter Mangel. Das moralische Gefühl wird durch den Wachsthum der natürlichen Affecten oft ganz verlöscht, immer sehr geschwächt; der Unterricht muß dessen Züge erst wieder aufsuchen, beleben, ausbilden, und ihnen Stärke und Richtung geben; und wer hat solch starkes moralisches Gefühl, das lauter spricht, und die Neigungen anders beugen kann, als der Affect, wenn er mitten im Ausbruch ist? Gegen einen lasterhaften Affect muß ein entgegengesezter Affect aufstehen, oder eine lang daurende Fertigkeit ihn überwiegen, wenn er gebrochen werden soll; das moralische Gefühl aber wird nie stark wie ein Affect, und selten, vielleicht nie zu einer allgemeinen, stets überwiegend thätigen Fertigkeit. —

Der fünfte Mangel, der dieß Gefühl von der Würde eines allgemeinen Principiums der Tugend herabsezt, ist der; daß wenig Menschen den Einfluß ihrer Handlungen auf die Wohlfarth des Ganzen kennen, und auch der weiseste sie nicht von allen seinen Handlungen wahrnehmen kann. Von vielen offenbar moralisch guten Handlungen weiß man ihn nicht; überdem mischen sich Eigennutz und Eigenliebe bey der Beurtheilung immer mit im Spiele und man würde die Sittenlehre in der Ausübung der Chikane von beyden

noch

noch mehr und ohne Hülfe Preiß geben, wenn das Gefühl eines jeden der einzige Richter zur Entscheidung seyn sollte. — Rechnen wir nun noch hierzu, daß die Pflichten gegen Gott, die so natürlich aus unserm erkannten Verhältniß gegen ihn fliessen, und die Pflichten gegen uns, dazu uns unser eigener Zustand und die Sehnsucht nach Vollkommenheit auffordern, nicht anders als sehr gezwungen, und gleichsam durch Umwege aus diesem Gefühl hergeleitet werden können; so wird und kann man es für kein allgemeines Principium gelten lassen. Wozu dient es denn? wie wir schon gesagt haben, zur Hülfe und zur Bestätigung für die Tugend; oder wie wir es jezt mit andern Worten sagen wollen: es giebt dem Menschen einen gewissen herrschenden edelmüthigen Eifer, auf das, was er als Tugend hat kennen lernen, muthiger zuzufahren, und es mit mehrerer Willigkeit und Freudigkeit zu vollbringen. Ehre genug für dasselbe! Grund genug für die Moralisten, es in allen Menschen anzufachen, und lebendig zu erhalten!

Zum Kontrast hingegen müssen wir noch aus unserm V. die Grundsätze des Christenthums sammlen, die weit allgemeiner und sicherer sind, alle Menschen ohne Unterschied tugendhaft zu machen; und weit anpassender auf die natürliche Lage seines Verstandes und seines Herzens. Die Aussagen Gottes und sein Exempel sind ihm ein untrüglicher Unterricht von dem, was gut und recht ist. Die großen Beweise seiner Liebe, und das Gefühl, das ihm Gott davon in seine Seele pflanzt, sind ihm der stärkste Grund zur Verbindlichkeit; Got-

tes

res Aufsicht und Allgegenwart, seine Ermunterung; die Hofnung auf Belohnungen Gottes, das Gegengewicht aller widrigen Leidenschaften, die innere Heiligkeit der Maßstab, und die Vereinigung mit Gott und allen den Wesen, die die verehrungswürdigsten sind, das Ziel seiner Tugend. — Und was besonders die Menschenliebe betrift, wovon hier die Rede ist, so sind bey dem Christen der Eifer, Gott zu lieben, ihm nachzuahmen und gefällig zu werden, gegen ihn dankbar zu seyn, und die Aussicht auf die unzertrennliche und glükselige Verbindung, darin er mit den Menschen, als Erlößten Gottes stehen soll, nie versiegende Quellen seiner Menschenliebe, und auf jeden Fall kräftigen Triebwerke zur thätigen Ausübung derselben. — Wir haben uns bey dieser Materie lange verweilt, und zum Theil unsre Gedanken mit des V. seinen vermischt; wer aber weiß, wie viel jezt für und wider das moralische Gefühl in Deutschland gesagt wird, und wie viel Einfluß diese Streitfrage in die ganze Sittenlehre hat, der wird vielleicht nicht unzufrieden über uns seyn, daß wir das Publicum mit diesen Gedanken näher haben bekannt machen wollen.

Die wohlgerathene Schilderung des Neides und der Mißgunst S. 36. f. empfehlen wir um ihrer schönen Ausführung willen, gar sehr zum Nachlesen. Und wir können bey dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß das überfliessende, liebreiche Herz des Verf. das durch seinen Styl gleichsam durchschimmert, und die sanfte und einschmeichelnde Art, womit er ans Herz redet, die Neigung des Lesenden so fesseln, daß, ob

wir gleich im kalten Blute geurtheilt hatten, der Styl des Verf. könnte zuweilen etwas gedrungener seyn, wir doch unter dem Lesen selbst oft wieder über unserm Urtheil zweifelhaft wurden. Die leichten und unvermerkten Uebergänge, wodurch der V. seine Materie verbindet, können auch denen zum Muster dienen, welche gern systematisch schreiben wollen, und doch die Form des systematischen nicht zu verstecken wissen. — In Erweisung der thätigen Liebe giebt der V. S. 51. f. folgende Stuffen an. Verwandten, Glaubensgenossen, Mitbürger, fremde Hülfsbedürftige in ordentlichen Fällen; in ausserordentlichen ist die dringendste Noth das höchste Gebot; wobey er S. 55. auch auf die Frage kömmt, in welchem Fall der Christ das Leben für die Brüder lassen solle; da er mit Recht verneinet, daß dieses eine allgemeine Vorschrift sey, sondern es einmal überhaupt dahin deutet, daß die Furcht vor einer vermuthlichen Gefahr uns nicht abhalten müsse, unserm Bruder in dringender Noth beyzuspringen; insbesondere aber rechtschaffene Christen die Verbindlichkeit auf sich haben, für die Brüder in der mehrern Zahl, d. i. zur Wohlfart einer ganzen Gemeine, das Leben zu lassen. Uns dünkt, daß dieses nur in wenigen Fällen genau pflichtmäßig sey, und auf die Stärke des Glaubens, und den Grad der klugen Ueberlegung ankomme, welche im vorkommenden Fall möglich seyn können.

Die Wiedererstattung wird S. 63. f. als eine unerlaßliche Pflicht der Bekehrung und Bedingung der Seligkeit recht pathetisch empfohlen, der Umfang derselben gezeigt, und Mittel der Klugheit an die Hand gege-

gegeben, wie man sie der äussern Ehre unbeschadet, ausüben könne. — Unter den Pflichten von der geistlichen Seelenwohlfart des Nächsten redet er auch S. 100. f. von der brüderlichen Bestrafung, welche er nicht in eigentlichen Verweisen und Bestrafungen sezt, (wie denn auch das neue Testament nicht des bestrafens, nur aber des ermahnens Erwähnung thut;) sondern in sanften und liebreichen Erinnerungen, die man dem Nächsten über seine Irrthümer oder Fehler ertheilen soll. Er will auch, daß dies nicht die Pflicht jedes einzelnen Christen, ausser gegen Verwandte und vertraute Freunde, sey, weil eine genaue Kenntniß der Gemüther derjenigen, die man brüderlich ermahnen will, dazu gehört, wenn es nicht vielmehr Schaden als Frucht schaffen soll. Vornemlich sieht er es für eine Pflicht der ganzen Gemeine und der mit vorzüglichen Gaben in derselben begnadigten Christen an; wobey er aber viel Regeln der Klugheit empfiehlt, diese delicate Pflicht so auszuüben, daß wirkliche Besserung dadurch zu hoffen sey. In der That konnte diese Pflicht in der ersten Kirche, da die Glieder noch genauer und enger mit einander verbunden waren, und die ausserordentlichen Gaben mehrere Autorität ertheilten, häufiger und mit grössern Nutzen ausgeübt werden, als heut zu Tage; da das Band unter Christen schwächer, die Liebe erkaltet, und die Bestrafung oft in eine hochmüthige oder doch unvorsetzliche Beleidigung ausartet, und Schaden anrichtet. Daher man es kaum mit zu vieler Behutsamkeit zuvor überlegen kann, ehe man das Amt eines Erinnerers bey seinem Nächsten übernimmt. — In der darauf folgenden Betrachtung

über das moralische Beyspiel S. 106. f. kommen Bestimmungen des eigentlichen Zweks derselben, und Regeln für den, der durch Erzählung tugendhafter Exempel erbauen will, vor, die mehr als einmal überdacht zu werden verdienen. In Absicht der eigentlichen Erbauung selbst, macht er S. 118. mit Recht einen Unterschied unter der unmittelbaren und mittelbaren Erbauung. Jene hat es zum nächsten und einzigen Zwek, das Herz des Nächsten zur Seligkeit zu heiligen, diese befördert denselben nur auf eine entfernte Weise im Umgange durch Aufklärung des Verstandes, durch gesellige, rechtschaffene, freundliche Gesinnungen, die man äussert, u. s. w. wovon man des Verf. Schilderungen selbst ansehen muß. Wir wünschten aber doch, daß er es bestimmter angezeigt hätte, wie fern es pflichtmässig sey, unmittelbar oder blos mittelbar zu erbauen; welche Fehler im Umgange auch der mittelbaren Erbauung widerstreiten; welche Klugheitsregeln zu beobachten sind, daß man nicht durch den Vorsatz unmittelbar zu erbauen, anstößig oder gar lächerlich werde; und wie thöricht der Stolz und die Unbesonnenheit derjenigen sey, die sich zu rechter Zeit oder zur Unzeit damit hervorwagen. — Die wichtige Lehre von Vermeidung des Aergernisses ist ein Vorzug der christlichen Moral. S. 130. Sie ist aber hier mehr paränetisch, als dogmatisch und in bestimmte Regeln gebracht, vorgetragen; welches wir auch noch bey andern Materien bemerkt haben, und als einen Fehler anrechnen würden, wenn uns nicht die Paräneses selbst unter dem Lesen diesen Fehler vergessen liessen.

Daß

Daß die Gesetze der christlichen Offenbarung gegen den Mord weit dringender sind, als alle andere Gesetze des Alterthums; und den Werth des Lebens eines Menschen mehr ins Licht setzen; sich auch auf das, was der Gesundheit, und auf entfernte Weise dem Leben nachtheilig seyn kann, erstrecken, wird S. 140. f. wohl gezeigt. Von S. 149. an, beweißt der V. die Rechtmäßigkeit der Nothwehr, bestimmt aber auch genau ihre Gränzen; ja er behauptet, S. 163. daß man bey einer Nothwehr wider eine Person, an derem Leben dem gemeinen Wesen mehr gelegen sey, als an dem unsrigen, das seinige ohne Sünde freywillig verlieren könne; und führt zum Exempel an, wenn man von seinem Fürsten in der Trunkenheit angefallen würde. Uns dünkt, fliehen würde wohl ein jeder in diesem Falle, so weit er könnte; ob aber viele in der höchsten Noth aus Ueberzeugung ihr Leben hingeben würden, und nicht vielmehr aus Furcht vor den Folgen, wenn sie sich wehrten, das ist eine andere Frage. Darin sind wir ganz seiner Meynung, daß es zur Rettung seiner Ehre, oder bey einem Frauenzimmer zur Vertheidigung ihrer Keuschheit, nicht erlaubt sey, einen andern zu tödten. Zulezt werden noch die Misdeutungen einiger Lehren Jesu in seiner Bergpredigt, wodurch manche die Nothwehr, als unrechtmäßig für einen Christen, beweisen wollen, durch eine richtigere Auslegung dieser Stellen gehoben; wobey wir uns aber nicht aufhalten können. Eben so müssen wir das übergehn, was der H. V. gleich darauf ganz richtig bestimmt vom Kriege und Soldatenstande sagt; weil wir sehen, daß wir zum Ende eilen müssen, und doch noch verschiede-

nes merkwürdige vor uns haben, das wir wenigstens berühren wollten.

Bey den Pflichten gegen das zeitliche Vermögen des Nächsten redet der H. V. auch S. 247. f. von dem Leihen und Wucher. Nachdem er zuvor den Ausspruch Jesu Matth. 5, 42. f. gehörig bestimmt, zeigt er, daß man nicht blos solchen leihen müsse, die unsre Freunde sind, oder von denen wir wieder Dienste erwarten können, sondern solchen, die es bedürfen und wohl anwenden, wenn wir gleich keinen Nutzen davon haben, und wir von ihrem Vermögen, es wieder zu geben, nicht ganz gewiß sind. Wobey er auch sehr wohl anmerkt, daß oft ein Darlehn eine weisere Gütigkeit gegen den Nächsten sey, als ein Geschenk. Interessen darf der Christ von demjenigen nehmen, der mit dem erborgten Gelde noch ausser dem nothdürftigen Unterhalte etwas gewinnen kann; wer es aber schlechterdings nur zu seiner Nathdurft erborgt, von dem ist es hart und unchristlich, Interessen zu nehmen. Hieraus läßt sich auch leicht bestimmen, welche Interesse billig oder unbillig sey. Alles, was diese Proportion übersteigt, ist Wucher. Die Regel ist richtig. Es giebt aber doch Fälle, wo sie eine Ausnahme leidet. Es kann ein Mensch jezt nur zu seiner Nothdurft borgen, aber er kömmt gewiß durch Erbschaft, Endigung eines Krieges u. s. w. in bessere Umstände, sollte es da nicht pflichtmäßig für ihn seyn, eine billige Interesse zu geben, da er sich doch durch das erborgte Geld von kümmerlichen Bedürfnissen und nagenden Sorgen errettet, auch der Ausleiher gütig genung gewesen ist, etwas bey

ihm

ihm zu wagen? Zulezt zeigt der H. V. noch die Ursachen an, warum es den Israeliten untersagt gewesen, überhaupt Interessen von einander zu nehmen. Denn dieses hält er für den Sinn der darauf gerichteten Gesetze Gottes, worin wir ihm Beyfall geben. Gott untersagte sie aber deswegen, um den Stand der Mittelmäßigkeit und Gleichheit unter seinem Volke, als Brüdern, zu erhalten; die Veräusserung der Grundstücken ausser den Familien zu verhüten; und ihnen ein uneingeschränktes Vertrauen auf seine stets ausserordentlich über sie waltende Vorsorge, als ihres unmittelbaren Beherrschers, einzuprägen. Dieses Gesez gründete sich also blos auf die theocratische Regierung und auf die besondere politische Verfassung dieses Volks. — Was für Armen soll man Gutes thun? Man beobachte S. 282. folgende Regel: die grösseste und dringendste Dürftigkeit hat den ersten Rang, ohne Rüksicht auf die Beschaffenheit, Kirche, Religion u. s. w. des Nothleidenden. Auf was für Art soll man ihnen Beystand leisten? Man muß sich erstlich die Mühe geben S. 289. die dringendsten Bedürfnisse der Dürftigen zu erfahren; und da dies nicht die Sorge eines einzigen seyn kann, so schlägt der V. S. 290. vor, liebreiche Brüderschaften zu errichten, wo alle das Geschäft übernehmen, wahre Dürftige kennen zu lernen; die vortheilhafteste Hülfe ausfindig zu machen; einen verborgenen Beytrag zu einer gemeinschaftlichen Kasse zu thun; zur bequemsten Zeit die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens anzuschaffen; und durch gemeinschaftliche Berathschlagung die Hülfe selbst auf die nüzlichste

Weise zu ertheilen, u. s. w. Wir wünschten sehr, daß dergleichen Vorschläge ausgeführt würden; und wollten auch Mittel dazu anzeigen, wenn es nicht zu weitläuftig wäre. Wie viel soll man endlich den Armen geben? Eine schwer zu entscheidende Frage. Der Verf. will S. 322. man soll zwischen seinen eigenen und anderer Bedürfnissen eine unpartheyische Vergleichung anstellen; nach Abzug dessen, was zu seiner und der Seinigen nöthigen Versorgung dient, die dringende Noth der Dürftigen seinen willkührlichen Gemächlichkeiten und Absichten vorziehen, und sich alsdann damit trösten, daß man nicht allen allein helfen kann. Uns dünkt es noch immer, daß Gott nicht ohne Ursach den Israeliten ein bestimmtes Maaß vorgeschrieben. Sind wir gleich nicht schuldig, uns genau daran zu binden, so ist es doch ein Mittel der Klugheit und Vorsicht, sich selbst einen bestimmten entbehrlichen Theil seiner Einkünfte zu mildthätigen Gaben festzusetzen; so ist man immer darauf eingerichtet, stets im Vorrath, und zwischen der Sorge für sich selbst und dem Kummer, seinen Nächsten nicht helfen zu können, nicht getheilt. Und es ist beynahe keiner, der sich nicht seinen entbehrlichen Theil ausmachen, und für sich selbst eine Armencasse formiren könnte. Doch genung von dieser Materie.

Von den Pflichten gegen die Ehre des Nächsten wollen wir nur die Regeln herausziehen, die wir in Beurtheilung des Nächsten beobachten müssen. Nachdem der Herr V. wider die herrschende Modesünde der Schmähsucht nachdrüklich geeifert, und die bösen

Fol-

Folgen derselben sowol für den schmähenden als geschmäheten vor Augen gelegt; giebt er von S. 376. an, Regeln der Klugheit, wie wir den Nächsten auf eine unsündliche und zugleich pflichtmäßige Weise beurtheilen sollen. Das erste ist die bekannte Regel der Klugheit, auf niemand, den wir nicht ganz genau kennen, ein allzufestes Vertrauen zu setzen; sonst macht man sich ihrer Sünden und des Schadens, den sie stiften können, theilhaftig. Zweytens, das Lob muß mit vieler Behutsamkeit ertheilet werden; wobey die gewöhnlichen Verfasser der Leichenpredigten ihren verdienten Text bekommen. Es muß auf die gelobte Person anpassend seyn; das wahre lobenswürdige, das nicht blos aus Temperament, sondern aus überlegter Tugend geschieht, muß gepriesen werden; und man muß nichts übertreiben, oder gar Fehler in Tugenden verwandeln wollen. Drittens; man muß dafür sorgen, daß die Fehler des Nächsten weder ihm, noch andern schaden. Folglich, viertens, sie bey ihm selbst zu verbessern bemüht seyn; und endlich fünftens durch die Bekanntmachung derselben andere alsdenn dafür warnen, wenn ihnen daraus ein wichtiger und unvermeidlicher Schaden erwachsen könnte. Man sieht, diese Regeln sind ziemlich allgemein, und konnten bestimmter gefaßt werden; sie sind es nicht einmal völlig so, als wir sie ausgezogen haben. Eine nähere Bestimmung aber würde uns zu weit hinausführen. Die schwere Frage, wie fern die öffentliche Bekanntmachung der Sünden und Fehler anderer erlaubt oder gar pflichtmäßig sey, hat er zwar S. 384. berührt,

aber unentschieden gelassen, und nur die Sittlichkeit der Satire dargethan, und Regeln gegeben, die ein Satirenschreiber beobachten müsse, wenn er moralisch richtig handeln wolle.

Der Herr Verf. geht hierauf zu den Pflichten der Rede überhaupt über; und nachdem er von den schönen Tugenden der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, ohne welche die menschliche Gesellschaft allen Reiz, und jeder Mensch selbst alle Ehre und Zutrauen verliert, mit einem recht für sie eingenommenen Herzen gesprochen, kömmt er S. 412. auf die delicate Frage: ob es nicht in gewissen Fällen recht und nothwendig sey, die Wahrheit zurück zu halten? Hier ist des V. Auflösung. Wenn die Entdeckung dessen, was wir für Wahrheit erkennen, der Beförderung der Religion, oder unserm und anderer Besten nachtheilig ist, so müssen wir sie zurück halten. Sollte z. E. die Bekanntmachung gewisser Religionswahrheiten mehr Misbrauch als guten Gebrauch, mehr Verschuldung als ruhige Untersuchung, mehr Schaden als Vortheil nach sich ziehen; und wir setzen noch hinzu; sollte aus Mißverstand, aus blindem Eifer, aus Mangel seltsamer Vorbereitung und hinlänglicher Einsicht u. s. w. im Ganzen genommen mehr Unruhe, Streit, Verwirrung, Leichtsinnigkeit in der Religion, nebst allem bösen Gefolge dieser Fehler daraus entstehen, als aus der entdeckten Wahrheit auf der andern Seite moralisch gutes erwachsen kann; so ist es nicht allein gut zu schweigen, sondern es ist auch Pflicht. Man muß den Zustand der Welt und Religion genau prüfen; die Klugheit muß die Wagschale zur Hand nehmen, und

den nachtheiligen und vortheilhaften Einfluß der zu entdeckenden Wahrheit sorgfältig abwägen, ehe man zur Entdeckung schreitet. Manche entdeckte Wahrheit hat einen so kleinen Nutzen, und der Schaden der Entdeckung ist so ausgebreitet und so groß, daß man wünschen muß, sie wäre unentdeckt geblieben. In der Religion zumal sollte jede neue Entdeckung weise und langsam vorbereitet werden; es müßte denn die Finsterniß so groß und stark seyn, daß sie durch sich selbst zu einer großen Revolution reif wäre, wie zur Zeit der Reformation. Und solche Zeiten haben wir nicht allein nicht, sondern grade den Kontrast davon, der noch mehr Behutsamkeit erfordert. Diese nöthige Ueberlegung scheinen uns diejenigen neuern Schriftsteller nicht gemacht zu haben, welche auf einmal mit Entdeckung vieler neuer Wahrheiten der Religion zum Vorschein gekommen sind, und gläubige und halbgläubige zugleich irre gemacht haben. Ob es gleich kein Unpartheyischer läugnen wird, daß brauchbare Wahrheiten darunter sind; so waren sie doch zur Unzeit gesagt. Jezt thut ihre Entdeckung und die Art derselben Schaden! und wer weiß, wann die Wahrheiten selbst, die bey langsamer Läuterung für ächt werden erkannt werden, ihren moralischen Nutzen äussern werden. Diese Anmerkung haben wir der Wahrheit sowohl als der Religion schuldig zu seyn geglaubt.

Wir sehen, daß wir unsre gesezte Gränzen überschreiten, und müssen wider unsern Willen es bey diesen Proben bewenden lassen. Unsre Leser werden daraus hinlänglich erkennen, wie schäzbar dieses Buch zum Un-

Unterricht und zur Erbauung derjenigen sey, denen die Lehren des Christenthums zur Gottseligkeit nur einigermaßen wichtig sind. Zuweilen hätte sich der Herr V. unsers Erachtens wohl etwas kürzer fassen, und seinen wohlgezeichneten Schilderungen und pragmatischen Absicht unbeschadet, ausserwesentliche Betrachtungen übergehn oder wenigstens abkürzen, auch bey Erklärung der Schriftstellen manchmal ohne die genommene Umschweife gleich zur Sache kommen können. Vielleicht hat er dadurch für den ungelehrten Leser sorgen wollen. Uns deucht aber immer, daß dieser durch Weitläuftigkeit mehr zerstreuet und vom Faden seiner Gedanken abgeleitet, als zur Deutlichkeit geführt werde. Bey mehrerer Kürze würde der Herr V. auch vermuthlich manches bestimmter gesagt, und es nicht bey dem allgemeinen, das zur Ausübung, seinem eigenen Geständniß nach, nicht hinreicht, haben bewenden lassen. Doch dieß sind Fehler die nicht allein um deswillen Nachsicht verdienen, weil sie in einem Felde, das noch nicht genug bearbeitet ist, durch wahre Schönheiten des Styls, durch den pathetischen Vortrag und durch viele Berichtigungen bisher unbestimmt angenommener Sätze überwogen sind; sondern auch deswegen, weil sie sich von dem Vorgänger in dieser Arbeit, diesem sonst so schätzenswürdigen Genie; unvermerkt auch auf seinen Fortsetzer und Verehrer wahrscheinlicher Weise fortgepflanzt haben.

Ehe wir schliessen, müssen wir noch eines vortrefflichen Vorschlags erwähnen, den der Herr Verf. in der Vorrede thut. Er besteht darinn, daß er die Gelehr-

lehrten auffordert, von jeder moralischen Pflicht besonders, dasjenige, was die alten Heyden dogmatisch davon gelehret haben, und die Exempel, wie fern sie dieselbe ausgeübt, in chronologischer Ordnung zu sammlen, und gleichsam von jeder Tugend eine Geschichte zu liefern. Er sucht sich umständlich dagegen zu verwahren, daß er durch diesen Vorschlag der christlichen Sittenlehre nicht nachtheilig seyn wolle, welche Vertheidigung vielleicht um gewisser Leser willen nöthig war. Welcher Vernünftige wird es aber läugnen, daß die Heyden auch ihre natürliche Erkenntniß der Moral gehabt, manche nach derselben gelebt, und ihre Tugenden nicht durchaus für glänzende Laster zu achten sind. Wie viel Nutzen würde die gute Ausführung dieses Vorschlags nicht haben! Wir würden daraus nicht allein die Gränzen der Vernunft, sondern auch des natürlichen Gewissens und des moralischen Gefühls kennen, die Haushaltung Gottes unter den Heyden besser verstehen lernen; und gleichsam von der Erzeugung, Geburt und dem Grade des Wachsthums jeder Tugend aus der Vernunft Erfahrungen erlangen. Alsdann weit gefehlt, daß die christliche Sittenlehre dadurch verdunkelt werden sollte, würden wir vielmehr ihre Ergänzungen der Vernunft; ihre nähere Bestimmung der Pflichten; die stärkere Verbindlichkeit, die sie dem Menschen auferlegt; die triftigern Bewegungsgründe, die sie ihm vorhält; und den stärkern und allgemeinen Einfluß, den sie vor allen andern Sittenlehren auf das Herz des Menschen gehabt hat, und noch hat, zuverläßiger und recht nach dem Augenschein angeben können. Aber wie viel Gelehrsamkeit und Belesen-

nes merkwürdige vor uns haben, das wir wenigstens berühren wollten.

Bey den Pflichten gegen das zeitliche Vermögen des Nächsten redet der H. V. auch S. 247. f. von dem Leihen und Wucher. Nachdem er zuvor den Ausspruch Jesu Matth. 5, 42. f. gehörig bestimmt, zeigt er, daß man nicht blos solchen leihen müsse, die unsre Freunde sind, oder von denen wir wieder Dienste erwarten können, sondern solchen, die es bedürfen und wohl anwenden, wenn wir gleich keinen Nutzen davon haben, und wir von ihrem Vermögen, es wieder zu geben, nicht ganz gewiß sind. Wobey er auch sehr wohl anmerkt, daß oft ein Darlehn eine weisere Gütigkeit gegen den Nächsten sey, als ein Geschenk. Interessen darf der Christ von demjenigen nehmen, der mit dem erborgten Gelde noch ausser dem nothdürftigen Unterhalte etwas gewinnen kann; wer es aber schlechterdings nur zu seiner Nothdurft erborgt, von dem ist es hart und unchristlich, Interessen zu nehmen. Hieraus läßt sich auch leicht bestimmen, welche Interesse billig oder unbillig sey. Alles, was diese Proportion übersteigt, ist Wucher. Die Regel ist richtig. Es giebt aber doch Fälle, wo sie eine Ausnahme leidet. Es kann ein Mensch jezt nur zu seiner Nothdurft borgen, aber er kömmt gewiß durch Erbschaft, Endigung eines Krieges u. s. w. in bessere Umstände, sollte es da nicht pflichtmäßig für ihn seyn, eine billige Interesse zu geben, da er sich doch durch das erborgte Geld von kümmerlichen Bedürfnissen und nagenden Sorgen errettet, auch der Ausleiher gütig genung gewesen ist, etwas bey

ihm

ihm zu wagen? Zulezt zeigt der H. V. noch die Ursachen an, warum es den Israeliten untersagt gewesen, überhaupt Interessen von einander zu nehmen. Denn dieses hält er für den Sinn der darauf gerichteten Geseze Gottes, worin wir ihm Beyfall geben. Gott untersagte sie aber deswegen, um den Stand der Mittelmäßigkeit und Gleichheit unter seinem Volke, als Brüdern, zu erhalten; die Veräusserung der Grundstücken ausser den Familien zu verhüten; und ihnen ein uneingeschränktes Vertrauen auf seine stets ausserordentlich über sie waltende Vorsorge, als ihres unmittelbaren Beherrschers, einzuprägen. Dieses Gesez gründete sich also blos auf die theocratische Regierung und auf die besondere politische Verfassung dieses Volks. — Was für Armen soll man Gutes thun? Man beobachte S. 282. folgende Regel: die grösseste und dringendste Dürftigkeit hat den ersten Rang, ohne Rüksicht auf die Beschaffenheit, Kirche, Religion u. s. w. des Nothleidenden. Auf was für Art soll man ihnen Beystand leisten? Man muß sich erstlich die Mühe geben S. 289. die dringendsten Bedürfnisse der Dürftigen zu erfahren; und da dies nicht die Sorge eines einzigen seyn kann, so schlägt der V. S. 290. vor, liebreiche Brüderschaften zu errichten, wo alle das Geschäft übernehmen, wahre Dürftige kennen zu lernen; die vortheilhafteste Hülfe ausfindig zu machen; einen verborgenen Beytrag zu einer gemeinschaftlichen Kasse zu thun; zur bequemsten Zeit die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens anzuschaffen; und durch gemeinschaftliche Berathschlagung die Hülfe selbst auf die nüzlichste

Weise zu ertheilen, u. s. w. Wir wünschten sehr, daß dergleichen Vorschläge ausgeführt würden; und wollten auch Mittel dazu anzeigen, wenn es nicht zu weitläuftig wäre. Wie viel soll man endlich den Armen geben? Eine schwer zu entscheidende Frage. Der Verf. will S. 322. man soll zwischen seinen eigenen und anderer Bedürfnissen eine unpartheyische Vergleichung anstellen; nach Abzug dessen, was zu seiner und der Seinigen nöthigen Versorgung dient, die dringende Noth der Dürftigen seinen willkührlichen Gemächlichkeiten und Absichten vorziehen, und sich alsdann damit trösten, daß man nicht allen allein helfen kann: Uns dünkt es noch immer, daß Gott nicht ohne Ursach den Israeliten ein bestimmtes Maaß vorgeschrieben. Sind wir gleich nicht schuldig, uns genau daran zu binden, so ist es doch ein Mittel der Klugheit und Vorsicht, sich selbst einen bestimmten entbehrlichen Theil seiner Einkünfte zu mildthätigen Gaben festzusetzen; so ist man immer darauf eingerichtet, stets im Vorrath, und zwischen der Sorge für sich selbst und dem Kummer, seinen Nächsten nicht helfen zu können, nicht getheilt. Und es ist beynahe keiner, der sich nicht seinen entbehrlichen Theil ausmachen, und für sich selbst eine Armencasse formiren könnte. Doch genung von dieser Materie.

Von den Pflichten gegen die Ehre des Nächsten wollen wir nur die Regeln herausziehen, die wir in Beurtheilung des Nächsten beobachten müssen. Nachdem der Herr V. wider die herrschende Modesünde der Schmähsucht nachdrüklich geeifert, und die bösen

Folgen derselben sowol für den schmähenden als geschmäheten vor Augen gelegt; giebt er von S. 376. an, Regeln der Klugheit, wie wir den Nächsten auf eine unsündliche und zugleich pflichtmäßige Weise beurtheilen sollen. Das erste ist die bekannte Regel der Klugheit, auf niemand, den wir nicht ganz genau kennen, ein allzufestes Vertrauen zu setzen; sonst macht man sich ihrer Sünden und des Schadens, den sie stiften können, theilhaftig. Zweytens, das Lob muß mit vieler Behutsamkeit ertheilet werden; wobey die gewöhnlichen Verfasser der Leichenpredigten ihren verdienten Text bekommen. Es muß auf die gelobte Person anpassend seyn; das wahre lobenswürdige, das nicht blos aus Temperament, sondern aus überlegter Tugend geschieht, muß gepriesen werden; und man muß nichts übertreiben, oder gar Fehler in Tugenden verwandeln wollen. Drittens; man muß dafür sorgen, daß die Fehler des Nächsten weder ihm, noch andern schaden. Folglich, viertens, sie bey ihm selbst zu verbessern bemüht seyn; und endlich fünftens durch die Bekanntmachung derselben andere alsdenn dafür warnen, wenn ihnen daraus ein wichtiger und unvermeidlicher Schaden erwachsen könnte. Man sieht, diese Regeln sind ziemlich allgemein, und könnten bestimmter gefaßt werden; sie sind es nicht einmal völlig so, als wir sie ausgezogen haben. Eine nähere Bestimmung aber würde uns zu weit hinausführen. Die schwere Frage, wie fern die öffentliche Bekanntmachung der Sünden und Fehler anderer erlaubt oder gar pflichtmäßig sey, hat er zwar S. 384. berührt,

Weise zu ertheilen, u. s. w. Wir wünschten sehr, daß dergleichen Vorschläge ausgeführt würden; und wollten auch Mittel dazu anzeigen, wenn es nicht zu weitläuftig wäre. Wie viel soll man endlich den Armen geben? Eine schwer zu entscheidende Frage. Der Verf. will S. 322. man soll zwischen seinen eigenen und anderer Bedürfnissen eine unpartheyische Vergleichung anstellen; nach Abzug dessen, was zu seiner und der Seinigen nöthigen Versorgung dient, die dringende Noth der Dürftigen seinen willkührlichen Gemächlichkeiten und Absichten vorziehen, und sich alsdann damit trösten, daß man nicht allen allein helfen kann. Uns dünkt es noch immer, daß Gott nicht ohne Ursach den Israeliten ein bestimmtes Maaß vorgeschrieben. Sind wir gleich nicht schuldig, uns genau daran zu binden, so ist es doch ein Mittel der Klugheit und Vorsicht, sich selbst einen bestimmten entbehrlichen Theil seiner Einkünfte zu mildthätigen Gaben festzusetzen; so ist man immer darauf eingerichtet, stets im Vorrath, und zwischen der Sorge für sich selbst und dem Kummer, seinen Nächsten nicht helfen zu können, nicht getheilt. Und es ist beynahe keiner, der sich nicht seinen entbehrlichen Theil ausmachen, und für sich selbst eine Armencasse formiren könnte. Doch genung von dieser Materie.

Von den Pflichten gegen die Ehre des [illegible] wollen wir nur die Regeln herauszie[illegible] Beurtheilung des Nächsten be[illegible] dem der Herr V. wider[illegible] der Schmähsucht nach[illegible]

Folgen derselben sowol für den schmähenden als ge-
schmäheten vor Augen gelegt; giebt er von S. 376. an,
Regeln der Klugheit, wie wir den Nächsten auf eine
unsündliche und zugleich pflichtmäßige Weise beurthei-
len sollen. Das erste ist die bekannte Regel der Klug-
heit, auf niemand, den wir nicht ganz genau kennen,
ein allzufestes Vertrauen zu setzen; sonst macht man
sich ihrer Sünden und des Schadens, der sie [illegible]
können, theilhaftig. Zweytens, das Lob muß mit
vieler Behutsamkeit ertheilet werden: [illegible] ge-
wöhnlichen Verfasser der Lebensbeschreibungen [illegible] ver-
dienten Text bekommen. Es muß auf die [illegible] Per-
son anpassend seyn; das wahre [illegible], der
nicht blos aus Temperament, sondern aus [illegible] der
Tugend geschieht, muß gerühmet werden: [illegible] man
muß nichts übertreiben, oder gar Fehler in Tugenden
verwandeln wollen. Drittens: man muß [illegible] ge-
gen, daß die Fehler des Nächsten weder ihm noch
andern schaden. Folglich, viertens, [illegible] ihn
selbst zu verbessern bemühet seyn; und endlich fünftens
durch die Bekanntmachung derselben andere [illegible]
dafür warnen, wenn ihnen daraus ein wichtiger [illegible]
unvermeidlicher Schaden erwachsen könnte. Man
sieht, diese Regeln sind ziemlich allgemein, und könn-
ten bestimmter gefaßt werden; sie sind es nicht einmal
[illegible] wir sie angegeben haben. Eine nähere
[illegible] aber würde uns zu weit hinausführen.
[illegible]re Frage, wie fern die öffentliche Bekannt-
[illegible] Sünden und Fehler anderer erlaubt oder
[illegible] er zwar S. 364. [illegible]

 oder

aber unentschieden gelassen, und nur die Sittlichkeit der Satire dargethan, und Regeln gegeben, die ein Satirenschreiber beobachten müsse, wenn er moralisch richtig handeln wolle.

Der Herr Verf. geht hierauf zu den Pflichten der Rede überhaupt über; und nachdem er von den schönen Tugenden der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, ohne welche die menschliche Gesellschaft allen Reiz, und jeder Mensch selbst alle Ehre und Zutrauen verliert, mit einem recht für sie eingenommenen Herzen gesprochen, kömmt er S. 412. auf die delicate Frage: ob es nicht in gewissen Fällen recht und nothwendig sey, die Wahrheit zurück zu halten? Hier ist des V. Auflösung. Wenn die Entdeckung dessen, was wir für Wahrheit erkennen, der Beförderung der Religion, oder unserm und anderer Besten nachtheilig ist, so müssen wir sie zurück halten. Sollte z. E. die Bekanntmachung gewisser Religionswahrheiten mehr Misbrauch als guten Gebrauch, mehr Verschuldung als ruhige Untersuchung, mehr Schaden als Vortheil nach sich ziehen; und wir setzen noch hinzu; sollte aus Mißverstand, aus blindem Eifer, aus Mangel seltsamer Vorbereitung und hinlänglicher Einsicht u. s. w. im Ganzen genommen mehr Unruhe, Streit, Verwirrung, Leichtsinnigkeit in der Religion, nebst allem bösen Gefolge dieser Fehler daraus entstehen, als aus der entdeckten Wahrheit auf der andern Seite moralisch gutes erwachsen kann; so ist es nicht allein gut zu schweigen, sondern es ist auch Pflicht. Man muß den Zustand der Welt und Religion genau prüfen; die Klugheit muß die Wagschale zur Hand nehmen, und

den

den nachtheiligen und vortheilhaften Einfluß der zu entdeckenden Wahrheit sorgfältig abwägen, ehe man zur Entdeckung schreitet. Manche entdeckte Wahrheit hat einen so kleinen Nutzen, und der Schaden der Entdeckung ist so ausgebreitet und so groß, daß man wünschen muß, sie wäre unentdeckt geblieben. In der Religion zumal sollte jede neue Entdeckung weise und langsam vorbereitet werden; es müßte denn die Finsterniß so groß und stark seyn, daß sie durch sich selbst zu einer großen Revolution reif wäre, wie zur Zeit der Reformation. Und solche Zeiten haben wir nicht allein nicht, sondern grade den Kontrast davon, der noch mehr Behutsamkeit erfordert. Diese nöthige Ueberlegung scheinen uns diejenigen neuern Schriftsteller nicht gemacht zu haben, welche auf einmal mit Entdeckung vieler neuer Wahrheiten der Religion zum Vorschein gekommen sind, und gläubige und halbgläubige zugleich irre gemacht haben. Ob es gleich kein Unpartheyischer läugnen wird, daß brauchbare Wahrheiten darunter sind; so waren sie doch zur Unzeit gesagt. Jezt thut ihre Entdeckung und die Art derselben Schaden! und wer weiß, wann die Wahrheiten selbst, die bey langsamer Läuterung für ächt werden erkannt werden, ihren moralischen Nutzen äussern werden. Diese Anmerkung haben wir der Wahrheit sowohl als der Religion schuldig zu seyn geglaubt.

Wir sehen, daß wir unsre gesezte Gränzen überschreiten, und müssen wider unsern Willen es bey diesen Proben bewenden lassen. Unsre Leser werden daraus hinlänglich erkennen, wie schätzbar dieses Buch zum Un-

Unterricht und zur Erbauung derjenigen sey, denen die Lehren des Christenthums zur Gottseligkeit nur einigermaßen wichtig sind. Zuweilen hätte sich der Herr V. unsers Erachtens wohl etwas kürzer fassen, und seinen wohlgezeichneten Schilderungen und pragmatischen Absicht unbeschadet, ausserwesentliche Betrachtungen übergehn oder wenigstens abkürzen, auch bey Erklärung der Schriftstellen manchmal ohne die genommene Umschweife gleich zur Sache kommen können. Vielleicht hat er dadurch für den ungelehrten Leser sorgen wollen. Uns deucht aber immer, daß dieser durch Weitläuftigkeit mehr zerstreuet und vom Faden seiner Gedanken abgeleitet, als zur Deutlichkeit geführt werde. Bey mehrerer Kürze würde der Herr V. auch vermuthlich manches bestimmter gesagt, und es nicht bey dem allgemeinen, das zur Ausübung, seinem eigenen Geständniß nach, nicht hinreicht, haben bewenden lassen. Doch dieß sind Fehler die nicht allein um deswillen Nachsicht verdienen, weil sie in einem Felde, das noch nicht genug bearbeitet ist, durch wahre Schönheiten des Styls, durch den pathetischen Vortrag und durch viele Berichtigungen bisher unbestimmt angenommener Sätze überwogen sind; sondern auch deswegen, weil sie sich von dem Vorgänger in dieser Arbeit, diesem sonst so schätzenswürdigen Genie; unvermerkt auch auf seinen Fortsetzer und Verehrer wahrscheinlicher Weise fortgepflanzt haben.

Ehe wir schliessen, müssen wir noch eines vortrefflichen Vorschlags erwähnen, den der Herr Verf. in der Vorrede thut. Er besteht darinn, daß er die Gelehr-

Lehrten auffordert, von jeder moralischen Pflicht besonders, dasjenige, was die alten Heyden dogmatisch davon gelehret haben, und die Exempel, wie fern sie dieselbe ausgeübt, in chronologischer Ordnung zu sammlen, und gleichsam von jeder Tugend eine Geschichte zu liefern. Er sucht sich umständlich dagegen zu verwahren, daß er durch diesen Vorschlag der christlichen Sittenlehre nicht nachtheilig seyn wolle, welche Vertheidigung vielleicht um gewisser Leser willen nöthig war. Welcher Vernünftige wird es aber läugnen, daß die Heyden auch ihre natürliche Erkenntniß der Moral gehabt, manche nach derselben gelebt, und ihre Tugenden nicht durchaus für glänzende Laster zu achten sind. Wie viel Nutzen würde die gute Ausführung dieses Vorschlags nicht haben! Wir würden daraus nicht allein die Gränzen der Vernunft, sondern auch des natürlichen Gewissens und des moralischen Gefühls kennen, die Haushaltung Gottes unter den Heyden besser verstehen lernen; und gleichsam von der Erzeugung, Geburt und dem Grade des Wachsthums jeder Tugend aus der Vernunft Erfahrungen erlangen. Alsdann weit gefehlt, daß die christliche Sittenlehre dadurch verdunkelt werden sollte, würden wir vielmehr ihre Ergänzungen der Vernunft; ihre nähere Bestimmung der Pflichten; die stärkere Verbindlichkeit, die sie dem Menschen auferlegt; die triftigern Bewegungsgründe, die sie ihm vorhält; und den stärkern und allgemeinen Einfluß, den sie vor allen andern Sittenlehren auf das Herz des Menschen gehabt hat, und noch hat, zuverläßiger und recht nach dem Augenschein angeben können. Aber wie viel Gelehrsamkeit und Belesen-

lesenheit gehört zu solcher Ausführung? Und was noch seltener ist, welche genaue Aufmerksamkeit, den eigentlichen Sinn der Ausdrücke der Alten zu bestimmen, und ihre Begriffe nicht mit den neuern, den wir etwa mit eben denselben oder ähnlichen Ausdrücken verbunden haben, zu verwechseln; welche philosophische Einsicht endlich in die stuffenmäßige Abänderung der menschlichen Erkenntniß und ihre feinern Revolutionen wird nicht zu solchen Geschichtschreibern erfordert? Möchten sich doch viel dergleichen tüchtige Geschichtschreiber der Tugend finden, und die tüchtigen auch Tugend und Wahrheit genug ehren, ihre Geschichte zu unternehmen!

B.

XIV.

Der Grund der Gesellschaft in der rechten Art des Ehestandes und der glücklichsten Erziehung und Unterweisung der Kinder beyderley Geschlechts zum Besten der Eltern und der Lehrmeister. Ulm 1765. bey Albrecht Friedrich Bartholomäi. 16 Bogen in 8.

So viel auch bereits über die Erziehung der Kinder geschrieben ist, so entsinnen wir uns doch nicht, etwas gelesen zu haben, wo die wahren und richtigen Grundsätze dieser wichtigen Kunst faßlicher vorgetragen wären, als in diesem Werke. Besonders sind in einem Schreiben eines Vaters, wie man bey Kindern den Grund zu nützlicher Erkennt-

kenntniß legen soll, welches den größten Theil davon ausmacht, Vorschriften zur Unterweisung der Jugend gegeben, die von einer geprüften Erfahrung zeugen, und höchst gegründet sind, ob sie gleich leider nur von wenigen Eltern und Lehrern befolget werden. Wir empfehlen es daher diesen sowohl als jenen aus rechter Ueberzeugung zum ernsthaften Durchlesen.

In den ersten Abschnitten scheint es der Verf. mit den neuern sich nennenden französischen Philosophen zu thun zu haben, (denn das Buch ist aus dem Französischen übersetzt, ob der Titel gleich nichts davon sagt;) welche den Ursprung der Gesellschaft bald aus dem Eigennutz, bald aus dem Bedürfniß, bald aus dem Willen und der Staatsklugheit des Gesetzgebers herleiten wollen, und sich zugleich Mühe geben, die Vortheile einer ungebundenen Liebe zu predigen, den Ehestand hingegen als eine Art der Sklaverey vorstellig zu machen. Jenes will der Verf. im ersten, dieses im zweyten Abschnitt widerlegen. Bey dem letztern ist er glücklicher gewesen, als bey dem erstern; denn ob wir gleich seinem Hauptsatze Beyfall geben, daß Gottes Bestimmung selbst, die Anlagen, die er in den Menschen gemacht, und die geselligen Neigungen, die er zu dem Ende in ihn gelegt hat, die Quelle der gesellschaftlichen Verbindung sey, und Gottes Offenbarung, besonders im Evangelio, dem Menschen die sicherste und beste Richtung und Anweisung gebe, die gesellige Pflichten zu erfüllen; so ist doch nicht Licht und Kraft genug in den Beweisen des Verf. und die Gründe der Vernunft, die er bestreitet, hat er nur oben-

Weise zu ertheilen, u. s. w. Wir wünschten sehr, daß dergleichen Vorschläge ausgeführt würden; und wollten auch Mittel dazu anzeigen, wenn es nicht zu weitläuftig wäre. Wie viel soll man endlich den Armen geben? Eine schwer zu entscheidende Frage. Der Verf. will S. 322. man soll zwischen seinen eigenen und andrer Bedürfnissen eine unpartheyische Vergleichung anstellen; nach Abzug dessen, was zu seiner und der Seinigen nöthigen Versorgung dient, die dringende Noth der Dürftigen seinen willkührlichen Gemächlichkeiten und Absichten vorziehen, und sich alsdann damit trösten, daß man nicht allen allein helfen kann: Uns dünkt es noch immer, daß Gott nicht ohne Ursach den Israeliten ein bestimmtes Maaß vorgeschrieben. Sind wir gleich nicht schuldig, uns genau daran zu binden, so ist es doch ein Mittel der Klugheit und Vorsicht, sich selbst einen bestimmten entbehrlichen Theil seiner Einkünfte zu mildthätigen Gaben festzusetzen; so ist man immer darauf eingerichtet, stets im Vorrath, und zwischen der Sorge für sich selbst und dem Kummer, seinen Nächsten nicht helfen zu können, nicht getheilt. Und es ist beynahe keiner, der sich nicht seinen entbehrlichen Theil ausmachen, und für sich selbst eine Armencasse formiren könnte. Doch genung von dieser Materie.

Von den Pflichten gegen die Ehre des Nächsten wollen wir nur die Regeln herausziehen, die wir in Beurtheilung des Nächsten beobachten müssen. Nachdem der Herr V. wider die herrschende Modesünde der Schmähsucht nachdrüklich geeifert, und die bösen

Fol-

Folgen derselben sowol für den schmähenden als geschmäheten vor Augen gelegt; giebt er von S. 376. an, Regeln der Klugheit, wie wir den Nächsten auf eine unsündliche und zugleich pflichtmäßige Weise beurtheilen sollen. Das erste ist die bekannte Regel der Klugheit, auf niemand, den wir nicht ganz genau kennen, ein allzufestes Vertrauen zu setzen; sonst macht man sich ihrer Sünden und des Schadens, den sie stiften können, theilhaftig. Zweytens, das Lob muß mit vieler Behutsamkeit ertheilet werden; wobey die gewöhnlichen Verfasser der Leichenpredigten ihren verdienten Text bekommen. Es muß auf die gelobte Person anpassend seyn; das wahre lobenswürdige, das nicht blos aus Temperament, sondern aus überlegter Tugend geschieht, muß gepriesen werden; und man muß nichts übertreiben, oder gar Fehler in Tugenden verwandeln wollen. Drittens; man muß dafür sorgen, daß die Fehler des Nächsten weder ihm, noch andern schaden. Folglich, viertens, sie bey ihm selbst zu verbessern bemüht seyn; und endlich fünftens durch die Bekanntmachung derselben andere alsdenn dafür warnen, wenn ihnen daraus ein wichtiger und unvermeidlicher Schaden erwachsen könnte. Man sieht, diese Regeln sind ziemlich allgemein, und konnten bestimmter gefaßt werden; sie sind es nicht einmal völlig so, als wir sie ausgezogen haben. Eine nähere Bestimmung aber würde uns zu weit hinausführen. Die schwere Frage, wie fern die öffentliche Bekanntmachung der Sünden und Fehler anderer erlaubt oder gar pflichtmäßig sey, hat er zwar S. 384. berührt,

aber unentschieden gelassen, und nur die Sittlichkeit der Satire dargethan, und Regeln gegeben, die ein Satirenschreiber beobachten müsse, wenn er moralisch richtig handeln wolle.

Der Herr Verf. geht hierauf zu den Pflichten der Rede überhaupt über; und nachdem er von den schönen Tugenden der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, ohne welche die menschliche Gesellschaft allen Reiz, und jeder Mensch selbst alle Ehre und Zutrauen verliert, mit einem recht für sie eingenommenen Herzen gesprochen, kömmt er S. 412. auf die delicate Frage: ob es nicht in gewissen Fällen recht und nothwendig sey, die Wahrheit zurück zu halten? Hier ist des V. Auflösung. Wenn die Entdeckung dessen, was wir für Wahrheit erkennen, der Beförderung der Religion, oder unserm und anderer Besten nachtheilig ist, so müssen wir sie zurück halten. Sollte z. E. die Bekanntmachung gewisser Religionswahrheiten mehr Misbrauch als guten Gebrauch, mehr Verschuldung als ruhige Untersuchung, mehr Schaden als Vortheil nach sich ziehen; und wir setzen noch hinzu; sollte aus Mißverstand, aus blindem Eifer, aus Mangel seltsamer Vorbereitung und hinlänglicher Einsicht u. s. w. im Ganzen genommen mehr Unruhe, Streit, Verwirrung, Leichtsinnigkeit in der Religion, nebst allem bösen Gefolge dieser Fehler daraus entstehen, als aus der entdeckten Wahrheit auf der andern Seite moralisch gutes erwachsen kann; so ist es nicht allein gut zu schweigen, sondern es ist auch Pflicht. Man muß den Zustand der Welt und Religion genau prüfen; die Klugheit muß die Wagschale zur Hand nehmen, und

den

den nachtheiligen und vortheilhaften Einfluß der zu entdeckenden Wahrheit sorgfältig abwägen, ehe man zur Entdeckung schreitet. Manche entdeckte Wahrheit hat einen so kleinen Nutzen, und der Schaden der Entdeckung ist so ausgebreitet und so groß, daß man wünschen muß, sie wäre unentdeckt geblieben. In der Religion zumal sollte jede neue Entdeckung weise und langsam vorbereitet werden; es müßte denn die Finsterniß so groß und stark seyn, daß sie durch sich selbst zu einer großen Revolution reif wäre, wie zur Zeit der Reformation. Und solche Zeiten haben wir nicht allein nicht, sondern grade den Kontrast davon, der noch mehr Behutsamkeit erfordert. Diese nöthige Ueberlegung scheinen uns diejenigen neuern Schriftsteller nicht gemacht zu haben, welche auf einmal mit Entdeckung vieler neuer Wahrheiten der Religion zum Vorschein gekommen sind, und gläubige und halbgläubige zugleich irre gemacht haben. Ob es gleich kein Unpartheyischer läugnen wird, daß brauchbare Wahrheiten darunter sind; so waren sie doch zur Unzeit gesagt. Jezt thut ihre Entdeckung und die Art derselben Schaden! und wer weiß, wann die Wahrheiten selbst, die bey langsamer Läuterung für ächt werden erkannt werden, ihren moralischen Nutzen äussern werden. Diese Anmerkung haben wir der Wahrheit sowohl als der Religion schuldig zu seyn geglaubt.

Wir sehen, daß wir unsre gesezte Gränzen überschreiten, und müssen wider unsern Willen es bey diesen Proben bewenden lassen. Unsre Leser werden daraus hinlänglich erkennen, wie schätzbar dieses Buch zum

Un-

Unterricht und zur Erbauung derjenigen sey, denen die Lehren des Christenthums zur Gottseligkeit nur einigermaßen wichtig sind. Zuweilen hätte sich der Herr V. unsers Erachtens wohl etwas kürzer fassen, und seinen wohlgezeichneten Schilderungen und pragmatischen Absicht unbeschadet, ausserwesentliche Betrachtungen übergehn oder wenigstens abkürzen, auch bey Erklärung der Schriftstellen manchmal ohne die genommene Umschweife gleich zur Sache kommen können. Vielleicht hat er dadurch für den ungelehrten Leser sorgen wollen. Uns deucht aber immer, daß dieser durch Weitläuftigkeit mehr zerstreuet und vom Faden seiner Gedanken abgeleitet, als zur Deutlichkeit geführt werde. Bey mehrerer Kürze würde der Herr V. auch vermuthlich manches bestimmter gesagt, und es nicht bey dem allgemeinen, das zur Ausübung, seinem eigenen Geständniß nach, nicht hinreicht, haben bewenden lassen. Doch dieß sind Fehler die nicht allein um deswillen Nachsicht verdienen, weil sie in einem Felde, das noch nicht genug bearbeitet ist, durch wahre Schönheiten des Styls, durch den pathetischen Vortrag und durch viele Berichtigungen bisher unbestimmt angenommener Sätze überwogen sind; sondern auch deswegen, weil sie sich von dem Vorgänger in dieser Arbeit, diesem sonst so schätzenswürdigen Genie; unvermerkt auch auf seinen Fortsetzer und Verehrer wahrscheinlicher Weise fortgepflanzt haben.

Ehe wir schliessen, müssen wir noch eines vortrefflichen Vorschlags erwähnen, den der Herr Verf. in der Vorrede thut. Er besteht darinn, daß er die Gelehr-

lehrten auffordert, von jeder moralischen Pflicht besonders, dasjenige, was die alten Heyden dogmatisch davon gelehret haben, und die Exempel, wie fern sie dieselbe ausgeübt, in chronologischer Ordnung zu sammlen, und gleichsam von jeder Tugend eine Geschichte zu liefern. Er sucht sich umständlich dagegen zu verwahren, daß er durch diesen Vorschlag der christlichen Sittenlehre nicht nachtheilig seyn wolle, welche Vertheidigung vielleicht um gewisser Leser willen nöthig war. Welcher Vernünftige wird es aber läugnen, daß die Heyden auch ihre natürliche Erkenntniß der Moral gehabt, manche nach derselben gelebt, und ihre Tugenden nicht durchaus für glänzende Laster zu achten sind. Wie viel Nutzen würde die gute Ausführung dieses Vorschlags nicht haben! Wir würden daraus nicht allein die Gränzen der Vernunft, sondern auch des natürlichen Gewissens und des moralischen Gefühls kennen, die Haushaltung Gottes unter den Heyden besser verstehen lernen; und gleichsam von der Erzeugung, Geburt und dem Grade des Wachsthums jeder Tugend aus der Vernunft Erfahrungen erlangen. Alsdann weit gefehlt, daß die christliche Sittenlehre dadurch verdunkelt werden sollte, würden wir vielmehr ihre Ergänzungen der Vernunft; ihre nähere Bestimmung der Pflichten; die stärkere Verbindlichkeit, die sie dem Menschen auferlegt; die triftigern Bewegungsgründe, die sie ihm vorhält; und den stärkern und allgemeinen Einfluß, den sie vor allen andern Sittenlehren auf das Herz des Menschen gehabt hat, und noch hat, zuverläßiger und recht nach dem Augenschein angeben können. Aber wie viel Gelehrsamkeit und Belesen-

lesenheit gehört zu solcher Ausführung? Und was noch seltener ist, welche genaue Aufmerksamkeit, den eigentlichen Sinn der Ausdrücke der Alten zu bestimmen, und ihre Begriffe nicht mit den neuern, den wir etwa mit eben denselben oder ähnlichen Ausdrücken verbunden haben, zu verwechseln; welche philosophische Einsicht endlich in die stuffenmäßige Abänderung der menschlichen Erkenntniß und ihre feinern Revolutionen wird nicht zu solchen Geschichtschreibern erfordert? Möchten sich doch viel dergleichen tüchtige Geschichtschreiber der Tugend finden, und die tüchtigen auch Tugend und Wahrheit genug ehren, ihre Geschichte zu unternehmen!

B.

XIV.

Der Grund der Gesellschaft in der rechten Art des Ehestandes und der glücklichsten Erziehung und Unterweisung der Kinder beyderley Geschlechts zum Besten der Eltern und der Lehrmeister. Ulm 1765. bey Albrecht Friedrich Bartholomäi. 16 Bogen in 8.

So viel auch bereits über die Erziehung der Kinder geschrieben ist, so entsinnen wir uns doch nicht, etwas gelesen zu haben, wo die wahren und richtigen Grundsätze dieser wichtigen Kunst faßlicher vorgetragen wären, als in diesem Werke. Besonders sind in einem Schreiben eines Vaters, wie man bey Kindern den Grund zu nützlicher Er-

kennt-

kenntniß legen soll, welches den größten Theil davon ausmacht, Vorschriften zur Unterweisung der Jugend gegeben, die von einer geprüften Erfahrung zeugen, und höchst gegründet sind, ob sie gleich leider nur von wenigen Eltern und Lehrern befolget werden. Wir empfehlen es daher diesen sowohl als jenen aus rechter Ueberzeugung zum ernsthaften Durchlesen.

In den ersten Abschnitten scheint es der Verf. mit den neuern sich nennenden französischen Philosophen zu thun zu haben, (denn das Buch ist aus dem Französischen übersetzt, ob der Titel gleich nichts davon sagt;) welche den Ursprung der Gesellschaft bald aus dem Eigennutz, bald aus dem Bedürfniß, bald aus dem Willen und der Staatsklugheit des Gesetzgebers herleiten wollen, und sich zugleich Mühe geben, die Vortheile einer ungebundenen Liebe zu predigen, den Ehestand hingegen als eine Art der Sklaverey vorstellig zu machen. Jenes will der Verf. im ersten, dieses im zweyten Abschnitt widerlegen. Bey dem letztern ist er glücklicher gewesen, als bey dem erstern; denn ob wir gleich seinem Hauptsatze Beyfall geben, daß Gottes Bestimmung selbst, die Anlagen, die er in den Menschen gemacht, und die geselligen Neigungen, die er zu dem Ende in ihn gelegt hat, die Quelle der gesellschaftlichen Verbindung sey, und Gottes Offenbarung, besonders im Evangelio, dem Menschen die sicherste und beste Richtung und Anweisung gebe, die gesellige Pflichten zu erfüllen; so ist doch nicht Licht und Kraft genug in den Beweisen des Verf. und die Gründe der Vernunft, die er bestreitet, hat er nur oben-

obenhin, zum Theil unrecht verstanden, angesehn. Doch das ist nur etwas ausserwesentliches in diesem Buche. Der Vorzug des einfachen Ehestandes vor der Vielweiberey, und des Ehestandes überhaupt vor der ungebundenen Liebe, wird im zweyten Abschnitt wohl gezeigt; welcher vornemlich darinn besteht, daß im einfachen Ehestande mehr Kinder erzeuget werden, und mehr Ruhe und Einigkeit im Hause ist, als es bey der Vielweiberey möglich ist; woraus für die Stärke, Dauer, festere Verbindung und Betriebsamkeit der Gesellschaft wesentliche Vortheile entspringen; eben dieses gilt auch von dem Ehestande überhaupt in Vergleichung mit der ungebundenen Liebe, wobey noch dieser wichtige Unterschied statt findet, daß eheliche Kinder Erziehung geniessen, und zu bürgerlichen und andern edlern Tugenden gebildet werden; dahingegen uneheliche Kinder, wenn sie ja nicht umkommen, ohne Stütze, ohne Erziehung, und folglich unbrauchbar für die Gesellschaft, ja wohl gar ihr zum Schaden und zur Last gereichen. Und hier können wir uns nicht enthalten, das wahre Gemälde herzusetzen, das er S. 41. von ihnen entwirft. „Aus der ganzen Menge derglei„chen auf ein Gerathewohl ausgestreuter Kinder ent„steht ein niederträchtiger Pöbel, ohne Erziehung, oh„ne Vermögen und ohne Wissenschaft. Kein Mensch „nimmt sich ihrer an, kein Mensch will sie kennen. „Die ausgelassene Freyheit, darin sie allezeit gelebt „haben, läßt sie nothwendiger Weise ohne Unterricht, „ohne Ordnung und Aufführung (Sitten.) Zuweilen „wird der Verdruß und die Verzweifelung Herr über „sie, und verleitet sie zu den schreklichsten Unthaten.

„Das

„Das allergeringste Uebel, das diese unerlaubte Liebe „stiftet, ist, daß sie das Land mit unglüklichen Ein„wohnern anfüllet, welche zu Grunde gehen, weil sie keine „Stütze finden; welche der Gesellschaft schlechten Vor„theil bringen, und von jederman verachtet werden.„ Das Bild wäre noch stärkerer Züge fähig gewesen, um es den neuen Epikurern noch nachdrüklicher zu verweisen, daß sie, wie sich der V. S. 43. ausdrukt, „die „Fortpflanzung des heillosesten Gesindels unter ihre „Berufsverrichtungen rechnen.„ Diese Materie wird von S. 44. an mit einer Schilderung eines Ehemanns und einer Ehefrau beschlossen, die wir allen Eheleuten gern vorgemahlt sehen möchten.

In eben solchem Gemälde entwirft er die vornehmsten Pflichten, welche die Eltern und besonders die Mütter zu beobachten haben, wenn sie den Verstand, das Herz und die Sitten ihrer Kinder von Jugend auf bilden wollen. Wir wollen nur das merkwürdigste davon auszeichnen. Die Mutter legt durch ihre sanfte, zärtliche Liebe den ersten Grund zur Folgsamkeit ihrer Kinder, indem sie ihnen dadurch Ehrfurcht und Dankbarkeit einprägt. S. 56. Bey dieser Gelegenheit vertheidiget der Verf. von S. 60. an den Gebrauch der Ammen mit Gründen, welche die Erfahrung rechtfertiget. — Zarte Kinder führet die Mutter mehr durch Beyspiele als Lehren zur Wohlanständigkeit, Höflichkeit und zum ungezwungenen Wesen an. S. 66. Sie prägt ihnen, wenn sie zum Verstande kommen, die wichtige Wahrheit ein, daß alle Leute, sie mögen nahe bey uns wohnen, oder weit von uns entfernt seyn, etwas zu unserer Glükseligkeit bey-

tragen, und der Mensch für sich allein unglük-
lich seyn würde; und dieß kann sie täglich in unzäh-
ligen Beyspielen anschauend beweisen. So werden sie
leutselig, dienstfertig, mitleidig, und nicht blos äus-
serlich, sondern wahrhaftig höflich. S. 68. Die na-
türliche Härte vermehrt sie nicht durch hartes Begeg-
nen, sondern erweicht sie durch rührende Erzählungen,
durch das Lob mitleidiger Personen, und das eigene
Exempel des Mitleids S. 70. Sie werden auf diese
Weise freundlich, dienstfertig und leutselig; nicht aber
blos gefällig; denn die Kunst gefällig zu seyn, die nicht
aus dem liebreichen Herzen entsteht, ist nur eine Kunst
zu betrügen. S. 73. Sie präget ihnen Ehrlichkeit
und Liebe zur Wahrheit ein, S. 74. verwahrt ihre
aufkeimende Vernunft vor Aberglauben, pöbelhaften
Sitten und Meynungen, behält sie daher in ihrer Ge-
sellschaft und überläßt sie nicht dem Gesinde, noch we-
niger dessen Erziehung. S. 75. Der Vater hält sie
zum Fleiß und zur Arbeit an, S. 78. und freuet sich,
wenn sie dadurch einen sichern Grund zu ihrem Glücke
legen, sollte er ihnen alsdenn auch weniger Vermögen
hinterlassen müssen. S. 79.

Wie unterweiset man nun aber die Jugend? wie
die Töchter? und wie die Söhne? Die Beantwortung
dieser Fragen macht den Inhalt des vorerwähnten
Schreibens aus, welches zwar meist bekannte, aber
wichtige und wenig geübte Vorschriften enthält. Wir
wollen das merkwürdigste daraus anzeigen. Ausser
den weiblichen Beschäftigungen müssen die Töchter in
der Historie, im Schreiben und Rechnen wohl unter-
wiesen werden. Wie sie einen Brief natürlich und un-

gezwun-

gezwungen schreiben lernen sollen, wird S. 90. f. wohl gezeigt. Diese Dinge sind ihnen viel nützlicher, als die Erlernung der Disciplinen und Wissenschaften S. 97. zur Lectüre wird vornemlich die Historie empfohlen, die allein ihren Verstand bilden, zieren und zugleich bereichern kann. S. 99. Bey dieser Gelegenheit giebt der Verf. zugleich S. 100. f. einen Plan, die Historie gut zu lernen, der uns nicht allein neu, sondern auch die Geschichte recht zu verstehen, und sie localiter zu behalten, sehr geschikt zu seyn scheinet. Man soll nemlich bey dem Vortrage derselben nach der Ordnung, wie die Geschichte fortläuft, zugleich die Landcharte des Volks unter den Augen der Lehrlinge formiren; so wird ihnen das zugleich ein Bild von dem Wachsthum und der Ausbreitung des Volks geben, und die Begebenheiten unauslöschlich einprägen. Wir gestehen, daß uns dieses Mittel so gefällt, daß wir glauben, die Geschichte werde eben dadurch in dem Gedächtniß des Lernenden ein beseelter Körper werden. Wir empfehlen die weitere Ausführung dieses Gedanken gar sehr zum Nachlesen. Daß die Zeitrechnung am faßlichsten sey, wenn man vor und nach der Geburt J. C. zähle, wird S. 105. mit Grunde behauptet. Was ein Frauenzimmer aus der Geschichte gelesen und gehöret hat, kan sie hernach wieder erzählen, oder aufschreiben. „An diesen Aufsätzen muß man ihre Unterscheidungskraft loben, wenn sie unerhebliche Umstände wegläßt; sich bey einer ruhmwürdigen oder verabscheuungswürdigen That länger mit ihren Betrachtungen aufhält; bey lebhaften und beweglichen Erzählungen Empfindung spüren läßt.„ S. 113. Der

Nutzen hievon fällt in die Augen. Die Erlernung der Grundregeln der Beredsamkeit und Dichtkunst, und die Kenntniß der Naturgeschichte wird S.120. f. auch noch dem Frauenzimmer angepriesen.

Von S. 125. bis zu Ende des Werks handelt der V. von der Erziehung der Söhne. Das Lesen zu lernen wird das bureau d'imprimerie S. 152. f. als die leichteste Methode empfohlen, und dessen Gebrauch zugleich beschrieben. Junge Leute müssen nach S. 167. f. zur Kenntniß der Künste angeführt werden, dazu Kupferstiche, Modelle von den Werkzeugen und Arbeiten der Künstler und Handwerker, unsers Erachtens aber das Herumführen zu denselben das beste Mittel ist. Da sehen sie selbst, lernen den Gebrauch der Werkzeuge und Hülfsmittel kennen, sehen den Nutzen der Arbeit deutlich ein, und sammlen sich eine Menge reeller und anschauender Begriffe, die auf die Speculation und auf das Leben großen Einfluß haben. Lebende Sprachen werden am besten durch die Uebung erlernt. S. 170. Die Methode zur Erlernung der todten Sprachen S. 171. f. können wir öffentlichen und Privatlehrern nicht genug empfehlen. Bey den Theilen der Rede und den Paradigmatibus des Declinirens und Conjugirens soll man anfangen; dann gleich zum Uebersetzen aus der fremden in die eigene Sprache übergehen; aus dieser zurük übersetzen; keine Exercitia machen, die nur die Sprache zu verderben dienen; ohne Muster niemals in der fremden Sprache ausarbeiten lassen, und nach hinlänglicher Kenntniß der Sprache durch die Uebung, erst mit den Regeln be-

kannt

kannt machen. Diese wenigen Züge müssen Vernünftige, welche die Gebrechen der gewöhnlichen Schulmethode kennen, auf die Ausführung des Verf. begierig machen. Nur auf diesem Wege kan man sich den Schwung, den Gang und die eigentliche Setzungsart einer fremden Sprache, nebst der wahren Kraft der Bedeutung ihrer Worte zu eigen machen. S. 187. Anstatt selbstgemachter Formeln, die gemeiniglich schlecht Latein sind, soll man sie aus dem Terenz, Phädrus u. s. w. nehmen; das schlechte Latein, das man in der Jugend gelernt oder selbst in den Exercitien gemacht hat, läßt sich schwer verlernen. S. 193. f. Construiren muß man nicht, denn dadurch destruirt man das Genie der Sprache, welches vornemlich in der Folge der Worte liegt; anstatt dessen kan man zu Anfang die Bedeutung der Worte in der Muttersprache drunter schreiben, so wird noch dazu die Verschiedenheit beyder Sprachen recht abstechend. Der Schaden des Exercitien-Schreibens wird S. 195. f. noch umständlicher entwickelt. Soll der Schüler gut Latein sprechen lernen, so muß er mit dem Terenz, Plautus und Phädrus, und ihrem stylo familiari sehr bekannt seyn, S. 202. und zur Uebung muß er das, was er eben erst gelesen hat aus einem Autor, mit dessen Worten wieder erzählen, S. 207. f. Eine solche lateinische Chrestomathie, als der V. S. 205. 206. vorschlägt, fehlt uns noch; und wir wollten wohl unsere Schullehrer bitten, anstatt vieler sehr unbedeutenden Dissertationen auf eine solche Arbeit zu denken. Die Vortheile, der vorgeschlagenen Methode findet man

S. 210. f. Beyde Lehrer und Schüler haben mehr Erleichterung und Vergnügen dabey. — Die beste Erlernung der Naturgeschichte ist nach S. 221. f. die, wenn man sie mit der Geographie verbindet.

Ungern brechen wir hier ab. Wir haben genung angezeigt, um Lehrer und Eltern zu reizen, das Buch selbst zu lesen, die thunlichen Vorschläge auszuüben, und die versäumende, ekelbringende und verderbende Fehler der gewöhnlichen Lehrart abzuschaffen. Wir hätten wohl gewünscht, daß der Uebersetzer das, was auf die Franzosen und ihre Denkungsart besonders angewandt ist, zum Gebrauch unserer Nation umgeschmolzen hätte. Nachdem wir aber die einzige Note die von ihm S. 115. beygefügt ist, und so sehr einen Mangel an Urtheilskraft verräth, gelesen hatten, ist uns dieser Wunsch vergangen.

B.

XV.

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, von ihrem Ursprung an bis auf die neuern Zeiten, aus sichern Schriften verfaßt. Sechster Theil, welcher die Fortsetzung der Geschichte von Frankreich enthält, oder der französischen Geschichte zweyter Band. Heilbronn, bey Franz Joseph Eckebrecht, 1764. 2 Alph. 21 Bogen in 8. — — Siebenter Theil, welcher die Fortsetzung der Geschichte von Frankreich enthält, oder der fran-

Französischen Geschichte dritter Band. 1765. 2 Alph. 21 Bogen.

Nachdem man seit einiger Zeit, die vornehmsten unter den vollständigen Werken, in denen die ausländische Geschichte beschrieben worden ist, ins Deutsche übersezt hatte: merkte man endlich, daß uns weit mehr daran gelegen sey, brauchbare Handbücher von dieser Geschichte zu haben, als eine Reihe von vierzig, funfzig Bänden über dieselbe deutsch zu besitzen. Bey allem Fleisse und aller Zuverläßigkeit, die man den Verfassern dieser historischen Systeme nicht absprechen kan, sind Dinge unter ihnen zu partheyisch, zu weitschweifig, und verlieren sich zu sehr in das Unendliche von Umständen und Kleinigkeiten, sie sind zu sehr Sammler und Erzähler, als daß man sie zu Mustern der Geschichte aufstellen könnte. Die Uebersetzung eines Rapin Thoyras und eines Giannone, die sich von den andern rühmlich unterscheiden, wären für die Deutschen hinlänglich gewesen. Insonderheit aber hätte man den P. Daniel sammt seinem P. Griffet ruhen lassen sollen: sein Werk wird durch noch so viele critische Anmerkungen und Zusätze nie eine wahre Geschichte von Frankreich werden. Und wie viel ist nicht überhaupt in allen diesen Werken, das die Nation allein, deren Geschichte sie vortragen, vor wichtig halten muß? Gelehrte können sie bey besondern Untersuchungen leicht in der Ursprache lesen. Aber denen, die unter uns nur Liebhaber der Geschichte sind, gebe man doch lieber deutsche Originalschriften in die Hand: Schriften, die mit dem bedachtsamen Schritte der

Historie, gleich weit vom Trockenen und vom Spielenden einhergehen: Schriften, deren wir ohnediß so wenige haben.

Diese und vermuthlich noch andere Betrachtungen haben an der Abfassung der gegenwärtigen Geschichte einen Antheil gehabt. Man bringt die großen Geschichtbücher von England, Frankreich und andern Staaten in einen Auszug, der doch gewissermassen eine eigene Arbeit seines Verfassers heissen kan, weil er sich nicht an ein einziges Werk hält, sondern mehrere gute historische Hülfsmittel braucht, oft selbst urtheilet, und auch im Ausdrucke nicht ganz von andern abhängt. Auf diese Art hat man bereits die Engländische Geschichte in vier Oktav Bänden herausgegeben, und von der Französischen sind gleichfals schon drey Bände erschienen, davon wir die beyden neuesten vor uns haben. Ein solcher Plan war der Vertheidigung nicht benöthigt, die der Verfasser in der Vorrede zum fünften Bande wider Bolingbroken mühsam genug übernommen hat, weil der Engländer in seinen Briefen über die Geschichte von denen, welche Auszüge aus historischen Schriften verfertigen, verächtlich urtheilet. Der Verf. durfte nur sagen: es ist mehr als ein Auszug was ich schreibe; aber es scheinet, das Herzklopfen sey bey ihm unvermeidlich gewesen, da er den Lord las, weil doch wohl Daniel nicht weit davon lag. Wir müssen ihm jedoch Gerechtigkeit wiederfahren lassen: obgleich der Gebrauch des erstgedachten Werks in dieser Geschichte merklich genug durchschimmert; so haben doch die Leser oft das Vergnügen, auch den deutschen Verfasser zu erkennen: und dieß erregt

den

ten Wunsch, daß er durchgängig allein sprechen möchte. Er ist von dem Verf. der vier ersten Bände unterschieden; man hat die französische Geschichte einem andern Gelehrten aufgetragen, damit die Ausgabe dieses historischen Handbuchs desto mehr möchte beschleuniget werden. Den Lesern muß dieses in so ferne angenehm seyn, als sie keine Spuren von Eilfertigkeit darinne antreffen.

Die drey Bände der französischen Geschichte gehen bis zum Jahr 1594. in welchem Heinrich IV. die demüthigende Cärimonie der Absolution von dem Pabste erduldete. An der Spitze dieser Geschichte steht eine Einleitung, in welcher von den alten Galliern, ehe noch die Römer in ihr Land einfielen, Nachricht gegeben wird. Hier hätte billig auch von den Quellen der französischen Geschichte gehandelt werden sollen: dieß ist nicht allein bey einem jeden Werke von dieser Art nöthig, sondern bey dem gegenwärtigen desto nöthiger, weil viele Citata darinne etwas unbestimmt sind, und allem Ansehen nach aus dem Daniel genommen worden. Die Geschichte selbst hat der Verf. in viele Bücher abgetheilet; so daß die mehresten Könige ihr eigenes haben, und Heinrich IV. bereits das 25ste ausmacht. Die Eintheilung nach den Königlichen Stämmen, oder nach gewissen merkwürdigen Epoquen, wäre wohl bequemer gewesen. Man hätte gewünscht, daß die Jahrzahlen überall am Rande möchten beygefügt werden; daß solches nicht geschehen, entschuldigt der Verf. mit dem schmalen Papier; sie hätten jedoch neben den Namen der Könige noch ihren Platz gefunden: es ist zu viel daran gelegen, sie stets vor Augen

zu haben. Er erzählt überhaupt auf eine gute Art, zusammenhängend, leicht, nicht ohne allen Schmuck, mit eingestreuten richtigen Beurtheilungen, und so viel wir bemerkt haben, richtig: Die Kirchengeschichte von Frankreich wird in besonders angehängten Abhandlungen bündig vorgetragen, und am Ende einer jeden Regierung beschreibt er die vornehmsten Schriftsteller. In der ältern Geschichte hätte er doch hin und wieder mehr abkürzen können; alsdenn würde wenigstens die ganze Historie Heinrichs IV. in diesem Bande, und der Rest der französischen Geschichte im folgenden Raum gefunden haben, woran wir jezt zweifeln.

Noch einige besondere Proben der Aufmerksamkeit, mit welcher wir das Buch gelesen haben! Im Ausdrucke sind noch manche Flecken abzuwischen, z. E. wenn er im 6ten Theil, S. 729. sagt: Beydes können wir nicht über das Herz bringen, so ist die Redensart für die Geschichte zu gemein. Manche witzige Wendungen sind dem Verf. mißlungen, von welcher Art die Stelle im 7ten Theil, S. 696. ist: Der heilige Vater, Gregorius XIII. hatte die Kunst gelernet, unmenschlicher zu denken, als dieser vornehme Rechtsgelehrte. Kunst genug; aber nicht bey dem Pabste, sondern in der Schreibart! Warum nicht lieber, weil der Verf. doch ein vehiculum zum Uebergange suchte: Der Pabst dachte davon mehr seinen Vortheilen gemäß; als nach den Grundsätzen der Menschlichkeit, die Thuanus so sehr verehrte. Noch eines bey dieser Stelle: der Präsident von Thou S. 696. ist der große Geschichtschreiber, und Sohn des S. 694. genannten

Prä-

Präsidenten von Thou; beyde werden aber hier nicht genugsam unterschieden. Die Reflexion, Th. 7. S. 738. Man siehet hieraus, daß bey denen Streichen, die man gekrönten Häuptern beybringt, der Zufall allein strafbar macht, wenn auch gleich der Wille unschuldig wäre, ist unstreitig falsch, oder doch sehr zweydeutig, und großem Mißbrauche unterworfen. Der Verf. hat sich aber zu derselben durch den so seltenen Fall des Grafen von Montgommeri, der Heinrich den II. im Turnier tödtlich verwundete, verführen lassen. In eben diesem Theil S. 277. hätten wir nicht gesagt, daß bey der Plünderung von Rom im Jahr 1527. die Spanier in der Grausamkeit noch vor den Deutschen den Vorzug gehabt haben. Die Deutschen haben dabey fast gar keine, wenigstens keine überlegte Grausamkeit begangen; aber die Spanier und Italiäner desto abscheulicher. Dieß sagt Guicciardini ausdrücklich, und mit einem für unsere Nation schmeichelhaftem Lobe, in der zu wenig bekannten Stelle seines Buchs: Il facco di Roma, p. 229. Paris 1664. 12. Will man sehen, wie der Verf. mit streitigen Charakteren und Begebenheiten umgeht: so kann man die Untersuchung über das Mädchen von Orleans, Th. 6. S. 729. f. lesen. Sie ist wohl gerathen; nur mangeln noch daran die Züge der von oder doch mit dieser Dirne gespielten Betrügereyen; welche jezt Franzosen selbst, z. E. der Verfasser der Vies des femmes illustres de la France, die vor etlichen Jahren erschienen sind, zugeben. — Wir wünschen, daß der Verf.

Verf. den neuern Theil dieser Geschichte zu Ende bringe, ohne vom Daniel und andern Franzosen verführt zu werden: weit mehr aber, daß endlich auch Deutschland eine Geschichte bekommen möge.

R.

XVI.

Plinius Naturgeschichte. Uebersezt von Johann Daniel Denso. Zwenter Band. Rostock und Greifswalde in Anton Ferdinand Rösens Buchhandlung 1765. 4. Vier Alph. 16 B. mit 2 B. Vorrede.

Hier haben wir den Rest des Pliniußischen Werks vor uns. Was für ein Vergnügen sollte es nicht für uns seyn, wenn wir unsre Wünsche darinnen erfüllt, oder in diesem Band die bey dem ersten gerügten Mängel vermieden sähen! Wir thun es sehr ungern, einem Manne, der eine so saure und mühselige Arbeit vollendet hat, auch nur in einem Stücke nicht unsre vollkommenste Zufriedenheit zu bezeugen; da der allgemeine Beyfall noch das einzige seyn könnte, was seine Mühe belohnte. Doch wir sind nicht sowohl auf ihn, als auf seinem Verleger böse, der ihm eine so kurze Frist gesezt hat, in welcher es unmöglich war, dem Werke eine Vollkommenheit zu geben, der es sich unter günstigern Umständen vielleicht hätte nähern können. Gewiß der Herr Professor würde seinen Schriftsteller alsdenn genauer und fleißiger studirt, sich um die Richtigkeit und den wahren Sinn des Tex-

ges bekümmert, die Hülfsmittel, zu beyden zu gelangen, zur Hand genommen, seinem Deutschen ein wenig mehr das Rauhe, Holprichte, Verworrene, Schielende und Schwerfällige benommen und dagegen einen leichtern, verständlichern, doch dabey edlen, männlichen, körnichten, bald spruch- und sinnreichen, bald spizfindigen und ausgeklügelten Vortrag angenommen haben, just wie die Urschrift verlangte. Die Schwierigkeiten sind zu viel, zu mannichfaltig, zu dicht gesäet, als daß sich darüber hinweg gleiten ließ. Wo wir aufschlagen, fallen uns die Beyspiele in die Hände. Wir wollen die Materie vom Ackerbau vor uns nehmen: B. 18, 1 Kap. wie verwickelt ist der erste Paragraph gleich! mehr als das Lateinische! und die Worte: „welche (die Kräuter) uns jene (die Erde) der menschlichen Wohlfahrt und ihrem (vielleicht der Wohlfahrt?) Vergnügen zu gute hervorbringt.„ — „Ob gleich aber die innere Beschaffenheit ihres (der Erde) Stoffes uns zu der Erwägung zwingt, daß sie auch schädliche Dinge gebähre.„ Quoniam tamen ipsa materia intus accendit ad reputationem &c. Auch Harduin konnte hier lehren, daß es heissen soll: da der Inhalt des Buches selbst, wenn wir in demselben weiter hinein kommen werden, uns auf die Erwägung führen wird rc. — „so nimm blos den Menschen aus und sage, welches von ihnen tunkt sein Gewehr in Gift? quod tamen eorum tela sua (seine Waffen, als Hörner rc.) excepto homine, venenis tingit. —„ selbst die Luft, von welcher wir leben — das verhüte der Himmel, daß diese Kunst allgemein werden sollte! aber durch die Luft leben wir. — „sondern da viel-

vielmehr viele Arten desselben durch Menschenhände gemacht werden: etenim quando plura — fiunt. Doch es fällt in die Augen, daß quanto geschrieben werden muß. — „Ja wird in Menschen nicht selbst wie ein Gift gebohren? Quid? non et *homines* quidem (v. quidam) *ut venena nascuntur?* „Einiger Zunge führet ein schwarzes Gift wie die Schlangen, und der berührte Gift ihres Gemüthes verheert alles, was sie tadeln. *Atra* ceu serpentium *lingua vibrat*, tabesque animi *contrectata adurit*, culpantium omnia, ein wenig Aufmerksamkeit auf den Sinn konnte schon lehren, daß der berührte Gift keine Idee des Plinius ausdrücken kann, und alsdenn findet man leicht, daß man verbinden muß: tabes animi adurit contrectata, h. ea, quae contrectavit. Plinius fährt fort: ac, dirarum alitum modo, tenebris quoque suis et ipsarum noctium quieti invidentium, gemitu, quae sola vox eorum est; ut, inauspicatorum animantium vice, obvii quoque vetent agere aut prodesse vitae. Dieser gekünstelte, aber sehr mahlerisch Saz, wie ist er vom Herrn P. D. ausgedruckt! „sie handeln nach Art der unglücklichen Vögel, verbergen sich auch in ihre Finsternissen, und durch das Seufzen, dadurch sie selbst die Ruhe der Nächte beneiden; denn dieß ist ihre einzige Stimme; so verhindern sie, wenn sie statt jener unglückbringender Thiere begegnen, daß auch nichts handeln oder den Leben nützen kann.„ Statt einer ecklen Kritik aller Kleinigkeiten mag hier blos der verschiedne Druck genug seyn; das Unverständliche

des

des Satzes selbst fällt in die Augen. Das folgende ist sehr gut gegeben: „Sie kennen auch kein anderes Vergnügen ihres abscheulichen Geistes, als alles zu hassen. Aber die nächsten Worte gleich sind wieder undeutsch: „Doch eben hierinnen (nach dem Plinius: Jedoch auch hierinnen, wie in allen andern Dingen,) zeigt sich die Hoheit der Natur, daß sie eben so mehr gute und rechtschaffene gezeuget hat, als sie in Erzeugung der Pflanzen, welche vergnügen und ernähren, fruchtbarer ist. In Erwägung dieser und in Freude darüber, wollen wir jene Schaaren Menschen bey ihrem Eifer lassen und die der Gesellschaft nützliche Dinge ausüben (wider den Verstand wird hier nichts gesagt; und damit wollen wir zufrieden seyn; ohne weiter zu gehen und zu fragen, ob nicht hier das Gezwungne und Fremde der Wortfügung sogleich eine Uebersetzung verrathe, und ob nicht das Original eine fliessendere Folge und nachdrücklichere Worte habe: relictis *aestuationi* suae istis hominum turbis, pergemus excolere vitam) und dieß um so viel standhafter, die wir mehr nach nützlichbeliebter Arbeit, als nach Ruhme streben. Statt, da ich mehr Nutzen zu schaffen als Ruhm zu erjagen suche. Quo operae nobis major, quam famae, gratia expetitur. — So weit das erste Kapitel dieses Buches. Die Leser verlangen gewiß nicht, daß wir weiter gehen sollen; und wir eben so wenig, auch schon um deswillen, weil wir Beyspiele von Eilfertigkeit und Abwesenheit der Gedanken und von einer solchen Gleichgültigkeit gegen das Original anführen müßten, daß es schöner seyn würde, in der Mäßigung zu bleiben.

Was

Was läßt sich aber nun erst in den lezten Büchern erwarten, wo Plinius von den Materialien der Künste, von Künstlern und Kunstwerken handelt. Wir bewundern den Muth dessen, der sich an diese Bücher so früh wagt, ehe noch der Text, der an so vielen Orten unrichtig ist, weder durch Handschriften und andere kritische Hülfsmittel gehörig verbessert, noch durch mehrere Männer erläutert ist, welche Kunstverständige und Humanisten zugleich sind. Denn ein Uebersezer verspricht nicht weniger, als alles dieß zu ersetzen, wann es noch nicht voraus von andern geschehen ist. Doch auf dieß alles konnte der Herr Verleger des Herrn P. D. freylich nicht warten, und der Contrakt gieng auch nicht eigentlich dahin; wider welchem obnedem nichts einzuwenden wäre, wenn nur dergleichen Verträge nicht auf Unkosten des Publicum gemacht würden. Allein den Theil des Texts, welcher richtig, verständlich, deutlich ist, konnte doch der Herr P. gehörig, wenigstens verständlich übersezt liefern. Man nehme gleichwohl das Werk zur Hand, und schlage eine Seite auf, welche man wolle, so ist man über den Verstand der Stelle verlegen. Wir wollen nur zum Beyspiele auf den Anfang vom fünf und dreyßigsten Buche verweisen; denn uns wieder in einzelne Stellen einzulassen, würde zu ermüdend seyn. Bey dem allen müssen wir dem Herrn Uebersetzer den Ruhm zugestehen, daß er selbst in diesen Büchern, überaus glücklich ist, die Kunstwörter und eigentlichen Ausdrücke zu treffen; und das in der Vorrede versprochne Plinianische Wörterbuch wird auch ohne Rücksicht auf den Herrn Verleger, dem kein Schade dabey zu-

wach-

wachsen soll, ein mögliches Werk seyn. Gebe doch der Himmel, daß unsere künftigen Uebersetzer eine eben so zärtliche, gewissenhafte und treue Sorgfalt und Achtung für das Publicum tragen, als der Herr Uebersetzer des Plinius für seinen Herrn Verleger trägt! Omnis in Ascanio cari stat cura parentis: munera praeterea — ferre iubet.

L.

XVIII.

Gelehrte Abhandlungen und Nachrichten aus und von Rußland, geliefert von der Schule der Sprachen, Künste und Wissenschaften bey der evangelischen St. Peterskirche zu St. Petersburg, und herausgegeben von derselben Director, D. Anton Friedrich Büsching. Des ersten Bandes erstes Stück. Leipzig, Königsberg und Mietau, bey J. J. Kanter, 1764. 232 Seiten in 8.

Obgleich diese periodische Schrift, welche der Herr Verf. mit dem Inspector und einigen Lehrern der auf den Titel genannten Schule angefangen hat, überhaupt dazu bestimmt ist, neue lesenswürdige und wichtige Abhandlungen über allerley gemeinnützige und erhebliche Materien, und beträchtliche Urkunden zur neuern Geschichte und Verfassung einzelner Staaten, auch Nachrichten von den Sprachen, Künsten und Wissenschaften, mitzutheilen; so wird sie doch dadurch besonders schätzbar, daß sie

den Zustand von Rußland, diesem uns noch länger nicht genug bekanntem Reiche, zum nächsten Augenmerke hat. Das erste Stück enthält folgendes. I. Ein Tagebuch von dem, was auf dem Reichstage zu Stokholm vom 13 Octob. 1755. bis den 24 Jänner 1756. vorgefallen ist. Dieses Tagebuch eines der merkwürdigsten Reichstage in der neuern Schwedischen Geschichte, ist aus der französischen Urkunde, welche ein würdiger Reichstagsmann für sich aufgesezt hatte, übersezt worden. Die Untersuchung der Zwistigkeit zwischen dem Könige und dem Reichsrathe, die darauf vorgenommen worden, macht die wichtigste Stelle aus. II. Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeine zu Astrachan, als ein Anhang einer Geschichte aller evangelisch-lutherischen Gemeinen im Rußischen Reiche, S. 79. f. Diese Gemeine hat schon seit den ersten Jahren des jezigen Jahrhunderts ihren Anfang genommen, hat seit 1760. eine neue Kirche, und seit 1747. den Herrn Neubauer zum Prediger. Man findet hier auch die Kayserlichen Befehle, auf welche sich die Religionsfreyheit der neuen evangelischen Gemeinen im Rußischen Reiche gründet. III. Verzeichnisse vom Gebohrnen, Gestorbenen und Verehlichten in St. Petersburg, mit Anmerkungen über dieselben. S. 103. f. Sie betreffen nur die evangelische, reformirte und römischcatholische Gemeine, und gehen von 1755. bis 1763. Es sind in diesen Gemeinen innerhalb 9 Jahren, 94 Personen mehr getauft als begraben worden; welches doch, wie der Herr Verf. anmerkt, nicht als eine Abweichung von demjenigen anzusehen ist, was

man

man bey grossen Städten beobachtet hat, daß in denselben jährlich mehrere sterben, als gebohren werden; indem hier die Verzeichnisse der Rußischen Kirche fehlen. **IV. Etwas von dem arabischen Meerbusen, welcher fälschlich das rothe Meer genennet wird.** S. 119. Herr B. bemerkt, daß der arabische Meerbusen nicht das rothe Meer sey oder heisse, (obgleich solches eine gewöhnliche Meynung ist,) sondern er sey nur ein Busen des rothen Meeres, welchen leztern Namen das ganze, die südlichen Küsten von Asien, oder die Küsten von Arabien, Persien und Indien bespülende Weltmeer führe. **V. Geschichte der bey der evangelisch-lutherischen S. Peterskirche befindlichen, und derselben zugehörigen Schule der Sprachen, Künste und Wissenschaften,** S. 123. f. Sie ist auch durch andere gedrukte Nachrichten bekannt geworden. Unter andern ist auch ein gelehrter Mönch aus dem Kloster des H. Alex. Niewsky, Herr Arsenius, Lehrer der Theologie der griechischen Kirche für die Russen, an dieser Schule. **VI.** *Io. Aug. Starckii*, Graecae, Lat. et OO. LL. in Gymnasio Petrino Praefectoris, Dissertatio de varietatibus lectionis, ad Codices V. Test. Ebraeos caute colligendis, S. 141. f. Nach einer weitläuftigen, nunmehro kaum mehr nöthigen Vertheidigung der critischen Bemühungen über das A. Test. handelt der Verf. von den Quellen, aus welchen die verschiedenen Lesarten desselben geschöpft werden müssen, wovon er nur die alten Uebersetzungen, die christlichen Kirchenlehrer, und die Jüdischen Schriften durchgehet, bey jeder aber Vorsichtigkeit empfiehlet, und zeigt,

 wie

wie nöthig sie sey. z. E. 1 B. Mos. V, 1. 24. müsse man nicht glauben, daß der Samaritanische Uebersetzer המלאכים gelesen habe; sondern er habe nach den Lehrsätzen seines Volks, den Namen der Engel von den Namen Gottes gesezt, und Cap. XLII, 1. hätten die Uebersetzer nicht תתיראו gelesen; sondern das Wort תתראו aus Unwissenheit der Grammatik, falsch übersezt. Von Hülfsmitteln, die fehlerhafte Leseart auszuforschen, gedenkt Herr St. nur des Parallelismi von zwo Stellen, und der Verwechselung ähnlicher Buchstaben miteinander. Sonst hat er auch S. 152. f. einige Lesearten aus dem Talmud gesammlet. VII. Auszüge aus Abhandlungen, welche 1763. in den Versammlungen der Kayserlichen Academie der Wissenschaften von Mitgliedern derselben abgelesen worden, aber doch noch nicht gedrukt sind, S. 165. f. Sie schreiben sich von zween Deutschen her, dem Herrn Prof. Zeiher, jezigen Lehrer der Mathematik zu Wittenberg, und von dem Herrn Collegienrathe Aepinus. VIII. Nachrichten von neuen Büchern und Schriften in Rußland. Man hat unter andern die deutsche Uebersetzung des Herodotus ins Rußische übersezt. IX. Andere Nachrichten. Hier steht ausser dem Rußisch-Kayserlichen Privilegio, welches den Herrnhutern 1764. ertheilet worden, eine Nachricht von dem Herrn Lor. Natter, diesem in der Kunst auf Edelsteine zu graben berühmten Manne, der im October 1705. in der Reichsstadt Biberach gebohren war, und im October 1763. zu St. Petersburg verstorben ist. Er hatte sein bekanntes prächtiges Werk: Traité de

la Methode antique de graver en pierres fines, &c. (London 1754. Fol.) auch englisch, und beyde Ausgaben auf seine Kosten drucken lassen. Von der englischen wollte er kein Exemplar unter 2 Guineen verkaufen, und da die Engländer nur 1. Guinee davor geben wollten, ärgerte er sich darüber so sehr; daß er alle noch vorräthige Exemplare derselben, deren einige 100. waren, verbrannte, und die besten Kupferplatten zerkrazte. So sezte er sich, sagt der Verf. dem englischen Eigensinn mit einem eben so starken oder noch stärkern deutschen Eigensinn entgegen. Der zweyte Theil dieses Werks, den er handschriftlich hinterlassen, ist bey seiner vortreflichen Sammlung von alten gravirten Steinen; und vornehmlich von Abdrücken alter Originalien in Schwefel und Siegellack geblieben, welche des Großfürsten Kayserliche Hoheit seinen Erben vor 1100 Pf. Sterling abgekauft haben. X. Ein auswärtiges Buch das Rußland betrift. Es ist Voltairens Geschichte Peter des Großen, über welche geklagt wird, daß der Verf. die Hülfsmittel, die ihm so häufig dazu mitgetheilet worden, so schlecht genüzt habe. Bey der deutschen Uebersezung dieser Geschichte, die 1761. zu Frankfurt am Mayn herausgekommen ist, hatte Herr Büsching viele Verbesserungen angebracht; da man aber bey dem zweyten Theil der Uebersezung seine Hülfe nicht begehret hat: so theilet er hier dasjenige mit, was in demselben berichtiget werden muß.

XVIII.

Chionis Epistolae Graece: ad Cod. Medicaeos recensuit, castigavit, notas et indicem adjecit *Io. Theoph. Coberus* A. M. Gymn. Budissensis Conrector 1765. Dresdae et Lips. apud Grollium 8. 6 Bogen.

Heraclea, mit dem Zunahmen Pontica, eine in Bithynien am Pontus Euxinus ehemals gelegne ansehnliche freye Handelsstadt, war unter die eigenmächtige Herrschaft eines Clearchus gerathen. Als dessen Grausamkeiten unerträglich wurden, machten zwey junge Bürger von Stande, Chion und Leonides, eine Verschwörung, ihr Vaterland durch den Tod des Tyrannen zu befreyen. (Justin. XVI, 3-5. Diodor. XV, 81. und XVI, 36.) Beyde waren Schüler des Plato. Ein neuerer Sophist hat unter des erstern Namen Briefe geschrieben, welche zwar ihrem Inhalte nach nicht sehr wichtig sind, aber doch vieles von dem Vernünftigen, Geschmückten und Blumenreichen der spätern griechischen Schriftsteller haben, ob sie gleich oft in das Gekünstelte und Kostbare fallen. Es wird darinnen, obgleich nicht allzeit mit Beybehaltung der Wahrscheinlichkeit, und zuweilen sogar mit chronologischen Widersprüchen, vorausgesezt, der junge Chion sey auf Reisen gegangen; Er schreibt von Byzanz, Chios und Athen aus an seinen Vater, Matris, nach Heraclea zurück. In Byzanz ist er zugegen, als Xenophon mit seinem Heer, das aus Asien zurück kömmt, durchzieht. III. Brief. Als er nach einem fünfjährigen Aufenthalt zu Athen von der Unterdrückung seiner

ner Mitbürger hört, geht er nach Heraclea zurück, mit dem Entschluß, sein Vaterland zu befreyen. Diese Briefe des Chion befinden sich bereits in der Sammlung, griechischer Briefe, vom Aldus Manutius 1499. und Genf 1606. und sind einzeln vom Joh. Caselius, Rostock 1583. 4. herausgegeben worden. Zu gegenwärtiger neuen Ausgabe, hat der Herr Herausgeber verschiedne Lesarten aus drey Florentinischen Handschriften gesammlet, welche zwar nur vom funfzehnten Jahrhundert sind, aber um deswegen noch mehr gebraucht zu werden verdienen, weil nach dem Aldus niemand weiter Handschriften über diese Briefe zu Rathe gezogen hat. Der griechische Text ist aus dem Aldus, zwar nicht ganz ohne Drukfehler, doch mit ganz artigen Lettern, abgedrukt, bis auf einige Stellen, wo der Herr H. theils aus seinen Handschriften, theils aus Muthmassungen, den Text zu verbessern geglaubt hat. Aus den Handschriften sind folgende die wichtigsten Veränderungen: S. 9. ἄλης statt ζάλης. S. 20. φιλοχρημοσυνην statt φιλοπραγμοσύνην. S. 47. ἄπορον statt εὔπορον. S. 54. ἡσυχίας statt φιλοσοφίας. Wir wollen auch von des Herrn Herausgebers Verbesserungen, die beträchtlichsten anführen: Brief II, §. 5. ist das ἐνεῖ ganz müßig, ob es sich gleich grammatisch vertheidigen läßt. Die mediceische Handschrift hat μενοῦν, Herr Coberus muthmasset μὲ νῦν. II, §. 15. ὧν καὶ οἱ νικῶντες τοὺς πολεμίους ἡττῶνται ist eine zu willkührliche Verbesserung desselben im Text selbst, statt τοὺς πολέμους, indem dieses gar gut stehen kan, wenn man annimmt, daß

daß κατὰ darbey zu versehen ist. VI, 1, steht eine andere Verbesserung im Text ταριχοῦ Ῥοδίου, statt τ. Ῥοδιῶν; eben daselbst wird statt des unbekannten τοῦ Μεςσίνου οἴνου glüklich gemuthmasset τοῦ Μυςίνου οἴνου. IX. §. 4. ist οὔτε αὐτὸ mit Recht in αὔτε αὐτὸν verändert, und S. 29. ἠςμοσται in ἥςμοσται. Aber S. 40. hätte αὐτὸς nicht gleich in dem Text eingerükt werden sollen; denn αὐτὸ τοὐμὸν ἐφ' ἑαυτοῦ giebt keinen unächten Sinn; und in eben dem Brief §. 6. kömmt wieder τὰ μὲν οὖν ἐμὰ ἐφ' ἑαυτῶν σκεπτέα vor. S. 41. sehen wir die Schwierigkeit nicht, welche in der gemeinen Lesart seyn und eine Verbesserung veranlassen sollte. Chion sagt: der Tyrann wird sich zwar meines Körpers aber nie meines Geistes bemächtigen können, und Freyheit oder Sklaverey beruhet doch allein auf diesem, d. i. wir sind nur in so fern Freye oder Sklaven, in so fern unser Geist frey oder Sklav ist. Er ist aber Sklav, indem er der Furcht oder dem Schmerzen unterworfen ist. Man vergl. §. 4. dieses schönen und männlichen Briefes. Eben so wenig finden wir, was S. 42. Anmerk. m) jemanden in Verlegenheit setzen könne. δὲ hat hier seine gewöhnliche Bedeutung; es bestimmt genauer das κίνδυνον ἔχειν, von was für einer Art der Besorglichkeit Chion dieß verstanden wissen wolle. S. 44. ist in einem Schriftsteller, wie Chion ist, vielleicht ohne hinlänglichen Grund ἐφ' ἑαυτῶν sogleich im Text in ἐφ' ἑαυτῶν verwandelt, und auch dieß wohl schwerlich richtig exemplo suo erklärt; denn das angeführte Exempel hat nicht völlig einerley Verhältniß. Ein anderer

Schrift-

Schriftsteller würde wahrscheinlicher Weise das gewöhnlichere τὸ ἐφ' ἑαυτοῖς gesezt haben, d. i. so viel von ihnen abhängt. S. 48. gehört ἔχων der Verbindung nach zu ἠπόρουν, und S. 49. f) fällt das Feine des Ausdruks weg, wenn διὰ verstanden wird; warum soll ich nicht können ὑποπτεύειν τὸ δ. verbinden? Die unter dem Text gesezten Anmerkungen enthalten theils die verschiednen Lesarten, theils einige Erklärungen; sie sind von einem sehr guten Schlage, kurz, nüchtern, bescheiden; und verrathen eine sehr feine Kenntniß der griechischen Litteratur. Wir haben nur bedauret, daß der Herr V. nicht des lateinischen Ausdruks mächtiger ist, um seine Gedanken deutlicher und ordentlicher an Tag zu legen, welches man besonders in der Vorrede vermißt; die ungleich mehr historisch und kritisch abgefaßt hätte werden können. Unter den Erklärungen wird Brief VI, §. 2. τῆς δὲ ἐπιμελείας σε ἐπιγνώσκειν durch rühmen, hochschätzen, richtig erklärt, und mit 1 Corinth. XVI, 18. erläutert, ingleichen S. 30. συμπαθεῖν, so daß man nicht auf den Argwohn kommen darf, als wenn nach βιάζεσθαί με das Wort μὴ fehle. Zur Deutlichkeit für andre sollte nur wenigstens hinzugefüget seyn, Chion sage so viel, er wolle sich lieber durch längere Fortsezung seiner philosophischen Studien in den Stand sezen, seinen Landsleuten nüzlich zu seyn, als nach Hause zu kommen und die gemeinen Bedruckungen mit ihnen zu theilen. S. 57. wird durch einige Stellen, unter welchen Sophocles Antigone v. 270. die vornehmste ist, erwiesen, daß schon die alten Griechen

zum Beweise der Unschuld glühend Eisen getragen haben, oder durch Feuer gegangen sind.

Wir wollen noch einige von unsern eignen Bemerkungen beyfügen. S. 2. würde eine kritische Hand μὴ λυπεμένους δὲ εὐτυχίαν entweder als eine Glosse mit ausstreichen, oder nach der Spur der mediceischen Handschrift lesen: — προσδέχεσθαι λυπουμένους ἄμεινον δὲ u. s. f. S. 14. hätten wir gewünscht τοῖς ἐν ἡμῖν ναύταις erklärt zu finden. S. 20. kan bey μηδὲν δὲ ἧττον nicht ἄτοπον wiederholt werden; der Verstand ist: es würde ungereimt seyn, da ich nach Griechenland gereiset bin, um durch Erlernung der Weltweisheit mich von der Begierde nach Glücksgütern zu befreyen, wann mir indessen nichts weniger die Reichthümer von Pontus aus, nachgeschikt werden sollten. S. 26. δι' ἣν οὐδὲν τέλος ἥκει μοι παρὰ σοῦ γράμμα, wo in andern γράμματα ist, sollte beydes als ein Glossem ausgestrichen werden. Wenn S. 39. die gewöhnliche Lesart vorgezogen ward, so sollte gezeigt werden, nach welchem Sprachgebrauch λύσις ὀχυρὰ gesagt werden kan. S. 40. am Ende gehört wohl ἂν (statt ἐὰν) τις μὴ φοβῆται τὸ κακὸν, zusammen; und also erhellt nicht, wo ἵνα Statt finden könne. Eben daselbst macht ἐν eine feinere Wortfügung. S. 51 wird es schwer zu begreifen, wie eines Zuges der Athenienser nach den Hellespont wider die Lacedämonier gedacht werden könne: οὐδὲ ναύτης εἰς Ἑλλήσποντον ἐπὶ Λακεδαιμονίους σὺν Ἀθηναίοις ἔπλεον. wenigstens zu der Zeit nicht, da des Chions Aufenthalt zu Athen vorausgesetzet wird. Denn vorher schikten oft beyde

Staa-

Staaten Flotten nach dem Hellespont. Zwar würde es durch ἢ ἐπὶ Λ. leicht zu trennen seyn. Man könnte es auch wahrscheinlich machen, daß ἐπὶ Χαλκηδονίους gelesen werden müsse. Doch ungleich wahrscheinlicher ist, daß entweder dieß unter die übrigen chronologischen Fehler zu rechnen sey, welche in diesen Briefen vorkommen, oder daß ἐπὶ Λακεδαιμονίους von fremder Hand sey. Denn nach dem Hellespont schiften um diese Zeit die Athenienser mehr als eine Flotte wider die Byzanzier ab, welche damals unter den übrigen Bundsgenossen waren, welche sich wider die Athenienser aufgelehnet hatten.

Am Ende ist ein Index der Worte und Redensarten, theils blos lateinisch ausgedrukt, theils mit Erklärungen, beygefüget, in welchem sich viel Gutes findet; wir wünschten nur noch, daß diejenigen Ausdrücke noch genauer bemerkt worden wären, welche in die neuere Sprache der Sophisten gehören, und bey den alten Attikern nicht angetroffen werden.

L.

XIX.

Evangelisch gemeynte Gedanken über das Ius eundi in partes, mit ohnpartheylicher Freymüthigkeit entworfen von K. v. K. Frankfurt und Leipzig 1765. 4.

Der Verfasser dieser Schrift ist der zu Wezlar sich aufhaltende Consulent der Reichs-Stadt Nürnberg, Herr König von Königsthal, wel-

welcher zugleich laut S. 3. zu einem seltenen Exempel einem catholischen, lutherischen und reformirten Reichsfürsten (welche wir aber, da er sie selbst nicht genennet hat, auch nicht zu nennen wissen) mit wirklichen Geheimen Raths-Pflichten verwandt ist.

Die abgehandelte Frage ist eine der wichtigsten in der Praxi des deutschen Staats-Rechts und von beeden Religions-Theilen noch in den neuesten Zeiten so viel darüber geschrieben und gestritten worden, daß solches allein eine nahmhafte Sammlung ausmachen würde. Herr K. v. K. betrachtet aber die Materie aus einem Gesichtspunct, worinn sie allerdings die gröste Aufmerksamkeit verdienet. Er setzet voraus: daß die Quelle vieler das deutsche Recht betroffenen Uebel in dem von den Protestanten angenommenen Grundsatz hafte: Die Erhaltung der Evangelischen Religion hange von politischen Maasregeln ab. Er zeigt hierauf aus der Geschichte: daß vor der Reformation die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstag entschieden habe und das Ius eundi in partes von den Franzosen als ein Zankapfel in das deutsche Reich geworfen worden, worüber aber eine deutsche Provinz und Stadt nach der andern verlohren gegangen. Sodann erläutert er den Begriff und Geschichte dieses Rechts aus den Comitial- und Westphälischen Friedens- auch nachherigen Reichs-Tags-Handlungen. Er bekennt, daß solches ein wahres Kleinod vor die Protestanten seye, in alleiniger Absicht auf die Religion würde es aber nicht bedurft haben, diese Freyheit mit so vielem Blut zu erstreiten. Nachdem er hierauf

von

von dem Gebrauch dieses Rechts einiges erwehnt, so zeigt er, daß bey dessen Mißbrauch der ganze Vortheil mit eins hinwegfalle, daß die Catholische ihrer Seits auch nur politisch handeln müßten, und aus einer Wohlfahrt ein güldener Hamen werde, an dem die Protestanten sich selbst fangen. Er wiegt hierauf den von dem Gebrauch dieses Rechts entstehenden Nutzen oder Schaden ab und zeigt erstlich, wie wenig die Allgemeinheit dieses Grundsatzes Plaz greife, zweytens, daß die Seltenheit der Fälle, worinn solcher gebraucht worden, schon ergebe, wie behutsam in dessen Anwendung zu verfahren seye, drittens, wie durch dessen allzuoften Gebrauch oder Mißbrauch das gesammte Reichs-System den mißlichen Folgen ausgesezt werde. Diesem wird der wichtige Gränzstein gesezt: daß bey einem Gesezmäßigen Voto Evangelicorum communi schon ausgemacht seyn müsse, daß der Gegenstand eine wahre, das allgemeine Evangelische Interesse berührende Religions-Beschwerde seye. Dieses leitet ihn weiter zu Beleuchtung aller der Vorwände, womit aus politischen Absichten, zumalen der mächtigern Stände ein Religions-Interesse erzwungen, der Sinn der Reichs-Geseze als dunkel angegeben, die Gewalt der Reichs-Gerichte mißkennet, in der That selbst aber, zum allgemeinen Schaden und Entkräftung des Stimm-Rechts schwächerer Stände, eine Evangelische Aristocratie eingeführt werden wolle. In der Folge dieser Betrachtungen wird gewiesen, daß die mehreste Fälle, worinn man das Ius eundi in partes zu Hülfe nehmen wollen, blos politische Absichten betroffen haben,

den, hingegen wahre Religions-Beschwerden unerörtert gelassen worden, daß von allen protestantischen Bündnissen noch kein einiges bestanden, wohl aber viele einzele Stände das Opfer davon geworden und ihre völlige Freyheit darüber verlohren haben, mithin die mindermächtige Stände nicht vorsichtig genug zu Werk gehen können, wann von einem Voti communi die Frage entstehe. Dieses alles wird mit dem Vorschlag beschlossen, daß wann Evangelische Stände irgendwo ein Particular-Interesse haben, wovon weder ihr eigen Wohl und Weh, noch weniger der gesammten Religion Nutzen oder Schaden abhängt, sie solches lieber der Entscheidung des von den Ständen selbst aus beeden Religionen besezten Cammer-Gerichts überliessen, oder endlich dem Schicksaal des Reichstags, ohne Unterschied der Stimmen anheim stellten, mithin den Mißbrauch des Iuris eundi in partes abstellten, das gute Vertrauen zwischen beeden Religionen unterhielten und dagegen die wahre Religions-Beschwerden desto eifriger beherzigten.

Die angeführte historische Umstände sind unläugbar, die daraus gezogene Schlüsse richtig und die darauf gebaute Wahrheiten in der Erfahrung leider vollkommen gegründet. Die Folgerungen, so der Verf. aus dem Mißbrauch und willkührlichen Anwendung des Iuris eundi in partes vor die Schwächung der Stimm-Freyheit mindermächtiger Reichs-Stände zieht, sind eben so richtig, als die gemachte Wahrnehmung, wie dieses Recht von den Mächtigen nicht selten, zum Deckmantel politischer Absichten gebraucht werde,

werde, aller Aufmerksamkeit würdig ist. Sein gethaner Vorschlag ist aber ein blosses Ideal; Sind dann im Reichs-Cammer-Gericht nicht auch Menschen und würde zu Wezlar das weniger möglich seyn, was in Regenspurg möglich ist? Es ist nicht daran zu gedenken daß die Evangelische von einem mit so unaussprechlicher Mühe errungenen Recht jemals abgehen werden, das Gesez ist unverbesserlich, und wann jeder Theil in dessen redlichen und rechtmäßigen Schranken bliebe, so bedürfte es keiner solchen neuen Vorschläge, die dem Mißbrauch abzuhelfen oder vorzubeugen eben so wenig im Stand seyn würden. Nicht am Verstand, an dem Willen derjenigen fehlt es, welche der Verfasser §. 1. seiner Schrift sehr unnöthig bedauert.

Das wesentliche und wichtige dieser Abhandlung hätte sich auf einen einigen Bogen bringen lassen, es wird einem bey der steifen und schleppenden Schreibart unerträglich, ganze Seiten lateinische Excerpten, dann wieder ein paar Zeilen lateinisches Deutsch zu lesen und alle Augenblick durch die ungeheure Menge von Allegaten sich unterbrochen zu sehen, welche seltsame Mischung dieser Schrift die ganze fürchterliche Gestalt eines Facultäts-Responsi vom vorigen Jahrhundert verschaffet.

S.

XX.

M. Urban Gottlob Thorschmids, Pastors zu Klein-Wolmsdorf, ohnweit Dresden, Versuch einer vollständigen Engelländischen Freydenker-Bibliothek, in welcher alle Schriften der berühmtesten Freydenker nach ihrem Inhalt und Absicht, nebst den Schutzschriften für die Religion aufgestellet werden. Erster Theil. Halle im Magdeburgischen. Verlegt von Carl Hermann Hemmerde. 1765. 1 Alph. 17½ Bogen, nebst 2½ Bogen Vorrede.

Wenn uns ein Geschichtschreiber erzählte, wie die Freygeisterey, und das Zweifeln an der Wahrheit der christlichen Religion mitten unter den politischen Religions-Gährungen, die zu Karls des ersten und Cromwells Zeiten in Engelland herrschend waren, seinen Ursprung genommen, wo ein kluger Mann, der mit Ernst über die Religion nachdachte, durch die verschiedenen und seltsamen Denkungsarten der Christen, die er um sich erblickte, leicht stutzig gemacht werden konnte; wie sie hernach aus dem Wachsthum der Gelehrsamkeit, aus der mehrern Freyheit zu denken, und der aufgeklärtern philosophischen Einsicht in verschiedene Theile der menschlichen Erkenntniß größere Nahrung gezogen; und selbst durch die Widersprüche und erhitzte Streitigkeiten bekannter und allgemeiner in Engelland geworden: wenn er uns von da nach Frankreich führte, und die durch Cartesii Philosophie zur Freyheit zu denken vorbereitete Her-

Herzen dieser neugierigen Nation schilderte, und denn sehen liesse, wie die Freygeisterey mit den Schriften der Engelländer zu diesem Volk herüber gezogen, und von ihrem Genie, von den sichtbaren Mängeln des unter ihnen herschenden Pabstthums, und von dem Druck des Katholicismus, nur eine andere Wendung bekommen: wenn er uns endlich von dort in unser Vaterland zurück brächte, und uns ein Gemälde entwürfe, wie die Schriften und der Geschmack der Franzosen, und mit ihnen die freygeisterische Denkungsart auch zu uns gekommen, an unsern Höfen Beyfall gefunden, und zum Modeton geworden, der sich allmählig auch in die Stadt gezogen, und schlechte Nachbeter der Ausländer, welches die Deutschen gern seyn mögen, gemacht habe; so würde uns ein solcher Schriftsteller nicht allein eine pragmatische Geschichte von einer merkwürdigen Revolution des menschlichen Geistes liefern, sondern auch anschauend belehren, daß in der grossen Klasse der Freydenker wenige Genies und selbstdenkende Köpfe gewesen, die meisten hingegen halbverstandene Sätze aufgegriffen, mit einer neuen Brühe versehen, oder gar nur ganz roh wieder aufgesezt haben. Wie sehr würde dann das furchtbar scheinende Heer der Freygeister bis auf wenige Köpfe zusammen schmelzen, und der übrige Theil in seinem wahren Charakter, als blosser Troß, erscheinen.

Der Verf. gegenwärtiger Schrift hat einen andern Gang genommen. Er zeigt zuerst die Schriften der sogenannten Freydenker nach ihrem ganzen Titel an; erzählt die historischen Umstände derselben und der

darüber erregten Streitigkeiten; liefert ihren Inhalt in einem Auszuge: und geht alsdenn zu den Widerlegungsschriften über, bey welchen er solche Vollständigkeit zu beobachten sucht, daß er auch keine academische Streitschrift und kein Programma ohne Anzeige und Auszug vorbey läßt, das wider sie gerichtet ist, und keiner Schrift zu erwähnen vergißt, darin auch nur beyläufig wider einen Freydenker etwas erinnert worden ist. Umständlich und ausführlich ist das nun wohl genung; ob man aber unter der Menge von Auszügen aus guten und schlechten Büchern, aus Dissertationen, welche meistentheils nur Uebungen junger Studenten sind, und aus Schriften, die man hier gar nicht erwarten sollte, als S. 176. bis 196. aus dem Guardian, S. 397. aus Leßings kleinen Schriften, S. 512. f. aus des Verf. eigener Betrachtung über die erhöhete Glükseligkeit des ehelichen Lebens durch freundschaftliche Gesinnungen, u. s. w. ob man, sagen wir, unter dieser Menge nicht den wahren Gesichtspunkt des Streits aus den Augen verliehre, das mögen die Leser aus eigner Erfahrung beurtheilen lernen.

Wie vollständig der Verf. zu seyn suche, kann man schon daraus schliessen, daß in diesem ganzen Theil, der doch ziemlich stark ist, nur von Collins kleinen Schriften, von seinem Discourse of Freethinking, und denen, die leztern widerlegt haben, deren Zahl sich auf 68 beläuft, die Rede ist; und doch hat er die Liste der Gegner noch nicht ganz erschöpft, sondern will sie im zweyten Theile noch nachholen. Wir wundern uns aber, daß er bey aller dieser Vollständigkeit den

Hob-

Hobbes, Cherbury, Blount und Toland, die der Zeit nach vor dem Collins vorhergehen, ganz übergangen hat, da sie doch eben so wohl eine Stelle in dieser Bibliothek verdienet hätten. Denn was er in der Vorrede sagt, er wolle nur eine Freydenker=Bibliothek schreiben, und vom Collins an hätten sich die Widersacher des Christenthums erst Freydenker genannt, ist wohl nichts mehr als ein Wortspiel. Seine Absicht kann ja nicht seyn, von denen Nachricht zu geben, die sich etwa Freydenker genannt; sondern von denen, die sich wider das Christenthum aufgelehnt, und dessen Wahrheit und Göttlichkeit zu bestreiten unternommen haben.

Was nun den Inhalt des Buchs selbst betrift, so sind die historischen Nachrichten von Collins Schriften, den Widerlegungen derselben und den Schutzschriften dafür so ausführlich, als man sie nirgends antreffen wird. Und in dieser Absicht hat das Werk seine Brauchbarkeit. Die mitgetheilten Auszüge können wir nicht alle durchgehen; wir wollen uns nur an einigen zur Probe begnügen lassen.

Collins Buch von der Freydenkerey ist in diesem Theile das wichtigste. Und hievon sollte man nun in einer vollständigen Bibliothek einen Auszug erwarten, darin das reelle, von dem blossen Geschwätz abgesondert, in jenem das wahre, das entweder an sich oder unter gewissen Einschränkungen wahr ist, (denn ein Freydenker hat doch auch wahre Sätze, daraus er nur unrichtige Folgen zieht;) von dem falschen unterschieden; und dieses endlich unter gewisse Klassen gebracht

bracht worden wäre: damit der Leser sehen könne, mit welchen Sätzen sich jeder Gegner beschäftiget, und wie gründlich oder nicht er sie widerlegt habe. Und das war bey diesem Buche desto nöthiger, weil es von einer Materie handelt, die nicht allein delicat ist, sondern darüber auch die Rechtgläubigen zu Collins Zeiten noch nicht bestimmt genung dachten. Anstatt dessen aber ist alles durcheinander ausgezogen, flüchtig beurtheilt und in einem spöttischen Ton kurz und gut abgewiesen; daß man weder die Scharfsinnigkeit und Ordnung, noch das gesetzte Wesen eines Lelands bey unserm Verf. antrift. Ohne ein solches gesetztes Wesen aber verspricht man sich ohne Grund Beyfall in einer so ernsthaften Materie, noch vielweniger wird man die Freydenker gewinnen, wie doch des Verf. Absicht ist. Denn was kan es für Eindruck machen, wenn der V. den Collins S. 75. einen Sudelkoch und Taschenspieler, S. 108. einen wahrhaften Fripon nennt, und ebendaselbst von seinen Schelmereyen, so wie S. 110. von seinen Finkenritterstreichen u. s. w. redet. Dieß ist nicht die Sprache des Wohlstandes und der ruhigen Untersuchung der Wahrheit.

Aus Browns Essays &c. S. 265. hätten wir einen weitläuftigern Auszug der hieher gehörigen Sachen gewünscht, weil dies Buch unter uns nicht sattsam bekannt ist; wofür man dem Verf. manche weitläuftige Auszüge aus bekannten und nicht sattsam bewährten Büchern und Dissertationen, als aus Buddei Commentatione theologica de libertate cogitandi S. 266-282. desselben Compendio Historiae philos.

S. 282-294. Holbergs Briefen S. 349. f. Müllers Einfalt und Bosheit der Religionsspötter S. 415. f. und aus andern mehr, gern geschenkt haben würde. Ueberhaupt finden wir die Auszüge aus den Engelländischen Gegnern dieser Schrift, die doch die besten sind, magerer und unvollständiger, als die aus solchen Schriften, welche unter uns entweder hinlänglich bekannt, oder gar schon vergessen sind. Sollten sie ja angeführt werden, so war es an einem kurzen, und treffenden Urtheil genung. Sonst wird das Buch auch zu weitläuftig; denn der Verf. erwege nur selbst, welche ungeheure Bibliothek er schreiben müsse, wenn er von eines jeden Freydenkers Schrift und deren Widerlegungen eben so ausführlich handeln wollte, als von der gegenwärtigen. Blos Collins Schriften, die eigentlich grade zu gegen die christliche Religion gerichtet sind, als sein discourse of the grounds and reasons of the christian religion, und dessen scheme of literal prophecy rc. u. s. w. füllen nebst ihren Gegenschriften nach des V. Plan gewiß noch einen Band an, der stärker werden muß, als der gegenwärtige ist.

Aus dem, was wir gesagt haben, erhellet, wie wir hoffen, zur Gnüge, daß diese Freydenker-Bibliothek diejenige Vollkommenheit nicht habe, die sie hätte haben können und sollen; und daß der Wunsch billig und dem Verf. vortheilhaft sey, daß sie in den folgenden Theilen besser möge erreicht werden.

B.

XXI.

Monita Isocratea, cum Iacobi Facciolati et suis animadversionibus tum indice verborum locupletissimo edidit *M. Joannes Frickius*, Gymnasii Vinariensis Conrector, Societatis Ducalis Latinae Ienensis Collega honorarius. Ienae. Apud I. R. Croeckeri Viduam 1765. 8. 18 Bogen.

Unserer Einsicht nach gehört unter die unschuldigen Irrthümer, welche doch oft die nachtheiligsten Folgen haben, auch dieser besonders mit, daß man Anfängern in Erlernung der alten Litteratur, denen man in der Absicht, ihnen den Anfang zu erleichtern, die leichtesten Bücher in die Hände zu geben gedenket, moralische und philosophische Schriften empfiehlt. Unstreitig ist diejenige die edelste, wichtigste und nützlichste Lecture, welche sich auf die Sitten und ihre Besserung bezieht; allein deßwegen sind nicht alle moralische Abhandlungen gute Schriften; so wenig als alle Predigten deßwegen als die vorzüglichsten Geburten des menschlichen Genies angesehen werden können, weil die Erbauung eine sehr wichtige und heilsame Sache ist; es folgt auch daher nicht, daß das Lesen moralischer Schriften in aller Absicht jeder andern Gattung vorzuziehen sey. Wir zweifeln nicht, daß nicht ein großer Theil von denen, welche die Anmuth entbehren müssen, die feinsten Schriftsteller, das ist die griechischen, in ihrer Sprache zu lesen, weiter gekommen seyn würden, wenn man sie nicht bey den ersten

Anfangsgründen der Sprache gleich mit einem Plutarch von der Erziehung, einem Isocrates an den Demonicus und Nicocles, einem Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Socrates oder einigen von des Plato Gesprächen ermüdet hätte. Man fodert zu viel Selbstverläugnung von uns, wenn man verlangt, wir sollen einen gedoppelten Ueberdruß und Eckel leichter überwinden, als einen einfachen, da nothwendig die Erlernung einer jeden Sprache, bis an einem gewissen Punkt der Fähigkeit, eine trockne und äusserst ermüdende Sache ist, wenn nicht gar zufällige Erleichterungen oder Aufmunterungen dazu kommen. Wir gedenken jezt nichts von dem unglüklichen Gebrauch, da man sich ewig bey der Zergliederung, Resolvirung, Analysirung eben dieser Handbücher in einzelne Worte aufhält. Muß nicht die geringste Bekanntschaft mit dem Menschen das lehren, was die Erfahrung bestätiget, daß ein flüchtiges Durchlesen mehrerer historischer Schriften ungleich weiter führet, und daß man sich bey verminderten Schwierigkeiten mit größerer Lust durch die noch übrigen unabänderlichen Beschwerlichkeiten, zu einer Fertigkeit, die alles erleichtert, durcharbeitet. So einen großen Ruf also auch Facciolatus als Humanist und Schulmann haben mag, so finden wir doch in der Anlage gegenwärtiger Schrift, welche einen Auszug der Sittenlehren und großen Theils nur Klugheitsregeln enthält, die in den dem Isocrates beygelegten Schriften an den Demonicus und an den Nicocles vorkommen, wenig Scharfsinn und Einsicht, allein noch weniger in

den Erläuterungen und den Anmerkungen. Diese bestehen in weiter nichts als in Häufung von solchen Stellen, welche eben den moralischen Satz enthalten, der im Texte stehet. Geschähe dieß noch mit einiger Wahl und Beurtheilung, daß man solche Stellen auswählte, welche einerley Sentenz in verschiedener Stärke, in verschiedener Verbindung und Anwendung in der ästhetischen Schönheit und in einem solchen Lichte darstellten, welches ihnen ein schöner Geist beyzulegen weiß; so wäre doch einiger Nutzen dabey. Allein auf diejenige Art, wie man diese Anmerkungen eingerichtet sieht, können sie zu weiter nichts dienen, als zu dem zweyfachen Eckel, von dem wir gedacht haben, noch einen dritten hinzuzufügen, und eine Abneigung gegen die Sittenlehre und schöne Litteratur überhaupt beyzubringen. Um die weisesten und schönsten Sittensprüche mit Vergnügen und Nutzen zu lesen, muß man durch einige Erfahrung vorbereitet seyn; und unsre erste Jugend ist wohl dieß Alter nicht. Indessen hat gleichwohl der neue Herausgeber eben diese Begriffe von Anleitung junger Leute zu den gelehrten Sprachen; er hat die Collectaneen des Herrn Facciolati noch mit den seinigen vermehrt, und Heyden und Christen, Philosophen und Kirchenväter geplündert, um Dinge zu sagen, welche die alltäglichsten von der Welt sind. Doch diese Art von Erudition ist schon längst bereits für das erkannt, was sie ist, und wir brauchen uns nicht dabey aufzuhalten, noch zu bemerken, wie wohlfeil sie sich erwerben läßt, und wie wenig sie zuträglich ist, den Geschmack junger Leute zu bilden, und sie anzuführen, mit Genauigkeit, Gefühl und Einsicht zu lesen. Wir be-

hindästen einen jeden, der keine bessere Anleitung und Unterweisung zum Lesen alter Schriftsteller erhält.

Ein weitläufiger Index ist beygefüget, welcher die grammatische Auflösung der einzelnen Wörter enthält.

L.

XXII.

Anweisung zur Erkenntniß seiner selbst nach der natürlichen Beschaffenheit seiner Seele, ausgefertigt von David Nicol. Schönfeldt, Pastor an der deutschen Marienkirche zu Bergen in Norwegen. Bützow und Wismar, bey Joh. Andreas Bergern und Joh. Jac. Bödnern. 1764. 8. 438 Seiten, nebst 2 B. Vorrede und Inhalt.

Unter diesem Titel, worunter wir uns anfänglich etwas anders vorstelten, liefert der Verf. eine vollständige Psychologie, die er eigentlich für Ungelehrte geschrieben hat, um auch denen eine leichte Anleitung zu der so nöthigen Kenntniß der menschlichen Seele zu geben. Ein lobenswürdiger Endzweck! ob er ihn aber auch durch einen gleichwohl trockenen und bloß gelehrten Vortrag erreichen werde, ob Anfänger in der Weltweisheit ihn lieber als den Wolf lesen werden, und aus leztern nicht eben das und noch mehr hätten lernen können, das ist eine andere Frage. Wenn man denenjenigen, welche eigentlich keine Profeßion von den Wissenschaften machen wollen, einen Geschmack davon beybringen und sie gleich anfänglich

auf die Wege der tiefsinnigen Weltweisheit führen will, so gehört dazu die große Kunst, diese Wege mit Blumen zu bestreuen. Dadurch werden sie anmuthig gemacht, die Schüler folgen dem Führer mit Vergnügen und interesiren sich allmählig für solche Gegenstände, die vorher nichts angenehmes und reizendes für sie hatten. Unter den deutschen Weltweisen hat niemand mehr, als der Verfasser der philosophischen Schriften, der die Theorie der Empfindungen in so schönen Briefen abgehandelt hat, gezeigt, daß er diese Kunst verstehe.

Herr S. schreibt, wie ein Philosoph zu schreiben pflegt, dem es bloß um die Deutlichkeit seiner Vorstellungen zu thun ist. Daß er sich zu einer witzigen Schreibart, die wir hier ohnedem hätten verbitten wollen, nicht gezwungen, weil ihm die Natur die Gabe dazu versagt hätte, das loben wir und ist vernünftig. Indessen lassen sich mit der Deutlichkeit doch noch andere Vollkommenheiten der Schreibart glücklich vereinigen, welche wir in dieser Schrift vermissen. — Nach einer kurzen Einleitung von etlichen §§., worinn der Verf. von der Selbsterkenntniß des Menschen redet, bringt er die ganze Seelenlehre unter zwo Abtheilungen. In der ersten handelt er von dem Verstande und denen dahin gehörigen Kräften und Wirkungen; in der andern von dem Willen, dessen Beschaffenheit und Wirkungen. Zuweilen redet er mit dem Des Cartes, ein andermal mit dem Leibnitz, Wolf und Crusius, deren Erklärungen und Lehrsätzen in der Geisterlehre er wechselsweise den Vorzug giebt, je nachdem sie der geprüften Wahrheit und Erfahrung

sei-

seiner Meynung nach am nächsten kommen, oder lieber, je nachdem sie sich in sein System passen.

Ueberhaupt können wir nicht sagen, daß er neue Entdeckungen in diesem Theil der Weltweisheit gemacht hätte, wie er sie in der Vorrede selbst wünscht, sie müßten denn darinn bestehen, daß er alte Distinctionen wegläßt, an ihrer Stelle aber neue macht, statt mancher technischen Ausdrücke andere sezt, die eben das sagen und denn in der Art, wie jene grossen Männer diese und jene Wirkungen der menschlichen Seele erklärt haben, von ihnen abgeht und richtigere Wege einzuschlagen glaubt. So misfällt ihm z. E. die gewöhnliche Eintheilung der Seelenkräfte in obere und untere, welche er, woran auch nichts liegt, völlig wegläßt. Was wir aber sonst verschiedene Fähigkeiten oder Vermögen der menschlichen Seele zu nennen pflegen, als den Verstand, die Vernunft, Gedächtniß, Scharfsinn, Witz u. s. w. das macht er alles zu besondern Kräften, welches wir nicht billigen können. Denn die Seele hat doch im Grunde nur eine positive Kraft und das ist die Vorstellungskraft, welche ihr Wesen ausmacht. Jene unterschiedene Fähigkeiten oder Vermögen sind doch nur verschiedentlich bestimmte und eingeschränkte Aeusserungen oder verschiedentlich modificirte Wirkungen einer und eben derselben Kraft — Erinnerungs- und Erneurungskraft machen bey dem Verf. eine besondere Erkenntnißkraft der Seele aus, deren Wirkungen Einbildung und Gedächtniß sind. Sollte nicht hier für Anfänger und Ungelehrte zu viel distinguirt und die Terminologie zu gehäuft werden? Die Erklärung, die er §. 10. von einem einzelnen Dinge

ge giebt, lautet so: „Alles, was wirklich ist und in „die Sinne fällt, ist ein einzelnes Ding.„ Der lezte Zusatz ist überflüßig und noch dazu falsch. Der Geist eines Menschen ist doch auch ein einzelnes Ding, fällt er deswegen in die Sinne? Wolf erklärt es besser durch ein Ding, welches von allen Seiten bestimmt ist. Dieß schließt schon seine Existenz zugleich mit in sich, sonst könnte es nicht von allen Seiten determinirt seyn. Wir könnten mehr dergleichen anmerken, wo der V. in seinen Definitionen nicht so ganz genau ist. Oder rechtfertigt ihn das, daß er für Ungelehrte schreibt? — Wenn er mannigmal in Erklärung dieser und jener Wirkungen der menschlichen Seele die Bahn seiner Vorgänger zu verlassen nöthig findet, so geräth er selbst auf Irrwege. Zum Beyspiel mag folgendes dienen.

Er wirft §. 94. die Frage auf: ob die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit Lust oder Vergnügen wirke? Seine Antwort ist „zuweilen, aber nicht „in allen Fällen„ und hier will er sich mit der Erfahrung schützen. Wenn die Vorstellung der Vollkommenheit einer Sache, meynt er, mit unsern angebohrnen oder angewohnten Naturtrieben übereinstimmt, alsdenn erweckt es uns Lust und Vergnügen, wenn aber nicht, so ergözt sie uns auch keinesweges, sie mag so gut und vollkommen seyn als sie will. Wir wollen doch den Satz einen Augenblick prüfen. — Die deutliche Vorstellung oder auch das halb dunkle Gefühl der Vollkommenheit sollte der Seele kein Vergnügen gewähren? Denn gereichte uns ja die Vernunft zur

Schwach-

Schwachheit; denn wäre es um die besten und rein-
sten, um die verständlichen Freuden unsers Lebens ge-
than. Thiere wären bey dem sinnlichen Gefühl dessen,
was mit ihrem Instinkt übereinstimmt, glücklicher als
wir, und das höchste Wesen, welches keine sinnliche Lust
empfinden kann, wäre gar keines Vergnügens fähig,
ob er gleich die höchste Vollkommenheit aller Dinge
mit einem Blick aufs deutlichste überschauet. Doch
diese Folgen treffen den Verf. nicht, da er Ausnahmen
zugiebt. Aber warum soll der Anblick der Vollkom-
menheit oder Unvollkommenheit nicht immer zu einer
Quelle der Lust oder Unlust bey dem Menschen werden?
„Zuförderst, sagt er S. 106. haben die Menschen in
„solchen Fällen, da sie Lust oder Unlust empfinden, bis-
„weilen keine Erkenntniß der Sache, welche solches
„erreget und also noch weniger eine anschauende Er-
„kenntniß der Vollkommenheit dieser Sache. Sie
„empfinden wohl Lust oder Unlust, aber so genau sie
„auch alles untersuchen, so können sie doch dasjenige
„nicht entdecken, welches dieses verursache.„ Dieser
genauen, oder wie es vermuthlich heissen soll, deutlichen
Entdeckung braucht es auch nicht. So wenig sich das
ganz dunkle Gefühl einer schönen oder vollkommnen
Sache mit dem Vergnügen darüber verträgt, so we-
nig bedarf es in dem Augenblick des Genusses einer
völligen deutlichen Vorstellung des mannigfaltigen,
das zu einem Zweck übereinstimmt. Wenn sie nur
Klarheit hat, so ist das schon genug. Gar keine Er-
kenntniß von dem zu haben, worüber wir Lust oder
Unlust empfinden, ist etwas unmögliches, das der V.

an-

annimmt. Wenn ich z. E. ohne ein geübter Tonkünstler zu seyn, nur ein musikalisches Gehör zu einem Concert mitbringe; so ergießt sich mit jedem Klange der Saiten ein unbeschreibliches Vergnügen in meine Seele, ob ich gleich das Verhältniß der Töne gegen einander, die kunstreichen Auflösungen der Dissonanzen und d. gl. worinn der Componist so viel Vollkommenheit angebracht hat, gar nicht deutlich kenne. Vielleicht daß der Kunsterfahrne, der mit dem kritischen Ohr eines Kenners zuhört, eben darum nur halb so viel Vergnügen als ich empfand, weil er in dem Augenblick die Vorstellungen deutlich dachte und nach den Regeln der Tonkunst zergliederte, die bey mir höchstens auf den untersten Grad der Klarheit steigen konnten. Die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit des Concerts mangelte mir indessen doch nicht; ob es mir gleich unmöglich seyn würde, die Ursache anzugeben, warum diese und jene Stelle, diese und jene melodiereiche Verbindung der Töne mir so ausnehmend wohlgefallen. Es kann seyn, daß ein Grund, warum ich diese Töne lieber als andere habe, in der Beschaffenheit meines Nervengebäudes liege, welches wir gar nicht läugnen, aber eben dieß System meiner Nerven würde nicht so angenehm und zu meinem Vergnügen erschüttert worden seyn, wenn die mannigfaltigen Töne nicht so harmonisch verbunden gewesen wären. Hier war Vollkommenheit und die Lust, welche sie wirkte, traf in diesem Fall das Herz des unerfahrnen in der Musik mehr als das Herz des Kenners, der in seine deutliche Grübeleyen vertieft das wahre Schöne des Stücks überhörte.

„Fürs

„Fürs andere, fährt der Verf. fort, so erkennet der „Mensch bisweilen dasjenige wohl, was ihm die Ur„sache seiner Lust zu seyn scheinet, aber er hat bey sol„cher Erkenntniß keine anschauende Erkenntniß des „mannigfaltigen, welches mit seinem Geschmack oder „übrigen sinnlichen Empfindungen übereinstimmete. „Ja er kann dieses nicht haben, weil das Ding eine „einfache Eigenschaft ist, wobey sich nichts mehr un„terscheiden läßt. Als wenn die grüne Farbe seinen „Augen angenehm ist oder die Süßigkeit der Milch „ihm gut schmecket.„ Hier wird ein Vergnügen angeführt, wobey sich die vernünftige Seele so zu sagen gar nicht in das Spiel mischt, sondern eine bloße Zuschauerin abgiebt. Daß die grüne Farbe den Augen angenehm ist und die süsse Milch wohl schmecket, das hängt von der mechanischen Einrichtung der sinnlichen Gliedmassen ab. Was hat eigentlich der Geist damit zu thun? Schöne Gegenstände belustigen die Sinne, vollkommnen den Verstand. Der Verf. verwechselt beyde mit einander, da er den Unterschied nicht vergessen sollte, daß die sinnliche Lust den Anfang im Körper nimmt, das geistige Vergnügen aber aus der Seele entspringt und sich von da aus über den Körper ergießt, wodurch dessen Zustand ebenfalls verbessert wird. Ist ein Ding von so einfacher Beschaffenheit, daß sich nichts mannigfaltiges darinn unterscheiden läßt, so ist es auch kein vollkommnes Object, und denn kann es freylich keinen Stof zu einem verständlichen Vergnügen geben. „Fürs dritte, heißt es, sind viele „Fälle, da wir eine anschauende Erkenntniß der Voll„kommenheit haben und es entsteht dadurch kein Ver-

„gnü-

„gnügen in uns. Eine solche Erkenntniß haben wir „ja allerdings von derjenigen Sache, wovon wir er„kennen, daß sie ein Mittel zu einem Zweck ist; sinte„mal wir alsdenn die Uebereinstimmung des Mannig„faltigen, welches sich in solcher Sache entdecken läßt, „mit seinem Zweck anschauend erkennen. Wie viel„fältig sehen wir das nicht auf eine ganz gleichgültige „Weise ein, daß ein Ding ein Mittel zu seinem Zweck „sey? Das abnehmen eines Fußes oder andern Glie„des, worinn der kalte Brand ist, gehöret freylich als „ein Mittel zu seinem Zweck, nemlich zur Erhaltung „der übrigen gesunden Glieder und des Lebens. Aber „wie manche Menschen haben eine anschauende Erkennt„niß davon, die ihnen doch keine Lust, sondern viel„mehr Widerwillen erreget." Der Einfall war nicht sonderlich, sich auf dieß Exempel zu berufen. Wenn sich jemand den Fuß abnehmen läßt, um den ganzen Leib vom kalten Brande zu retten, so wählt er unter zween Uebeln das kleinste, mithin ein wirkliches Gut und es wird ihm allerdings viel Vergnügen machen, wenn er durch dies Mittel seinen Zweck erreicht siehet. Warum aber in dem Augenblick, da der Fuß abgenommen wird, der sinnliche Schmerz die vernünftige Freude überwiege, das ist leicht einzusehen. So lange wir uns mit dem irrdischen Körper schleppen, wird freylich in hundert Fällen das größte Vergnügen des Geistes dem folternden Schmerz weichen müssen, den die kleinste Zerreissung einer Sehne oder des geringsten Fäserchens in unserm Nervensystem verursacht. — Ganz gleichgültig seyn, wenn man heilsame Absichten durch bequeme Mittel erreicht siehet, das sezt völligen Un-

Unverstand oder eine anderweitige Verwahrlosung der Seele bey einem Menschen voraus. Ich bin als ein Gelehrter gegen die Beschäftigungen des Drechslers gewissermassen gleichgültig. Aber ich stehe doch mit wahrem Vergnügen in seiner Werkstätte, wenn ich ihn auf seiner Banke durch ein geringes Instrument und mit leichter Mühe hier eine Schraube, dort ein Rad, da einen Hobel verfertigen und ihn denn dieß alles zu einer kleinen Maschine zusammensetzen sehe. Was frägt der Bauer nach den Mahler? Aber man zeige ihm ein vollkommnes Gemählde, das ihm etwa ein Kirmisfest expreßiv abschildert, ob er sich nicht daran belüstigen werde? So wahr ist es, daß der Anblick einer Vollkommenheit in allen Fällen die Seele vernünftig ergötze.

„Endlich, schließt der Verf. ist noch dieses zu mer„ken: Die meisten Menschen haben bey den in die „Sinne fallenden Dingen eben dieselbe Art der Erkent„niß, es mag daraus Lust oder Unlust entstehen. Izt „erkennen sie ein Ding, welches ihre sinnlichen Werk„zeuge berührt, und empfinden dabey, daß eine Lust „daran in ihrem Herzen entstehe. Bald darauf er„kennen sie etwas, welches gleichfalls in die Sinne „fällt, und empfinden dabey, daß eine Wollust daran „in ihren Herzen sich rege. In beyden Fällen ist es „wohl das gewöhnlichste, daß die Menschen das äus„serliche für die Ursachen ihrer Lust oder Unlust halten. „Sie haben also in beyden Fällen eine anschauende Er„kenntniß des Verhältnisses solches äusserlichen Gegen„standes zu ihrer innerlichen Empfindung, als einer „Ursache zu ihrer Wirkung. Soll nun bey solchen Leu„ten

„ten diese Erkenntniß des Dinges, worauf die Lust er„folgt, eine anschauende Erkenntniß der Vollkommen„heit seyn, so ist auch jene Erkenntniß des Dinges, „worauf Unlust erfolgt, eine anschauende Erkenntniß „der Vollkommenheit. Wie wenig schickt sich also „die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit, um „die Lust zu erklären? da sie sich in vielen Fällen eben „so gut schickt, um die Unlust zu erklären.„ Woran hat der Verf. hier gedacht? Entweder ist das Ding, welches die sinnlichen Werkzeuge berührte und aus dessen Erkenntniß bald Lust bald Unlust entstehen soll, ein und ebendasselbe Ding, oder ein anderes von dem vorigen ganz unterschiedenes. In dem lezten Fall geht ja das füglich an, daß bey dessen Anblick Unlust an die Stelle der vorigen Lust trete. In dem ersten ist es auch leichte möglich, daß man bey wiederholter Betrachtung des mannigfaltigen an einem Dinge, Mishelligkeiten wahrnehmen könne, wo man das erstemal lauter Einhelligkeit sahe. Und geht es alsdenn nicht natürlich zu, wenn sich das Vergnügen, welches der erste flüchtige Anblick eines Gegenstandes im Anfange erweckte, bey genauerer Betrachtung desselben in Misvergnügen verwandelt? Beyspiele hiervon kan sich ein jedweder denken. Die Folge, welche der Verf. daraus ziehet, daß also die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit eines Dinges bald Lust, bald Unlust gewähre und sich in vielen Fällen gleich gut schicke beydes zu erklären, ist um deswillen sehr unphilosophisch. Wenn eben der Gegenstand, der uns heute misfällt, gestern wohlgefiel, so müssen wir ihn heute von einer andern

Seite

Seite betrachten und eine Unvollkommenheit oder Häßlichkeit daran wahrnehmen, die uns gestern unentdeckt blieb. Ausserdem wäre diese Veränderung gar nicht möglich. — Der Satz, ein vernünftig denkendes Wesen wird durch das, was es sich als vollkommen und gut vorstellt, allein vergnügt, steht wohl ohnstreitig fest. Herr S. giebt solches selbst in der Folge zu, nur will er haben, das Ding, dessen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit wir erkennen, müsse mit unsern angebohrnen Trieben übereinstimmen oder nicht übereinstimmen, sonst erwecke es keine Lust oder Unlust in der Seele. Durch diese Triebe, von denen er im zweyten Cap. der zweyten Abtheilung weitläuftig handelt, versteht er nach dem 94 §. „gewisse ohne unsern „Vorsatz fortdauernden Arten des Willens, wodurch die „Seele auf eine anhaltende Weise zu einem Dinge sich „neiget und von andern abneiget.„ Er hat hierüber manches gesagt, was seine völlige Richtigkeit hat, und deshalb gerne zugegeben wird. Man müßte der Erfahrung widersprechen, wenn man leugnen wolte, daß der Schöpfer mannigfaltige besondere Neigungen in die Seele eines jeden Menschen gepflanzt, und sie dadurch unendlich verschieden modificirt hätte. In dem Haupttriebe kommen sie doch aber alle überein, daß sie das wollen und nicht wollen, mit Lust oder Unlust empfinden, was schön oder häßlich, vollkommen oder unvollkommen, gut oder böse von ihnen erkannt wird, was den Zustand der Seele oder des Körpers verbessert oder verschlimmert. Warum aber diese Art des schönen, vollkommnen und guten die Zuneigung des ei-

nen Menschen und jene wieder die Zuneigung des andern stärker gewinnen, warum ein Mensch an dieser Sache und Beschäftigung, ein anderer wieder an einer andern mehr Vergnügen und anhaltende Lust finde, das kan von einem Zusammenfluß unzählig verschiedener Ursachen herrühren. Doch wollen wir mit dem Verf. gar gerne den ersten Grund davon in gewissen dunkeln uns angebohrnen Trieben, in gewissen uns unerforschlichen Einrichtungen der Seele und Beschaffenheiten des Körpers aufsuchen. Heran, ihr Weltweisen, und helft diesen Knoten, wenn es möglich ist, weiter auflösen!

Unsre Beurtheilung dieser philosophischen Schrift ist uns unter den Händen angewachsen, sonst könnten wir noch mehreres anmerken, da der Verf. alles, was er von dem Willen, von den Begierden und Verabscheuungen der Seele zu erweisen sucht, auf seine Lehre von den angebohrnen und angewohnten Trieben bauet. Aber noch eins von der Freyheit des Willens. Er macht mit vielen andern irrgläubigen Weltweisen den Menschen zu einem bloß willkührlichem Geschöpfe, denn er will nicht, daß die Freyheit in der Wahl des besten bestehn und die Bewegungsgründe jedesmal den Ausschlag geben. „Wir halten es für das beste und „sicherste,„ schreibt er S. 420, nachdem er den Leibnitzischen Begrif der Freyheit und den, welchen sich die Gegenparthey davon macht, angezeigt, „dieser „lezten Meynung beyzutreten, und also nicht nur eine „Freyheit des Willens zu behaupten, die durch Zwischenkunft der Vernunft geschicht, und verursacht, daß „wir

„wir dem sinnlichen Willen nicht nothwendig folgen „dürfen; sondern auch eine solche Freyheit, die da „macht, daß die Bewegungsgründe, wenn sie auch „vernünftig sind, unsern Willen nicht jedesmal deter„miniren, sondern daß der Wille, vermöge seiner Frey„heit, sich selbst determinirt oder bestimmt.„ Er glaubt die Erfahrung auf seiner Seite zu haben, die doch so offenbar den ersten Begrif rechtfertigt, daß nemlich die Seele bey einer Wahl sich nimmermehr in einem Aequilibrio Indifferentiä befinde, sondern jederzeit nach denen stärksten oder mehresten Bewegungsgründen bestimmt werde, so klein auch der Umstand seyn mag, welcher mannichmal auf diese oder jene Seite das Uebergewicht giebt. Uns wundert, wie der Verf. in einen Irthum fällt, den er auf der dritten Seite am Ende des 184 §. schon halb zu widerruffen gezwungen wird, zumal da ihn Leibnitz und Wolf schon längstens glücklich zerstreut und dargethan haben, daß die Bewegungsgründe, welche jede freye Wahl bestimmen, wohl den bloßen Zufall aufheben, aber keine Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen in die Welt einführen. — Noch müssen wir nicht anzuzeigen vergessen, daß wir von diesem nordischen Weltweisen noch einen Theil zu erwarten haben, welcher zur Erkenntniß der geistlichen Beschaffenheit unserer Seele Anlaß geben soll. Hier wird er von den Grenzen der Weltweisheit in das Feld der Theologie übergehen.

C.

XXIII.

Oeconomia salutis novi Testamenti, ceu Theologiae revelatae dogmaticae methodo scientifica adornatae Tomus IV. et postremus, auctore M. *Jacobo Carpovio*, ill. Gymn. Vinariensis Directore, Matth. P. P. Academiarum Caesareo-Franciscease art. liberal. et regiae Berol. scient. et literar. elegantiorum sodali istique a consiliis. Rudolstadii et Lips. apud Aug. Guilielm. Lerche. A. C. MDCCLXV. 6 Alph. 7 Bogen in 4. und 8 Bogen Vorrede.

Nach langem Verzuge, der durch die Schuld des Verleger's der vorhergehenden Theile verursacht worden, erscheinet endlich dieser vierte und lezte Theil der Carpovischen Dogmatik, der den Liebhabern derselben um so viel angenehmer seyn wird, je mehr Zweifel bey manchen bereits entstanden waren, daß er gar zurükbleiben, und dieses nüzliche Werk auf solche Art unvollständig bleiben möchte.

Nachdem der Herr V. in dem vorhergehenden Theilen die Lehren von Gott, von der Schöpfung und dem Sündenfall, von der Versöhnung des Menschen mit Gott, von der göttlichen Vorsehung, und endlich von der patriarchalischen und mosaischen Haushaltung Gottes umständlich erörtert hatte, so war ihm nun nach dem von ihm einmal beliebten Plan für diesen lezten Theil nichts weiter übrig, als das, was die Gnaden-Haushaltung Gottes im neuen Bunde betrift, noch zu erklären. Und das ist der Inhalt dieses lez-

ten Theils, worin er in sieben Locis oder Hauptstücken, von der Kirche N. T. von der Taufe, vom heiligen Abendmahl, vom Amt der Kirchendiener, von den verschiedenen Ständen, von den Hindernissen der wahren Kirche, und endlich von den lezten Dingen mit der von ihm bereits bekannten Deutlichkeit und philosophischen Genauigkeit handelt. Wir wollen das merkwürdigste daraus anführen, wenn wir zuvor über die scientifische Methode, deren sich der Herr V. bedient hat, unsre Gedanken eröfnet haben.

Daß die Einführung der mathematischen Lehrart in die Theologie von großen Nutzen gewesen, das wird niemand läugnen, der den Zustand der theologischen Gelehrsamkeit des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts zu vergleichen im Stande ist. Ihr hat man es zu danken, daß der Geist der Prüfung unter uns allgemeiner geworden ist, und daß man mehr Mühe als jemals angewandt hat, sich von dem, was man vortragen wollte, deutliche und bestimmte Begriffe zu machen. Man bemerkt dies selbst an einzelnen Gottesgelehrten der ältern Zeiten, in deren Werken desto mehr Genauigkeit und Bündigkeit herrscht, je mehr sie sich dieser Lehrart, wo nicht der äussern Form, doch dem Wesen nach genähert haben. Und viele sonst geschikte Gottesgelehrten wurden durch die ersten Versuche, die man machte, auch theologische Lehrsätze auf dem Probierstein dieser Lehrart zu prüfen, erst aus der Art von Schlafsucht und ruhigen Zufriedenheit mit ihren Einsichten, darin sie wären, erwekt, sie fingen selbst an zu denken und ihre erlernte Wissenschaften zu untersuchen. Es wurde heller in ihrer Seele; sie wur-

den behutsamer und vorsichtiger in ihrem Beyfall; geordneter und bestimmter in ihren Begriffen; sie prüften genauer, und urtheilten richtiger. Und dieser Geist des Selbstdenkens und der eigenen Prüfung hat sich auf diese Revolution so sichtbar in Deutschland verbreitet, und auf die neuen Ankömmlinge in dem Reiche der theologischen Gelehrsamkeit, und auf ihren Muth und Eifer, sich selbst in dem Wissenschaften zu bilden, so großen Einfluß gehabt, daß er, bey allen den Fehlern, darin er ausgeartet ist, immer eine glänzende Seite in der Geschichte der Gottesgelahrtheit unsers Vaterlandes bleiben wird. Mehr Licht, mehr Ordnung und eine richtigere Abwägung der Beweißgründe ist dadurch in alle Theile der theologischen Wissenschaften, und selbst in die Kritik, eingedrungen. Und blos um dieses formellen Nutzens willen muß man denen, welche so wie der Herr V. die ersten gewesen sind, sich dieser Lehrart in der Theologie zu bedienen, die weitläuftige und immer wiederholende Entwickelung ihrer Begriffe und Schlüsse, die Männern an Einsicht Ueberdruß machen muste, übersehen. Der große Widerspruch, den sie fanden, und die Schwierigkeit des ersten Versuchs machten solche Umständlichkeit gewissermassen nothwendig. Nun könnte man schon ein theologisches System nach eben dieser Methode schreiben, ohne sich an das verdrießliche ihrer äusserlichen Form ängstlich zu binden, wenn man sich nur ihr wesentliches dabey zur Regel setzte, die Begriffe und Sätze aus der Schrift richtig und genau zu bestimmen, und aus denselben, als aus Grundsätzen, die Wahrheiten,

die darin liegen, zu entwickeln, und aus ihrer Vergleichung ohne Trugschlüsse zu folgern.

Freylich müssen wir hierbey gestehen, daß, wie bey allen menschlichen Unternehmungen, Misbrauch mit untergelaufen und aus dem Misbrauch mancher Schaden erwachsen ist. Man hat philosophische Lehrsätze und Hypothesen in das System der Religion herübergetragen, deren Gewißheit nicht ausgemacht war, oder, wenn sie auch gewiß waren, deren die Theologie doch entrathen konnte. Man hat das gewisse und wahrscheinliche, das problematische und ausgemachte, das, was die Schrift dunkel gelassen, und das, was sie in ein helles Licht gesezt, vermittelst dieser Methode nach einem Leisten geformt, und alles demonstriren wollen, weil man alles demonstriren zu können glaubte. Und was wir für den wichtigsten Schaden halten; man hat oft die Auslegungswissenschaft der Schrift und die sorgfältige Prüfung und Berichtigung ihrer Regeln ganz beyseite gesezt, und sich damit beholfen, wenn man eine Auslegung, die man zum Beweise nutzen konnte, vor sich gefunden; daraus hat man willkührliche Begriffe gemacht, aus denen man hernach das, was man beweisen wollte, auch mit leichter Mühe zu beweisen im Stande war. Der Schein ist also zwar da gewesen, als philosophire man mit der Schrift; aber aus der Schrift ist nicht immer philosophirt worden. Und wäre man auf diesem Wege fortgegangen, so würde die heilige Schrift nicht mehr der Erkenntnißgrund der Religionswahrheiten, sondern höchstens ein Zeuge gewesen seyn, der das aussagen

mußte, was man zur Conclusion brauchte. Glücklicher Weise kömmt man von diesem Abwege zurück. Man fängt an, sich um die Schrift genauer als jemals zu bekümmern, und wenn wir erst dahin gekommen sind, die theologischen Begriffe und Lehrsätze exegetisch wahr zu bestimmen, und das gewisse von dem ungewissen, die Aussprüche Gottes, deren Sinn wir zuverläßig einsehen, von denen, wo uns die einzige wahre Deutung nicht so einleuchtet, zu unterscheiden; so wird es uns auch leicht seyn, auf jene ein demonstrativisches Lehrgebäude zu errichten, das in seinen wesentlichen Theilen nicht fehlerhaft und baufällig seyn wird. — Irren wir uns in diesen Gedanken nicht, so werden sie unpartheyischen und einsichtsvollen Lesern eben so wie uns zum Leitfaden dienen, vorliegende Arbeit unsers Herrn Verf. zu beurtheilen, und dem Ganzen sowohl als dessen besondern Theilen und Ausführungen den ihm gebührenden Werth beyzulegen, und zugleich einzusehen, in welcher Absicht sie noch einer Verbesserung und Berichtigung fähig sey. Jedes einzeln zu beurtheilen, kann unser Werk nicht seyn; und da die Methode und der Grad der Geschicklichkeit des Verf. aus den vorhergehenden Theilen bereits sattsam bekannt ist; so wollen wir uns blos an dem, was uns am merkwürdigsten vorkömmt, begnügen lassen.

Der Herr Verf. fängt sein erstes Hauptstück, welches von der Kirche N. T. handelt, mit dem umständlichen Beweise an, daß das Evangelium J. C. im eigentlichen Verstande ein Testament sey, dabey J. C. der testator sey, der es auch durch seinen Tod bestätiget

zet habe; die Erbschaft bestehe in geistlichen und ewigen Gütern, zu deren Erben alle Menschen gesezt sind; die Zeugen aber wären die Apostel und Evangelisten. Kurz, er zeiget, wie alle in den Rechten zu beobachtende Eigenschaften eines Testaments dabey zu finden seyn, welches sich alles wohl hören läßt, in so fern es eine sinnliche und bildliche Vorstellung von der Haushaltung Gottes unter dem Evangelio ist; soll es aber für dogmatische Wahrheit gelten, so möchten wir es gern auf bestimmtere Aussprüche der Schrift gegründet sehen, als auf die unberichtigte Bedeutung der Worte διαθήκη und κληρονομία. Denn wenn er eben so bald hernach §. 55. u. f. das Evangelium einen Bund Gottes mit den Menschen nennt, und dessen Wesen und Bestandtheile beschreibt, so beruhet das, was er davon sagt, wieder auf eben den oder doch ähnlichen biblischen Beweisgründen, vermöge welcher er es zuvor als ein Testament vorgestellt hatte. Die ganze Sache ist überhaupt nicht dogmatisch, sondern exegetisch; und man vervielfältiget die Lehrsätze ohne Noth, wenn man alle Vorstellungsarten und Bilder, deren sich die heilige Schrift bedient hat, in das System einschichten will.

In der Abhandlung von der Kirche N. T. zeiget er zuerst, was Joh. der Täufer, als Vorläufer, J. C. als Stifter, und seine Apostel als Erbauer derselben, dabey gethan haben. S. 79. bemerkt er den Schaden, den die erste Kirche zu Jerusalem von der Gemeinschaft ihrer Güter gehabt habe, darinn wir ihm Beyfall geben. Es ist also kein Exempel zur Nachfolge. S. 83. werden die Gründe sehr wohl gezeigt,

wo-

woher die jüdischen Christen geglaubt, daß die Heyden keinen Theil am Evangelio hätten. S. 113. u. f. beweist er auf eine einleuchtende Weise, wie das jüdische Ceremonialgesetz nach und nach in der christlichen Kirche abgeschafft worden, und hebt einige Einwürfe, die man gegen Pauli Verhalten in dieser Absicht zu machen pflegt, daß er z. E. Timotheum beschnitten, aber Titum nicht wollen beschneiden lassen, auf eine sehr leichte nnd natürliche Art. Und bey dieser Gelegenheit erörtert der V. S. 124. u. f. die Schlüsse der ersten Kirchenversammlung zu Jerusalem umständlich; und bestimmt sie nicht allein richtig, sondern giebt auch solche Gründe davon an, die in den Umständen selbst liegen, und allen Beyfall verdienen. Er beschließt dieses Hauptstück S. 165. f. mit der Lehre von der christlichen Freyheit, darinn er uns nicht völlig Genüge gethan hat. Für einige Subtilitäten, die er dabey anbringt, würden wir es lieber gesehn haben, wenn er den Begrif der christlichen Freyheit, den Paulus Gal. 5, v. 13. f. giebt, näher entwickelt hätte. Er nennt zwar dieses, was Paulus hier meynt, die geistliche Freyheit der Gläubigen, und unterscheidet sie von der christlichen §. 140; sie macht doch aber das eigentliche innere Wesen der christlichen moralischen Freyheit aus, und besteht in der freywilligen Neigung zum Guten, welche die durch den Glauben an das Evangelium gewirkte herrschende Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und J. C. im Herzen hervorbringt, und wovon diejenige, welche der H. V. die christliche Freyheit nennt, eine natürliche Folge ist, als welche mehr in einer äussern kirchlichen Unabhängig-

gigkeit von allem dem besteht, was nicht nothwendig aus dem Evangelio J. C. fließt, oder von ihm geboten ist.

Den Eingang zum zweyten Hauptstück von der Taufe macht eine Abhandlung von der unter den Juden gebräuchlich gewesenen Proselytentaufe, deren Ursprung er aus den levitischen Reinigungen herleitet, und sie deswegen S. 189. für eine göttliche Einsetzung hält, wovon wir zwar das erstere mit ihm glauben, das leztere aber für unerwiesen, ja unerweislich halten; es müßte denn alles, was mit göttlichen Gesetzen einige Aehnlichkeit hat, auch eine göttliche Einsetzung seyn. Diesen jüdischen Gebrauch haben Johannes und J. C. angenommen, und ihn für die, welche an den Meßias glaubten, und zur Gemeine Christi treten wollten, in einen Einweihungsgebrauch verwandelt. Den Glauben aber an den Meßias, den Johannes von seinen Täuflingen gefordert, nimmt der Herr Verf. S. 193. gar zu sehr nach der vollständigen Erkenntniß, die wir jezt davon haben. Zu der Zeit konnte er wohl nichts weiter bedeuten, als eine gewisse Erwartung desselben, und eine Willigkeit des Herzens, denjenigen dafür zu erkennen, den Gott ihnen als den Meßias offenbaren würde. — Wir übergehen hier vieles, was bekannt ist, und in jedem dogmatischen System von der Taufe gesagt werden muß, wobey hier auch noch manche casuistische Fälle von dem Herrn Verf. aufgelöst werden. Wenn die Taufe von Paulo ein Bad der Wiedergeburt genannt wird, so heißt das bey erwachsenen, die getauft werden, nach S. 254. so viel, nicht daß sie

erst

erst durch die Taufe wiedergebohren werden, sondern nur, daß sie ihre durch den Glauben erlangte Wiedergeburt dadurch bekennen und bestätigen; so wie auch bey ihnen S. 255. der Glaube vor der Taufe vorhergehen müsse, ob er gleich durch die Taufhandlung selbst und das damit verbundene Bekänntniß gestärkt werde. — In Erklärung der Stelle 1 Kor. 15, 29. tritt er S. 264. der Meynung derjenigen bey, welche ὑπερ τῶν νεκρῶν nicht **über den Todten**, sondern **anstatt der Todten** übersetzen. S. 266. zeigt er einen besondern Grund der Nothwendigkeit der Taufe bey dem Anfang der christlichen Kirche, der bey jeder neu errichteten Gemeine von Christen auch gilt, ja auch für jedes Glied der Gemeine insbesondere statt findet; daß nemlich durch die Cerimonie der Taufe von Seiten des Täuflinges ein öffentliches Bekenntniß abgeleget werde, daß er in die Gemeinschaft der Kirche trete; und von Seiten der Gemeine, daß sie ihn mit unter ihre Glieder aufnehme. Auf die Frage, S. 269. warum wird in der Taufe die Erbsünde nicht ganz ausgerottet? ist die erste Antwort vollkommen zureichend: Es ist unmöglich, wenn der Mensch nicht von Gott ganz umgeschaffen werden soll. Was wollen wir Menschen wohl von den moralischen Weisheitsregeln Gottes sagen? S. 272. wird der Ausdruck, der heilige Geist est materia coelestis baptismi mit Recht verworfen, denn er entstand aus schwärmerischen Vorstellungen, und verleitet auch dazu. Daß Christus sich deswegen habe taufen lassen, um als das Haupt der Kirche seinen Gliedern ähnlich zu werden, wie der

Verf.

Verf. S. 274. beweisen will, ist uns nicht einleuchtend; noch, wie es in diesem Sinne zu verstehen sey, wenn die Gottesgelehrten sagen; daß Christus durch seine Taufe unser Taufwasser geheiliget habe. Warum hat er nicht auch als Haupt der Kirche das heil. Abendmahl genossen? Christus hat der Taufe Johannis Zeugniß gegeben, daß sie von Gott sey, dadurch, daß er sich selbst taufen lassen; und denn sollte er bey dieser Feyerlichkeit auf eine sichtbare Weise von Gott zu dem Amte, das er nun antrat, eingeweihet werden. In der Absicht schickte es sich für ihn, alles was recht und diesem Zwecke gemäß war, genau zu beobachten.

Nun kömmt der Herr Verf. auf die Kindertaufe. Der Glaube der Kinder in der heiligen Taufe ist nach S. 270. 77. nicht fides formata, sondern interpretanda; und diesen leitet er aus der Neigung zum Guten, d. i. zur eigenen Glückseligkeit her, welche über alle angebohrne Neigung zum Bösen das Uebergewicht hat. Wir können nicht einsehen, wie daraus ein Glaube und eine apprehensio Christi werde, und wissen uns den Gedanken nicht abzuwehren, daß auf diese Art mit dem Worte: glauben, gespielt werde. Die Schriftbeweise für die Kindertaufe sind S. 280. die gewöhnlichen; und die Einwürfe dagegen werden S. 281. als unwichtig vorgestellt, und nur obenhin berührt. Aus der fide interpretanda infantum folgert der Herr Verf. weiter §. 237. das durch den heiligen Geist gebesserte Herz, die Neigung zu geistlichen Gütern, und die Neigung, Christum als den Mittler zu ergreifen; doch so, daß der heilige Geist diese Nei-

gun-

gungen nur indeterminate errege, und die Kinder ohne Bewußtseyn dabey handeln. Uns stehen bey dieser Erklärungsart so viel unauflösliche Schwierigkeiten vor Augen, und wir können sie so wenig mit der Erfahrung und der moralischen Natur des Menschen reimen, daß wir uns nicht getrauen, ihr Beyfall zu geben. Die Schrift weiß auch unsers Wissens von dieser Erklärungsart nichts; und ohne sie bleibt die Nothwendigkeit der Kindertaufe doch fest stehen. — Daß die Kinder, die ausser der christlichen Kirche sterben, selig werden, glauben wir mit dem V. S. 291. f. ob wir gleich nicht bestimmen wollen, daß es per fidem interpretandam geschehe. — Daß der Herr Verf. S. 331. f. die Beybehaltung des Exorcismus vertheidiget, ohne darauf zu achten, was er bey einem Theil der Christen für Aergerniß giebt, und bey dem andern für Aberglauben unterhält, hat uns Wunder genommen. Man kann allen Cerimonien eine gute Deutung geben, aber es kommt darauf an, ob sie von den meisten unter dieser guten Deutung gedacht werden, und auch durch die Natur ihres Symboli von selbst darauf leiten. Der Herr Verf. erklärt sich auch selbst S. 348. gegen gehäufte Cerimonien, und gesteht, daß die Taufe in der apostolischen Kirche aufs simpelste und ohne alle menschliche Cerimonien verrichtet worden sey.

Wir kommen zum dritten Hauptstück, welches vom heiligen Abendmahl handelt, und von dem V. S. 352. also erklärt wird, daß es das Essen und Trinken sey, welches Christus zum heilsamen und folglich glaubigen Gedächtniß seines blutigen Todes eingesezt habe.

habe. Er glaubt auch S. 354. daß es an die Stelle des Osterlamms gekommen sey; ob er aber auch alles, was aus diesem Satze gefolgert werden kann, zugeben würde, daran zweifeln wir. Unter die Ursachen, welche der V. S. 356. f. anzeigt, warum Christus Brod und Wein erwählt habe, scheinen uns manche zu weit hergeholt zu seyn; andere sind dem Zwek gemässer und natürlicher. Ob anstatt des gewöhnlichen Brods und Weins im Nothfall auch anderes Brod und Getränk genommen werden könne, beantwortet der Herr V. S. 359. richtig mit Ja; im Fall nemlich jemand den Genuß des heiligen Abendmahls aus Schwachheit für nothwendig zur Seligkeit halten sollte. — Brod und Wein sind nach S. 369. f. Erinnerungszeichen des getödteten Leibes und vergossenen Blutes Christi, und zwar desto vollkommnere Zeichen, wenn das Signatum selbst, nemlich sein Leib und Blut, damit verbunden sind. (Wie bleiben sie aber alsdenn noch Zeichen, und wozu nutzen sie, wenn die bezeichnete Sache selbst da ist?) Die Stelle 1 Kor. 10, 16. erklärt er S. 372. f. nicht von der conjunctione immediata corporis Christi cum pane, sondern von der gemeinschaftlichen Theilnehmung oder communione sociali der Gläubigen an dem Leibe Christi; so verstehn wir wenigstens den Herrn Verf. Diese Erklärung kömmt freylich dem Zweck des Apostels näher, nur ist uns die Uebersetzung des 17. Verses der griechischen Wortfügung zuwider. „Denn es ist Ein Brod, und Ein Leib, nemlich Christi, wir aber (im Gegensatz) sind viele.„ Er unterscheidet also ἓν σῶμα und οἱ πολλοὶ ἓν ἐσμεν

durch ein Komma. Was dieser Gegensatz zum Zweck des Apostels diene, sehen wir auch nicht. Die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heil. Abendmahl wird S. 377. f. vornemlich aus den Einsetzungsworten bewiesen. Sie ist aber nicht localiter zu verstehen, als welche unmöglich ist, S. 381. f. es würde auch alsdenn ein physischer und kapernaitischer Genuß des Leibes und Blutes Christi seyn; sondern sie ist, so wie der Genuß, sacramentalisch; welcher nach des Herrn V. Definition S. 403. inter physicam et spiritualem media ist. Wir haben des V. Erklärungsart dieses jezt wieder streitig gewordenen Lehrpunkts anzuzeigen nicht ermangeln wollen; und überlassen es scharfsinnigen Lesern, ob sie dadurch befriediget seyn werden. S. 412. nimt der H. V. an, daß die Vereinigung des Leibes und Blutes Christi mit dem Brod und Wein durch die Consecration geschehe, und bezieht sich deshalb auf §. 317. wo wir aber ausser der Nominal-Definition von der Consecration nichts gefunden haben, das zum Beweise dieses Satzes dienen könne. S. 439. erklärt er sich über den Nutzen des Genusses des heiligen Abendmahls auf dem Krankenbette sehr gut. Es hat sich in diesem Stück ein trauriger Aberglaube unter den Christen eingeschlichen, dem man mit Ernst begegnen sollte. Daß dieser Genuß auch in Absicht des Leibes und der Gesundheit heilsam seyn könne, geben wir unter der Einschränkung des V. S. 443. daß die Beruhigung der Seele auch Einfluß auf den Körper habe, zu: wir möchten aber, um des vielen abergläubigen Mißbrauchs willen, doch nicht

gern

gern einen allgemeinen Lehrsatz daraus gemacht wissen. — S. 460. f. kömmt der Herr V. zur nähern Erklärung der Gegenwart und des Genusses des Leibes und Blutes Christi; wir wissen aber nicht, warum er es von den Vordersätzen, die er S. 381. und 403. vorausgeschikt hatte, abgerissen hat. Es zerstreuet den Leser. Hier behauptet er nun §. 363. daß der Leib und das Blut Christi, ut θεανθρώπε, Gottes Gnade im heiligen Abendmahl wirken; und zwar nach §. 364. per praesentiam realem, nicht physicam, noch auch per praesentiam omnipraesentiae humanitati Christi communicatae, sondern per praesentiam sacramentalem, die nur blos operativa, nicht substantialis sey. Wir gestehen aufrichtig, daß wir bey aller dieser Erklärung noch nicht deutlicher sehn; die bloße operation von der praesentia noch immer gern unterscheiden wollen; bey dem Wort sacramentalis keinen bestimmten Begrif bekommen haben, die operation des θεανθρώπε qua corpus und sanguis weder cum noch sine omnipraesentia denken können; und den nexum efficientiae auf die Seele des Menschen, in welcher sich doch die Wirkung allein, ihrer moralischen Natur gemäß, äussern muß, auch nicht einmal im Schimmer wahrzunehmen fähig sind. Uns dünkt immer, es sey nothwendig, nachdem man die Wirkung und Folgen der praesentiae und manducationis spiritualis in ihrem völligen Umfange gezeigt hat, müsse man hernach bestimmt anmerken, was die sacramentalis noch zu diesen Wirkungen als ein complementum hinzu thue, wenn die ganze Wirkung und der Zweck des heiligen Abendmahls erreicht werden

den soll. Wir wünschten hier den Beweiß ohne Vermischung, und ohne idem per idem durch andere Worte zu sagen, geführt zu sehen.

Bey den folgenden Hauptstücken brauchen wir uns nicht so lange zu verweilen. Aus dem vierten, welches vom Predigtamte handelt, merken wir zur Erinnerung derjenigen Prediger, welche den Unterricht der Kinder als den geringsten Theil ihres Amts ansehen, dasjenige an, was der Herr V. S. 533. von einer wohleingerichteten Katechismuslehre mit Recht sagt, daß sie mehr Nutzen schaffe, als viele Predigten. Und wir wollten wohl noch hinzusetzen; daß christliche Obrigkeiten sich nicht besser um die Religion verdient machen könnten, als wenn sie an die Stelle mancher überhäuften Predigten Katechismuslehren einführten, die durch geschickte Männer gehalten würden. Die Gewalt der Schlüssel gründet der H. V. S. 542. auf die Schriftstelle Matth. 16, 19. welche von andern Auslegern ganz anders genommen wird, wie er selbst anführt. Doch scheint er übrigens der vernünftigen Meynung derjenigen zugethan zu seyn, welche die absolutionem nur für declarativam halten. Wenn er S. 585. erinnert, daß das Examen eines Candidaten vor seiner Wahl und Berufung zum Predigtamte allezeit vorhergehen sollte, so treten wir ihm darin von ganzem Herzen bey. Denn er sagt mit Grunde: turpius ejicitur, quam non admittitur hospes.

Das fünfte Hauptstück de ordine politico et oeconomico besteht aus vier Abschnitten. Nemlich, 1. de Magistratu politico, 2. de Societate conjugali, 3. paterna et 4. herili. Die deutliche

Entwickelung der Grundbegriffe und die daraus hergeleiteten Beweiße der Vernunft für die Nothwendigkeit, den Nutzen und Zweck der Obrigkeit und der verschiedenen kleinern und größern Gesellschaften, und das Verhalten der Glieder derselben hat uns hier besonders gefallen. Wir können ihm aber hier, so gern wir auch wollten, nicht folgen. Die Sachen an sich sind auch bekannt, nur daß sie ordentlich und deutlich vorgetragen sind. Wie der Herr V. das jus in sacra collegiale von dem majestatico unterscheide, und in wie fern es auch als ein jus regale angesehen werden könne, empfehlen wir von S. 653. f. zum Nachlesen. Was er S. 664. von dem Rechte der Unterthanen gegen einen Tyrannen sagt, ist nicht genung bestimmt. Denn wer soll es beurtheilen, ob der Regent in gewissen Fällen mit Vorsatz gegen das Wohl des gemeinen Wesens handele, das ist, ob er ein Tyrann sey, oder nicht? Und wenn das ganze Volk ihm nur den Gehorsam versagen darf, wer soll den Anfang machen? Einer muß es doch zuerst dem ganzen Volke als pflichtmäßig vorstellen; und der macht sich alsdenn nach S. 665. des Lasters der beleidigten Majestät schuldig. — Wenn er in dem Abschnitt von der ehelichen Gesellschaft S. 675. den horrorem naturalem für keinen hinreichenden Grund ansieht, warum die Ehe unter Blutsverwandten nicht statt haben dürfe, so stimmen wir ihm bey. Wenn er es aber im folgenden aus dem respectu parenteli herleitet, thun uns seine Gründe auch kein völliges Genüge. Das billigen wir aber sehr, daß er die Ehe der Geschwister vornemlich aus politischen Gründen für unzuläßig hält, S. 677. f.

und sich auf andere Gründe, (diejenigen ausgenommen, welche S. 673. f. zur Verhütung der Liederlichkeit nothwendig sind,) nicht einläßt. Die vernünftige Untersuchung des V. über die Frage, ob die Ehe mit des Bruders Frau oder mit der Frauen Schwester erlaubt sey, S. 682. f. verdient nachgelesen zu werden. Uebrigens tritt er S. 695. der Meynung derjenigen bey, welche glauben, daß Gott nicht allein die im Gesetz des A. B. ausdrüklich genannte Personen, sondern auch alle die, die in einem gleichen Grade der Verwandschaft stehen, als diese; zu heyrathen untersagt habe.

Das sechste Hauptstück zeiget die Hindernisse der wahren Kirche, zu welchen der Teufel, die Welt und das Fleisch S. 788. die Verfolgung S. 789. die Ketzerey S. 795. die Irthümer der Unglaubigen S. 797. die Spaltungen S. 799. der Indifferentismus und Syncretismus S. 803. die Aergernisse der Lehrer und Zuhörer S. 804. das Vertrauen auf den äussern Gottesdienst S. 805. der Aberglauben und selbst gewählte Werke S. 808. und der Antichrist S. 809. u.s.w. gerechnet werden; wo sich der Herr V. bey dem Antichrist am längsten aufhält. Nachdem er zuerst nach der Beschreibung, welche der heilige Johannes in seinem ersten Briefe vom Antichrist macht, Juden, Heyden und Muhammedaner, unter die Antichristen gezählet, kömmt er S. 813. auf den großen Antichrist; von welchen 2 Theß. 2. die Rede ist. Hier erklärt er anfangs die Kennzeichen, welche Paulus davon angiebt, und beweißt darauf weitläuftig von S. 824. an; daß die Anwendung derselben auf die Römischen Päbste

ge-

gemacht werden müsse; welche Meynung allezeit große Wahrscheinlichkeit vor sich hat, ob wir gleich nicht glauben, daß sie mathematisch erwiesen werden könne. Eine gleiche Erklärung und Anwendung macht er darauf S. 841 bis 870. von dem Thier und der Babylonischen Hure, davon in der Offenbarung Johannis geweissaget worden, wo wir ihm aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, nicht folgen können. Das dürfen wir nicht unangemerkt lassen, daß er zu bescheiden ist, mit Bengeln und dessen Anhängern die Zeit ihres Falls zu bestimmen, doch aber auch sich nicht getrauet, dessen Berechnungen zu widerlegen, sondern mit einer in solchen ungewissen Dingen rühmlichen Gleichmüthigkeit die genauere Bestimmung und Auflösung dieser Weissagungen den Nachkommen überläßt. Uebrigens trägt er in Erklärung der symbolischen Bilder der Offenbarung nicht sowohl besondere und eigne Meynungen vor, sondern nimmt vielmehr die Meynungen derjenigen, die er anführt, als die wahrscheinlichsten an, unter welchen Vitringa und Sylvester die vornehmsten sind.

Das siebente und lezte Hauptstück von den sogenannten lezten Dingen handelt in fünf Abschnitten von der zukünftigen Bekehrung der Juden, vom tausendjährigen Reiche, von der Auferstehung der Todten, vom jüngsten Gericht und endlich vom Ende der Welt. — In Absicht der Bekehrung der Juden läugnet er S. 906. daß sie ganz allgemein sey; welches uns zwar gleichfalls nicht wahrscheinlich vorkömmt, aber unsers Erachtens aus Matth. 24, 34. und dessen Parallelstellen nicht gefolgert werden kann.

Daß aber eine große Bekehrung des Jüdischen Volks noch bevorstehe, sucht er aus den Worten Pauli Röm. 11,25. und f. S. 910. f. umständlich zu beweisen; ob er uns nun gleich nicht völlig überzeugt hat, so gestehen wir doch so viel, daß die Gegner dieser Meynung noch keine fehlerfreye Erklärung dieser Stelle gegeben haben, die für prüfende Schriftforscher hinreichend seyn könnte, des Verf. Meynung und Erklärung ganz zu verwerfen. — Das tausendjährige Reich nimt der Herr V. S. 933. f. an, und beweißt es, daß der Sinn der Stelle Off. 20. nicht uneigentlich, sondern eigentlich zu nehmen, auch die Zeit desselben noch zukünftig sey, und nach dem Fall des Thiers erfolgen müsse. Die erste Auferstehung aber, davon V. 5. die Rede ist, versteht er nicht in natürlicher, sondern moralischer Bedeutung, S. 940. f. daß nemlich die Märtyrer durch ihr Exempel, ihre Lehre und Schriften unter den übrigen Christen leben werden, welches uns sehr erzwungen vorkömmt, den Namen einer Auferstehung nicht führen kann, und das wieder umzustossen scheint, was er zuvor von dem eigentlichen Verstande der vorhergehenden Verse gesagt hatte. In dieser Zeit werden viele Menschen besser und heiliger S. 944. und die äussere Glükseligkeit des Lebens, in so ferne sie eine moralische Folge eines allgemeinen heiligen Wandels ist, auch grösser seyn. S. 945. Man sieht hieraus, daß der Herr V. den Chiliasmum subtilissimum annehme, wie er ihn denn auch namentlich S. 951. vertheidiget. — Der Beweiß, den J. C. Matth. 22, 31. f. für die Unsterblichkeit der Seele und für die Auferstehung der Todten führt, wird im

drit-

dritten Abschnitt S. 968. f. wohl auseinander gesezt. Daß der Herr V. S. 983. von dem menschlichen Körper behauptet, er werde mit allen den Theilen, die er im Tode gehabt, wieder aufstehen, und also keinen Unterschied zwischen wesentlichen und zufälligen Theilen der Auferstehung zugeben will, wundert uns sehr. Paulus führt uns doch darauf 1 Kor. 15, v. 36. und f. Es bleibt ja doch derselbe Leib, wenn er gleich nicht so schwer und von den irdischen Theilen und Umfange ist, als er hier gewesen ist. Wenn man vorwitzig genung ist, diese wesentlichen Theile bestimmen zu wollen, kann man sich irren; und irret sich wirklich wohl allezeit, weil man wirklich das wesentliche des menschlichen Leibes für jenen Zustand nicht kennt: aber soll man deswegen behaupten, der menschliche Leib bleibt so wie er ist? Wenn das wahr ist; so hat Paulus die Frage wie? V. 36. gar nicht oder nicht orthodox beantwortet. Von der Auferstehung des Leibes versteht der Herr V. auch S. 987. die bekannte Stelle Hiob 19, 25. f. S. 992. beschreibt er die Eigenschaften der verklärten Leiber, worin wir mit ihm einstimmen, aber nur nicht sehen, wie diese Eigenschaften mit der zuvor behaupteten Beschaffenheit des menschlichen Leibes bestehn können. Doch genung hievon.

Im vierten Abschnitt vom lezten Gericht wird S. 1011. f. wohl gezeigt, daß die guten oder bösen Werke (der Christen) als äussere und in die Augen fallende untrügliche Kennzeichen des Glaubens oder Unglaubens die Richtschnur seyn werden, nach welchen der Richter das Urtheil fällen, und Belohnung oder Strafen zuerkennen wird. Eine Wahrheit, die den

Christen fleißiger eingeschärft werden sollte, als es gemeiniglich zu geschehen pflegt. — An diesem Tage des Gerichts wird Sonne, Mond und Sterne verfinstert werden, wie der Herr Verf. die dahin gehörige Schriftstellen in seinem fünften Abschnitt S. 1038. f. nicht in uneigentlicher sondern eigentlicher Bedeutung zu erklären sucht; der Himmel d. i. unsre Atmosphäre und die Erde werden verbrennen, S. 1040. und die gegenwärtige Gestalt unsers Sonnensystems aufhören. S. 1042. Die Vernichtung aber der Fixsterne und überhaupt der ganzen Welt ist nicht zu beweisen; denn der Gerichtstag geht uns Menschen nur an; und der neue Himmel und die neue Erde, wovon Petrus in dem zweyten Briefe Kap. 3, 13. redet, bedeutet wahrscheinlicher Weise den Ort und Zustand der Seligen. S. 1047. Und auf diese Weise wird die Haushaltung des neuen Bundes S. 1054. und das Reich der Gnaden geendiget seyn.

Wir können unsern Verf. nicht verlassen, ohne noch zuvor zu bezeugen, daß, ob wir gleich nach unsrer Wahrheitsliebe geäussert haben, daß wir ihm nicht allezeit in seinen Auslegungen der Schrift, und in der Beweisart, wie er die Lehrsätze daraus herleitet, beystimmen können, (und wer kann wohl eine solche allgemeine Beystimmung hoffen?) wir doch das Geständniß mit großem Vergnügen thun, daß sich die Deutlichkeit, und fast durchgängig genaue Bestimmtheit der Begriffe jedem Leser empfehlen, und besonders angehenden Gottesgelehrten sehr dienlich seyn werde, mit keinen verworrenen Begriffen ihres Lehrsystems zufrieden zu seyn. Und in dieser Absicht können wir den

Gebrauch dieses lezten Theils gegenwärtigen Werks auch denjenigen anpreisen, welche die vorhergehenden Theile etwa noch nicht besitzen; indem es ihnen gleichsam zu einem repertorio deutlicher Begriffe von den darinn abgehandelten Lehren dienen wird, deren sie oft benöthiget sind, und sie ängstlich und doch wohl vergeblich suchen. Das angehängte doppelte Register der Lehren und Schriftstellen, die in diesem Theile vorkommen, wird hierzu auch nützliche Hülfe leisten können.

B.

XXIIII.

K. Julius Cäsars und anderer Schriftsteller historische Nachrichten vom gallischen, bürgerlichen, alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Kriege. Ins Deutsche übersezt von M. Johann Franz Wagner, Rektor und Professor des evangel. lutherischen Gymnasiums zu Oßnabrück rc. Stutgart bey J. B. Mezler 1765. 8. 1 Alphabet 14 Bogen, mit 1 Bogen Vorrede.

Gegenwärtige Uebersezung hat so viele Eigenschaften einer guten Uebersezung an sich, das sie wohl eine genauere Prüfung und Beurtheilung verdienet. Unsrer Meynung nach, ist das kein geringeres Lob, das wir ihr machen, als wann wir von ihr behaupten, daß sie unter die besten deutschen Uebersezungen alter Schriftsteller seit den neue-

sten

sten Zeiten gehöre, von welchen der gröste Theil so beschaffen ist, daß sie keine genauere Kritik vertragen würden. Wir sind noch um desto mehr dieß zu thun verbunden, weil wir von eben dieser Feder noch mehrere Uebersetzungen lateinischer Geschichtschreiber zu erwarten haben, ein Versprechen, das der Herr Rector nicht zurück zu nehmen Veranlassung haben wird, wenn bloß der Beyfall des Publicum, wie er sagt, die Bedingung davon seyn soll. Der leichte, natürliche, und ungezwungene Ton der Memoiren ist, deucht uns, von ihm sehr wohl getroffen; wir finden die Deutlichkeit und Einfalt des erzählenden Styls, wie sie in einer Erzählung, auch in der Uebersetzung, seyn soll, ohne daß man erst bey gezwungenen Wendungen und Perioden sich denken muß, wie solches wohl in der Grundsprache ausgedrückt gewesen seyn möge. Dagegen wünschten wir eine größere grammatische Genauigkeit in unsrer Sprache, weniger Nachläßigkeit in der Wortfügung und mehr Rundung und Auspolirung. Wer vereiniget z. E. folgendes mit der Reinigkeit und Genauigkeit der Sprache: die Uebersetzungen müssen ihren Originalen würdig seyn. — er zug seine Gegner aus; ein Oberhaupt der — dieß scheint mir von ihnen zu geschehen und s. f. Ueber jene Ausdrücke: retiriren, marschiren, ihre Arriergarde scharmuzirte, ließ sich vielleicht für den Büchern, welche vom Krieg handeln, eine Ausflucht finden. Das öftere Verschlucken der Hülfswörter ist eben so unangenehm und hart. Bey dem allen bleibt diese Uebersetzung, als eine deutsche Schrift betrachtet, schätzbar; aber ist sie es auch noch, wenn man sie gegen ihre Urschrift

schrift hält? und stellt sie uns den Charakter derselben unverändert dar? Wir glauben dieß behaupten zu können, so lange von dem Natürlichen, Ungezwungenen und Deutlichen, das dem Cäsar eigen ist, die Rede ist. Allein das Feine, Polirte, und ungekünstelte Zierliche, welches eine Folge der feinern Empfindung und der feinern Sitten ist, das Urbanum und Venustum — Vielleicht läßt sich das in unserer Sprache nicht so leicht ausdrücken; gleichwohl vermissen wir eine Nettigkeit und Zierlichkeit, die wir auch in unsrer Sprache bey allen ausgebildeten Schriftstellern finden, und die am ersten in solchen Schriften zu finden seyn sollte, welche nach den Alten, deren Hauptverdienst diese ungekünstelte Zierlichkeit und Eleganz ist, abgefaßt und von solchen Personen aufgesezt sind, welche sich einzig und allein mit Lesen der Alten nähren. Doch in diesem Fall können sich gemeiniglich diejenigen, welche auch die erforderliche Empfindung davon haben, nicht zu dem Fleiß, der Uebung, der Ausarbeitung und dem Ausputzen verstehen, ohne welches doch, am wenigsten in unsrer Sprache, eine erträgliche Anmuth der Schreibart zu erlangen ist. Man stelle sich vor, daß vielleicht der handreichste Schriftsteller unter uns, als Schriftsteller, nicht den 20sten Theil sein ganzes Leben durch von dem schreibt, was ein Cäsar, ein Cicero, zur Uebung schrieb, ehe er ein Schriftsteller ward; und doch sehen wir es für etwas ganz thuliches an, die Schönheit dieser Schriftsteller beym ersten besten Versuch erreichen zu können. Doch wir gehen von der Treue, mit welcher der Charakter der Grundschrift ausgedruckt ist, zu einer andern Eigenschaft einer gu-

ten Uebersetzung fort, zu der Treue, mit welcher er den Sinn seines Schriftstellers ausdrückt und nicht mehr und weniger Begriffe, wenigstens keine falschen, in den Lesern seiner Uebersetzung als bey Lesung des Originals erwekt. Diese Treue und Genauigkeit ist nicht weniger ein Werk der Einsicht als des Fleißes. Sollen wir gleich beym Anfang stehen bleiben? Es ist von dieser Seite nichts daran auszusetzen. Denn dieß ist eine Kleinigkeit, daß gegen das Ende der ersten Seite noch ausgedruckt seyn sollte: Derjenige Theil — fängt an der Rhone an, &c. ingleichen, daß es S. 2. heissen sollte: Er trachtete daher auch die Oberherrschaft an sich zu ziehen; und nicht: das Regiment; ferner: „so viel Getreyde als möglich zu säen, und nicht: Getreyde genug zu säen; vielleicht sollte auch bald darauf, lege, durch einen allgemeinen Schluß, noch mitgenommen seyn. In eben dem dritten Kapitel: welcher damals die Herrschaft in der Republik hatte; und doch soll er sich sie erst zuwege bringen? principatum in sua civitate obtinebat, die oberste Stelle im Staate bekleidete, oder vielleicht nur, das größte Ansehen hatte: bald darauf: „setzten sie den O. um sich zu verantworten„; warum nicht lieber: „zogen sie ihn gefesselt zur Verantwortung, oder sie führten ihn in Fesseln zum Verhör.„ Aber das, was folgt: „O. ließ — alle seine Verwandten, bey 10000 Menschen — zusammen kommen.„ Nun, diese Herrn Vetter und Frauen Muhmen hätten wir beysammen sehen mögen: omnem suam familiam, alle seine Leibeignen: und dieß hätte schon die griechische Uebersetzung lehren können; so wie gleich

dar-

darauf Clientes Vasallen sind; und auf gleiche Weise sind B. 6. Kap. 15. ambacti clientesque Knechte und Vasallen. Man vergleiche VII, 40. wo sie nicht wohl Schutzverwandten gegeben werden. Weiter: daß die obrigkeitlichen Personen das Volk in grosser Anzahl aufboten; multitudinem hominum, — Volk aufboten, oder doch eine Anzahl Volks. In einem so feinen Schriftsteller, wie Cäsar ist, fällt es zu sehr in die Augen, wo uneigentliche Ausdrücke gebraucht werden: „ er war ein Mann, der aus Herrschsucht zu Empörungen sehr geneigt war, novis rebus studebat; „d. i. Unruhen„ wie es auch anderwärts gegeben ist. Kap. 18. „Viele Jahre hindurch habe er die Pässe und andre Zölle gepachtet„ sind dieß portoria? Kap. 21. „P. Considius — sollte die Kundschafter anführen„ Man sollte glauben, dieß wäre ein eigner Trupp. Es heißt im Text: cum exploratoribus praemittitur. Kap. 22. „Daß — die Feinde mit dem Lager aufgebrochen wären„ statt, aus dem Lager. Doch wir wollen ein anderes Blatt aufschlagen. S. 176. siebentes Buch 3 Kap. — ihre Güter aber zogen sie an sich, sagt man so von einem Trupp, welcher plündert, bona diripiunt„ Kap. 4. dessen Vater — hatte, aber — wurde; statt, — gehabt hatte und — geworden war; — „und brachte sie sehr leicht auf seine Seite;„ ist dieß: facile eos incendit: Das folgende: in sententiam perducit, ist sehr wohl: er bemühte sich sie auf seine Seite zu bringen, gegeben. Im Anfang vom bürgerlichen Kriege „Nachdem Fabius die Briefe des „K. Cäsars den Consuln übergeben, brachte man es, der

„nach-

„nachdrücklichsten Vorstellungen der Tribunen des Volks „ohngeachtet, nicht ohne viele Mühe dahin &c. aegre ab iis impetratum est, summa tribunorum pl. contentione, ut — Welches von beyden ist runder? Ausserdem ist Fabius hier ein untergeschobner Name, wie von den Kritikern längst bey dieser Stelle ist gezeiget worden. Und hier müssen wir überhaupt bedauren, denn wir gedenken hierunter keinen Vorwurf zu machen, daß der Herr Uebersetzer von den erforderlichen Hülfsmitteln bey seiner Arbeit wenig oder nichts vor sich gehabt hat. Ich habe bey meiner Uebersetzung, sagt er in der Vorrede, nebst andern gemeinen Handeditionen — und gewiß, diese kommen in keine Betrachtung — besonders diejenige gebraucht, welche im Verlage der haudischen Buchhandlung — herausgekommen. Ausserdem hat er noch einen Auszug der verschiedenen Lesarten und Verbesserungen aus der Clarkischen Ausgabe gehabt. Die Millerische gedachte Ausgabe ist zu einem blossen Durchlesen vollkommen hinlänglich, allein nicht bey einer Uebersetzung. Ein Uebersetzer muß gewissermassen eine so scharfe Kritik anwenden, als ein Herausgeber; hiezu muß er den ganzen kritischen Vorrath über seinen Schriftsteller vor sich haben; und in Ansehung der Zuratheziehung der Ausleger muß er auch weiter gehen. Tausend Kleinigkeiten entwischen ihm sonst, worauf ihn andere offt zufälliger weise, oder auch durch ihre eignen Fehler und Irrthümer führen. Warum hat der Herr Uebersetzer nicht wenigsten die griechische Uebersetzung zur Hand genommen? Sie wäre eher zu vergleichen gewesen, als die französische. Doch auch diese konnte nach-

nachgesehen werden. Denn zu einer größern Vollkommenheit seiner eigenen Uebersetzung gewinnt man, wie einen jeden die Erfahrung gelehrt haben wird, gar viel, wann man nachher, und nicht eher, als da man mit seiner Arbeit, nach eigner Einsicht und eignen Kräfften fertig ist, andrer ihre Versuche vergleicht. Tausend kleine Schönheiten, die man übersehen, Nachläßigkeiten, die man begangen, unbequemere Wendungen, denen man ungleich bequemere nachgesetzet hat, kommen uns alsdenn zu Gesichte. Wie viele Erläuterungen konnte ein Uebersetzer des Cäsars nicht aus dem Sveton, Dio Cassius, Plutarch, selbst aus dem Leben Cäsars, das einem Julius Celsus beygelegt wird, borgen? aber wie lange hielt dieß nicht alles auf? Ja dieß kann seyn; So lange man gleichwol bey Uebersetzungen die Zeit oder die Bogen rechnet, und so lange man Uebersetzungen von den großen Schriftstellern nicht in dem Sinn und Geiste unternimmt, daß man mit ihnen wetteifern will, und sich also ganz in sie verwandelt, so wird selbst ein Mann, der sich ganz mit den Alten genährt hat, wenn er auch seine Muttersprache in einer sehr hohen Vollkommenheit besäß, doch nur ein erträglicher Uebersetzer seyn; Nun schliesse man auf solche, die weder den einen noch den andern Vorzug haben. Doch wir kehren zu unserm Anfang der Bücher vom bürgerlichen Kriege zurücke: „die Consuls zogen den gegenwärtigen Zustand des Staats in Erwegung.„ Referunt consules de rep. in civitate. Die beyden lezten Worte sind allem Ansehen nach von fremder Hand, und der Sinn der erstern ist: die C. thaten ihren Vortrag von den

Angelegenheiten des Staats überhaupt; nähmlich nicht insbesondere was des Raths Gutachten über den Innhalt der Briefe Cäsars wäre, referre ad Senatum, ist mehr, als in Erwägung ziehen, oder wie es anderwärts gegeben wird, dem Senat anzeigen. Sententias dicere, ist auch mehr als, von der Sache reden. Kap. 2. „um nichts von ihm „befürchten zu dürfen„ ne qua esset armorum caussa. „Der C. Lentulus bezeugte über diese alle seinen Widerwillen dergestalt, daß sie nicht wenige Gegner fanden„ ist ziemlich undeutlich: Ii omnes convitio L. L. cons. correpti exagitabantur: sie wurden alle vom L. sehr hart angelassen. Weiter unten: — die Parthey des Scipio zu ergreifen: statt: der Stimme, dem Vorschlag, des S. beyzutreten, scipionis sententiam sequuntur. Doch dieß kan hinlänglich seyn, um den gelehrten und einsichtsvollen Herrn Uebersetzer bey aller unsrer Hochachtung von der Aufrichtigkeit und Wahrhafftigkeit unsers Lobes zu überzeugen da wir in unserm Tadel so wenige Nachsicht brauchen; so wie unsre Art zuverfahren es ihm wohl ein wenig glaublich machen muß, daß zu einer guten Uebersetzung ein hoher Grad von Fleiß und viele Genauigkeit, mit welcher man sein Original studirt habe, gehöre.

L.

XXV.

Kirchengeschichtl. und rechtliche Nachrichten von dem Rural-Capitel in des H. R. R. Stadt Reutlingen, zur Aufklärung der Begriffe von dem Rural-Capitel-Wesen in Deutschland und Schwaben überhaupt, denn zu Erweiterung der Einsichten in dasselbe, denen dessen Beschaffenheit vor und nach der Reformation insbesondere, mit Archival- und andern ächten Urkunden belegt und beleuchtet von Georg David Beger, B. R. Lic. und der R. St. Reutlingen Synd. prim. Lindau 1765. bey Jac. Otto. 4. 152. Seiten.

Die Bischöflichen Lande in der Römischen Kirche pflegen in gewisse Land-Decaneyen, so wie bey denen Protestanten die Kirchen-Gebiethe nach Inspectionen, und Superintendenturen, abgetheilt zu seyn. Die zu einer Decaney gehörigen Pfarrer kommen gewöhnlich unter Vorsitz des Dechants zu gewissen Zeiten zusammen und halten Berathschlagungen, die den gemeinen geistlichen und weltlichen Wohlstand der Decaney betreffen. Diejenigen so bey solcher Versammlung Sitz und Stimme haben, machen das Land- oder Rural-Capitel aus. Inzwischen ist nicht nothwendig, daß es überall, wo Decaneyen sind, auch Rural-Capitel gebe. Sie sind in Orten anzutreffen, denen man gleichsam den dritten Rang in der Hierarchie beylegen wollen, dahingegen in den Städten des ersten und zweyten Ranges sich

Erz- Hoch- und Collegiat-Stifte oder Probsteyen befinden. Die Materie von den Rural-Capiteln ist noch wenig ausgearbeitet. Du Fresne hat nichts sonderlich erhebliches davon zu sagen gewußt. Ayrmann hat eine Nachricht von dem Rural-Capitel zu Friedberg ertheilt, die in Kuchenb. Analect. Hass. anzutreffen, und Gust. Ge. König hat von eben demselben eine Diss. epistol. geschrieben, die in die Nova acta histor. eccles. mit eingerückt worden. Haspel hat in seiner Inaugural-Streitschrift de Centena sublini Suevo-Halensi von dem Rural-Capitel zu Schwäbisch-Hall geredet. Von dem Rural-Capitel zu Munderkingen giebt es eine Geschichte unter dem Titel: Statuta Ven. Cap. rural. Munderking. Ob die Rural-Capitel gleich mit der Eintheilung der Kirchen-Gebiethe in Decaneyen ihren Ursprung genommen, ist eben so ungewiß, als der Zeit-Punkt, selbst, wo diese Eintheilung nach Decaneyen angefangen, unbekannt ist. Das Reutlingische Capitel ist im 12ten Jahrhundert entstanden, wie der Verf. mit einem Sigill einer Urkunde, die er beygebracht, und andern Gründen zu erweisen sucht. a) Bey Gelegen-

a) Der Kayser hatte anfänglich das jus patronatus der Pfarrkirche zu Reutlingen, K. Albrecht aber schenkte 1308. dasselbe dem Kloster zu Königsbrunn, und K. Henr. VIII. bestätigte 1311. diese Schenkung. P. Joh. XXII. trug dem Bischof zu Augsburg auf, die immerwährende Union der Kirche mit dem Kloster nach Bestimmung einer hinlänglichen Präbende vor einen Vicarium perp. in Richtigkeit zu bringen, welches der Verf. mit Unrecht eine unionem aequalem nennt, da sie offenbar eine unio cum subjectione ist.

legenheit der Reformation wurde dieses Capitel zerrüttet, aber 1556. durch den H. Christoph von Würtemberg und den Reutlinger Stadt-Magistrat auf einen Protestantischen Fuß wieder hergestellet, und demselben eine neue Einrichtung gegeben. Also entstand ein Evangel. Rural-Capitel, eine Seltenheit, deren sich ausser Reutlingen, nur noch Friedberg und Schwäbisch-Hall rühmen kann. Es gehören auf 16 Pfarren darunter, die größtentheils Würtenbergisch sind. Der Sitz desselben ist noch beständig zu Reutlingen, und der Stadt-Pfarrer hieselbst ehemals fast immer zugleich Dechant gewesen; seit 1687. aber haben die Capitularen stäts Würtemb. Pfarrer dazu gewählt, worüber sich Reutlingen beschwert. Die Zusammenkünfte werden noch jährlich zu Reutlingen gehalten. Man liest in selbigen anjezt gemeiniglich dazu in Vorschlag gebrachte theol. Aufsätze ab, und wählt, wenn es nöthig, den Dechant, die beyden Senioren und den Camerarius; den feyerlichen Kirchgang und Gottesdienst aber hat man seit einiger Zeit unterlassen. Die Capitularen halten bey Krankheit- und Sterbefällen nicht mehr voreinander vor, sondern dies wird anjezt durch Vicarien, i. e. wie man es in hiesigen Gegenden nennt, durch Adjunctos ministerii verrichtet. Die Investitur der Pfarrer ist dem Dechant genommen. Durch das ganze dem Capitel untergebene Gebieth, auch Reutlinger Antheils muß die Würtenb. Kirchen-Ordnung beobachtet werden. Zu Cathol. Zeiten hat das Capitel unter dem Hochstift Costniz gestanden. Dieses war in 66. Decanate vormals eingetheilt. Nach der Reformation aber sind davon

nur noch 52. übrig geblieben, und sind doch zum Theile nicht mehr in ihrer vorigen Verfassung, sondern nur noch als Trümmern derer älteren anzusehen und an andre Orte verlegt, ob sie gleich noch den alten Namen führen. Der Verf. leitet noch manche Protestantische Einrichtungen davon her. Z. E: daß im Herzogth. Würtemb. und sonst jährl. Zusammenkünfte der Geistl. in denen Specialaten angeordnet sind, darinnen über einen theol. Gegenstand von einem Prediger, als Respondenten disputiret wird, die übrige Geistl. aber opponiren und der Special präsidiret. Zu denen besondern Anmerkungen gehören folgende: Mabillon hat als eine diplomatische Regel angegeben, daß nur die runden Sigille aufgedruckt, die länglichten und eyförmigen aber allemal angehängt gefunden würden. Diese Regel hat schon Heineccius de Sigillis widerlegt, und bey einer Urkunde so der Verf. N. 13. angehängt, ist ebenfals das eyförmige und oben und unten zugespitzte Sigill, dessen schon gedacht worden, aufgedruckt. Obgleich unter die Capitularen derer Land-Capitel ordentlich keine Capläne aufgenommen werden können, weil sie keine Seel-Sorge haben, so werden sie doch zu dem Munderkinger Capitel zugelassen, modo investiti sint et curati. Bey einer N. 9. angefügten Urkunde eine Caplaney-Pfründe zu einem Altar betreffend, ist merkwürdig, daß dem Altaristen zwar erlaubt worden, wenn er noch nicht Priester wäre, seine Pfründe durch einen andern Priester so lange versehen zu lassen, bis er selbst die Priester-Weihen bekomme, jedoch mit dem Beding, daß der Vicarius keine andre Pfründe inne haben, hingegen die Nu-

rung der Caplaney-Pfründe, die er versieht, ganz einnehmen und sich davon der eigentl. Pfründner nichts vorbehalten soll. Unter denen Urkunden ist die N. 7. die schätzbarste, welche die vom Bischof zu Costnitz, Hugo 1497. zuerst heraus gegebene, hernach A. 1510. wiederum gedruckte Constitutiones Synodales ecclesiae Constantiensis liefert.

II.

XXVI.

Theocriti reliquiae utroque sermone cum scholiis Graecis et commentariis integris Henr. Stephani, Ioh. Scaligeri et Ioh. Casauboni: curavit hanc editionem, Graeca ad optimos codices emendavit, libros tres animadversionum indicesque verborum Theocriteorum addidit Io. Iac. Reiske. Viennae et Lipsiae. Sumtus Io. Fr. Iahn, typos locavit Guil. F. Loeper, 1765. Klein Quart 1 Band 296 Seiten mit 6½ Bogen Zuschrift und Vorrede.

Dem Theocrit, einem der liebenswürdigsten Dichter des Alterthums, ist zur Zeit das Glück noch nicht wiederfahren, daß er in einer Ausgabe, die seiner würdig scheinen könnte, erschienen wäre. Die großen Hofnungen, welche das Publicum von dem Genie, Geschmack, Gelehrsamkeit und kritischer Genauigkeit eines Dorville hatte, (von welchen über dreyßig Handschriften des Theocrits waren verglichen worden, wie in seiner Leichenrede berichtet wird,) sind

mit seinem Tode so gut als vernichtet, desto geneigter müssen wir dasjenige aufnehmen, was wir hier erhalten.

Die vornehmsten Vorzüge, welche diese Ausgabe, zu Folge der Aufschrift und Vorrede, vor den vorhergehenden enthalten wird, kommen erst in dem folgenden Bande vor. Wir geben also nur von demjenigen Nachricht, was wir vor uns haben. Dieser Band enthält den griechischen Text des Theocrit mit der gewöhnlichen lateinischen Uebersetzung und den griechischen Scholiasten, alles nach der Londner Ausgabe von 1729. sogar bis auf Uebereinstimmung der Seiten. Eben dieser Ausgabe sucht Pappier und Druck gleich zu kommen. Beydes ist sauber und reitzend, so daß der Dichter der holden Natur in ihrer Einfalt dabey gewinnen muß. Was nun die innere Güte dieses ersten Bandes anlanget, so ist der Text zwar, wie nur gedacht worden ist, ein Abdruck der Londner Ausgabe, und ist folglich, wie alle neuere Ausgaben des Theocrit. aus der von Heinsius, diese aber nebst allen übrigen aus der Stephanischen Ausgabe, unter den Poetis graecis principibus, abgeleitet, allein von Herrn Reisken durch und durch nach den ältern Ausgaben und Handschriften, kritischen Muthmassungen der Gelehrten und durch eigene kritische Beurtheilung verbessert. Letztere Stellen sind in der Vorrede S. 30. u. f. angezeiget; und dieß war wenigstens eine sehr nöthige und heilsame Sorgfalt. Wir finden darunter vortreffliche Verbesserungen, die sich durch alle Regeln und Gründe der Kritick rechtfertigen lassen; dergleichen ist Idyll. V. 28. 39. 40. XXI. 18. XXII.

3.

3. 39. 59. XXVII. 9. 49. So fält sehr in die Augen Idyll. XV. 10. ποτ' ἔρων XX. 13. χείλεσι μυχθίζοισα statt μυθίζοισα XXIII. 61. Νᾶμα δ' ἐφοινίχθη statt Αἷμα. XXV. 136. κατα χροὸς ὀδμην 27. 43. Οὐδ' ἄρ' ἀτιμήεσσαι. Indessen sind einige andere, wo uns die in der Folge versprochene Animadversionen erst von der Richtigkeit und Wahrheit überzeugen und die Entschließung sie in den Text so gleich selbst einzurücken, rechtfertigen müssen. So scheint Idyll. IV, 2. αὐτὰς ungleich bequemer als αὐτὸς zu seyn; und Idyll. V, 32. 47. VII, 112. X, 25. XVII, 128. XX, 16. dürfte die gemeine Leßart wenigstens gleich geltend oder doch erträglich seyn. Mit Idyll. XVIII, 26. wissen wir noch nicht auszukommen. Andere sind sehr sinnreich und doch erklären wir uns zur Zeit noch nicht, sie für wahr zu halten, wie z. E. Idyll. XIII, 24. Αιετὸς ὡς μεγάλαιχμος XIV, 36. 51. Auf die Erklärungen von Idyll. XXI, 36. 37. 65. 66. XXIII, 22. 59. sind wir sehr begierig, so wie auf den Grund und Ursprung so vieler andern Stellen, die geändert sind, über welche der zweyte Band Licht ertheilen wird. Die Vorrede giebt eine Nachricht von der Veranlassung, welche dem Herrn Prof. Reiske zu Uebernehmung dieser Arbeit ist gegeben worden, von der Geschichte des Theocritischen Textes, den vornehmsten Ausgaben und von dem, was in gegenwärtiger geleistet ist. Die Verbindlichkeit, welche das Publicum dem Herrn Professor Reiske für dasjenige, was er bey dieser Ausgabe leistet, hat, ist um desto größer, je zu wenigern er selbst sich dabey verbindlich gemacht hatte. Denn er hatte blos die Correctur des griechischen Textes bey der neu

veranstalteten Ausgabe des Theocrits übernommen, ward aber gleich anfangs durch die fehlerhafte Leßart auf den Entschluß geführt, die ältern Ausgaben zu vergleichen und die Quellen aufzusuchen, aus welchen der Text in seiner gegenwärtigen Gestalt geflossen ist. Eine solche Bemühung charakterisirt uns sogleich einen Mann von mehr als gemeiner Einsicht und macht dasjenige eigentlich aus, was die Hauptpflicht und erste Sorgfalt eines Herausgebers fremder, besonders alter Schriften seyn muß; die übrigen Bemühungen aber sind von geringern Werthe. Herr Prof. Reiske fand, daß seit dem Henricus Stephanus der Text in keiner Ausgabe eine beträchtliche Veränderung erlitten, von diesem gelehrten und scharfsinnigen Manne aber, wie alle seine Ausgaben, durch zu viele willkührliche Verbesserungen eine Gestalt erhalten habe, welche in vielen von den ältern Ausgaben und Handschriften abwiche S. XXI.

Der Herr Prof. hat die zweyte Ausgabe von 1504, 12. nicht bey der Hand gehabt: wir können von dieser gedenken, daß Stephanus in derselben, selbst seiner Anzeige in der Vorrede und in den Annotationen nach, in seinen Verbesserungen noch weiter gegangen ist. Er verglich sorgfältig die Aldinische und Römische Ausgabe, denn die Juntinische hatte er nicht bey der Hand, und die beyden Ausgaben zu Venedig 1539. und 1543. beyde mit den Scholien, sind blose fehlerhafte Abdrücke der Römischen. S. XVI. und f.

Die Aldinische Ausgabe ist von 1495. Allein an dieser bemerkte Herr Prof. Reiske einen ganz besondern Umstand: er hatte drey Exemplarien davon bey sich, und fand daß zwey derselben miteinander genau über-

Abend in kamen, das dritte aber, ohngeachtet es von eben dem Jahre, und sonst in allen mit jenem einerley war, von S. 78. an die größte Verschiedenheit im Drucke und Texte äussert und von einer ganz andern Urschrifft abgedruckt zu seyn scheinet, wie der H. Prof. ausführlich S. VIII. u. f. erzählt. Doch eben diese Verschiedenheit der Exemplarien dieser Ausgabe hat bereits Maittaire in Annal. typogr. T. I. P. I. pag. 80. 81. angemerkt, welcher hierbey zu vergleichen ist. Er beschreibt hierauf die Römische Ausgabe vom Zacharias Calliergus 1516. welche selbst bey der Stephanischen zum Grunde gelegt worden zu seyn scheinet, giebt eine kurze Anzeige der übrigen Ausgaben, die er bey der Hand gehabt hat, fügt eine rühmliche und dankbare Erwähnung des seeligen Dorville und dessen bey, was man von einer Ausgabe durch ihn zu hoffen gehabt haben würde, und erzählt umständlich, was er bey gegenwärtiger Ausgabe geleistet habe, und was der Innhalt der Animadversionum Theocritearum seyn werde. Von der Handschrifft auf der Leipziger-Raths-Bibliotheck ist S. XXXVIII. hinlängliche Nachricht eingeschaltet. Was die griechischen Scholien anlanget, so hat der Herr Prof. Reiske eben keinen vortheilhaften Begriff von denselben, und er benachrichtiget uns, daß er nur zufälliger Weise einige Aufmerksamkeit auf sie verwendet habe, wiewohl er aus der Römischen Ausgabe Scholien über die Idyll. XVIII. beygefüget hat, welche in allen den folgenden Ausgaben aussengelassen worden waren. Wir bedauern, daß er sich nicht hat entschliessen können, die gewöhnliche lateinische Uebersetzung ganz umgeschmolzen

bey-

beyzufügen. Bey dem veränderten Texte und bey den unzählichen fehlerhaften und ungereimten Stellen, die sie enthält, ist sie so gut, als nicht zu gebrauchen. Indessen wird das eine Buch der Animadversionen auf Ausbesserung derselben verwendet werden. Noch ist zu gedenken, daß die Epigrammata des Theocrits noch mit einem bereichert sind, das Sylburg aus einer Pfälzer Handschrifft abgeschrieben und Grävius über den Hesiodus v. 619. Egy. hatte drucken lassen. Auch ist ein neues Fragment aus Theocrits Berenice angehängt, welches Athenäus VII. B. S. 284. aufbehalten hat.

H.

XXVII.

Conspectus Corporis Iuris Rom. ad ordinem Institutionum Systematice dispositi, accessionibus locorum parallelorum ex reliquis iuribus Imp. communibus aucti, ab Eusebio Begero. I. V. L. Frf. et Lips. Ex Officin. Knoch et Eslinger. 1764. 8. pag. 320. nebst Vorrede.

Der Herr Verf. dieser Arbeit hat ein eben so mühsames, als ein nützliches Vorhaben mit vieler Geschiklichkeit ausgeführet. Der Einfall ist vortreflich. Es ist ungemein vielen Schwierigkeiten unterworfen, wenn man sich einen vollständigen und brauchbaren Lehrbegrif der heutigen bürgerlichen Rechtsgelahrtheit, nach dem wahren und reinen

Sinn

Sinn der Gesetze machen und die einzelen Glieder des ganzen durch geschikte Fugen unter sich verbinden will. Die göttlichen Gesetze, das canonische, römische, longobardische und deutsche Recht, sind Theile dieses großen Körpers. Sie gehören der heutigen Einrichtung nach zur sicheren Anwendung eben so nothwendig zusammen, als die 5 Sinne zu einem vollkommenen Menschen und die Accorde zu einer vollständigen Harmonie in der Tonkunst. Die fremden Rechte werden zwar von vielen heutigen Rechtsgelehrten a) mit scheelen Augen angesehen, und in der Vorrede der itzigen Schrift wird der Wunsch geäussert, daß doch Kayser und Reich eines eigentlich vor Deutschland gemachten, vollständigen, nutzbaren und gewissen gemeinen Rechts-Buchs wegen sich vergleichen möchten. Da aber diese Hofnung noch weit aussehend ist und die einmal geschehene Aufnahme des römischen Rechts durch einen Privateifer nicht wieder vernichtet werden kann, so muß man vor der Hand so gut flicken und nachhelfen, als möglich ist. Bey dem römischen Gesetzbuch verursachen die verschiedenen Sammlungen, woraus es besteht, und die meistentheils von einerley Gegenstand, entweder eben dieselbe Verordnung wiederholen oder sich einander aufheben, einschräncken, oder erweitern, dabey aber in der Ordnung ganz von einander abgehen, viele Unbequemlichkeit. Herr Licent. Beger hat diese Beschwerlichkeit eben sowohl, als die, so aus der Verschiedenheit der Rechte entspringt, durch seinen Versuch um ein ziemliches erleichtert. Er hat die Institutionen, weil ihre Ordnung noch die erträglichste ist, zum Grunde gelegt, bey jedem

a) Wohin unter andern auch Herr Beger gehöret.

jedem Titel derselben, dasjenige so zu eben der Sache in denen Pandecten, Codice, Novellen, Institutions-Edicten, Iustinii und Tiberii Constitutionen, denen aus Julians Buch und dem Enimundus Bonefidius genommenen Verordnungen, denen Leonischen Novellen, wie auch in denen canonibus apostolorum, zu finden gewesen, gesammelt, so gut als möglich, an die Institutionen-Ordnung angepasset, die Gesetze aus denen Titeln de verborum significatione und de regulis juris durch das ganze Buch verstreuet; dasjenige, so das Röm. Staatsrecht ausmacht, aus dem Codice, Novellen, Pandecten und Lehnrecht zusammen getragen, und nach einer gewissen Ordnung dem Privat-Recht, so die Institutionen enthalten, vorgesezt; nicht weniger die Decretalen, Greg. IX. die Reichsabschiede und Biblischen Sprüche an gehörigen Orten eingeschaltet. Man sieht, der Verf. hat eben das im ganzen heissen wollen, was Mincuccius und Bararenius im Lehnrecht, Turrecremata bey dem Decret des Gratian und der Französische Verfasser des 1748-52. in 3 Theilen, in Fol. erschienenen Buchs: Pandectae in novum ordinem digestae, im Römischen Recht einzeln unternommen haben. Wir bedauren nur, daß der Herr Licentiat nicht auch die alten deutschen Gesetze, die alten Land- und Lehnrechte, und die übrigen Stücke des Corporis juris Canonici mit in seine Arbeit gezogen hat; so wäre alles vollständig. Der in der Vorrede mit unterlaufende Saz, der mit Kippings Zeugniß unterstüzt wird, daß die historische Ursach und Veranlassung eines Gesetzes zu wissen, eben nicht nöthig wäre, ist in denen von dem

Verf.

Verf. angeführten und einigen andern Beyspielen wahr, in tausenden aber falsch, und daher gefährlich. Die Erinnerung, so gegen den Werth des Römischen, und besonders Justinianischen Rechts vorgetragen werden, sind nicht neu, und ist daher nicht nöthig, sie zu beurtheilen.

N.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. Joh. Aug. Dietelmairs vermischte Abhandlungen aus allen Theilen der Theologie. Altorf, erste, zweyte, dritte Sammlung, 1764. 8. 23 Bogen.

Der Herr D. hat in der Vorrede nicht nur das Versprechen wiederholet, welches die Aufschrift schon vermuthen läßt, für die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und eine angenehme Abwechslung derselben besorgt zu seyn; er will auch Aufgaben zur Auflösung annehmen, und welches uns vorzüglich gefallen hat, sich an keine Zeit der jedesmaligen Fortsetzung binden. Die eigentlichen periodischen Schriften sterben eben deswegen, weil sie es sind, größtentheils eines frühen Todes, wenn nicht für die Mehrheit der Arbeiter zugleich gesorgt wird. Und vielleicht ist auch für einen einzigen das Unternehmen aus allen Theilen eines großen Ganzen für das Publicum zu schreiben, etwas gewagt. Der Herr D. scheint auch vorzüglich in praktischen

Ma-

Materien, und dem Theil, der die Kirchengeschichte angeht, glüklich zu seyn. Was er das einemal von einer fruchtbaren Lesung der Kirchenväter sagt, verräth gewiß einen Mann, der sie selbst mit Nutzen gelesen hat. Eben so natürlich und den besten Erfahrungen gemäß ist die IV. Abhandlung der I. Sammlung von der Mittelstrasse, die man im Memoriren der Predigten zu beobachten hat. Auch billigen wir das recht sehr, was in einer Abhandlung eben dieser Sammlung von der Brauchbarkeit akademischer Gottesgelehrten, die im Predigtamte stehen, gesagt wird. Nur würden wir als einen Hauptbeweis noch hinzugefügt haben, daß diese, im Fall sie fähig sind aus Erfahrungen Regeln abzuleiten und in ihre Disciplin überzutragen, auch aus der Menge lautsprechender Vorfälle am sichersten urtheilen können, welches das Wesentliche der Religion sey — So bekommen auch an andern Orten Landprediger, die ihre akademischen Jahre ungebraucht vorbeystreichen lassen, Gottesgelehrten, die Geheimnisse demonstriren, u. s. w. Unterweisungen, die ihnen recht nüzlich seyn werden. Nur da, wo der V. sich mit der eigentlich sogenannten Dogmatik abgiebt, hat er wenigstens uns nicht Genüge gethan. Was ist es z. E. für eine begreifliche Erklärung des Kinderglaubens, mit der so viele Seiten angefüllet sind, zu sagen, er bestehe darinnen, daß das Kind die Gnade nicht verachte — Hätten wir nur so viel gelesen, ohne die Ueberschrift anzusehen, so würden wir weit eher geglaubt haben, der V. wolle eine begreifliche Erklärung geben, daß das Kind des Glaubens unfähig sey. Aus der besondern Verdienstlichkeit

des

des Leidens Christi einen Glaubensartickel gemacht zu lesen, damit kein ehemaliger Paßionsprediger bey der Zukunft um seinen Credit komme, hätten wir nicht vermuthet. Wir würden aber auch nichts weiter dagegen einzuwenden haben, wenn der Herr D. die ehemaligen, gegenwärtigen und etwa noch kommenden Paßionsprediger von diesen Geschmack eines an sich nicht sündlichen aber doch nach den Umständen der Zeiten und Zuhörer einzuschränkenden Witzes wegen, hätte entschuldigen wollen. In dem Streite, den der V. in einer besondern Abhandlung gegen den Herrn Sulzer, wegen seiner Aeusserung in Ansehung der polemischen Theologie geführt, ist es weder unser Beruf, noch auch der Ort, zu entscheiden. Unsern Einsichten nach ist die ganze Zurüstung vergeblich, wann die Meynung des Herrn S. gewesen, daß die Streittheologie nach ihrer gegenwärtigen Einrichtung fruchtlos sey, weil doch die Wahrheit nie auf einer Seite allein sey, und eine jede Parthey ihre gute Seite sowohl als schlechte habe. Die Beantwortung der Aufgabe, ob die Theologen die Religion schwerer machen, wird dem guten Freund wohl auch schwerlich beruhigen — Und wenn er, wie es scheint, redliche Absichten gehabt, so wird er haben wissen wollen, ob die Gottesgelehrten nicht vieles ihm noch dunkel, durch unnöthige Zusätze weitläuftig, durch übelverstandene Schriftstellen zweifelhaft u. s. w. machen. Auch hätten wir uns nicht getrauet, einen gewissen Gottesgelehrten, in Ansehung des unterlassenen Gebrauchs des Abendmahls mit seiner bösen Frau zu entschuldigen, wie S. geschehen ist.

A. B. Desvoeux, Feldpredigers bey dem Königl. Carabinier-Regimentes, philosophischer und kritischer Versuch über den Prediger Salomo, worinnen die Absicht des Verfassers dieses Buchs vorgestellet, seine Lehre vertheidiget, und die Lehrart desselben erkläret wird, in einer analytischen mit einer neuen Uebersetzung des Grundtextes verbundenen Paraphrase und philologischen Anmerkungen, in 3 Büchern, worinnen die Abweichungen dieser neuen Uebersetzung von der gewöhnlichen angezeiget werden. Aus dem Englischen übersezt, von Joh. Peter Bamberger, Prediger in Berlin. Halle. Druk und Verlag Johann Jacob Curts, 1764. 4. 3 Alphab. ohne die Vorrede.

Hier wird Herr Trescho keine Ursache zu klagen finden! Herr Bamberger hat auch ohne alle beygefügte Anmerkungen, sich als einen wahren Gelehrten gezeiget. Er hat zu beurtheilen gewußt was Lesern von einen richtigen Geschmack und gründlichen Einsichten gefallen müsse, und er muß also selbst in den Besiz von beyden seyn. — Was noch kein Ausleger des A. T. oder auch nur des Predigers, geleistet hat, das hat Herr D. erfüllet, und man mag ihn von der Seite des Philosophen oder des Kritikers beurtheilen; so muß man ihn hoch schätzen. Wenn auch, der Verstand des Prediger Buches selbst, weder im Ganzen noch in einzeln Theilen etwas durch die gelehrten Untersuchungen des Herrn D. gewonnen hätte, so würden doch der Uebersetzer, der Paraphrast, der Ausleger,

Samm-

Sammler verschiedener Lesarten, bey jedem andern Buch der Schrift A. T. aus den Anmerkungen der zwey ersten Bücher ungemein viel lernen und der Wort Sammler das dritte Buch treflich nutzen können. Man betrachte es, sagt der V. selbst, als ein wiewohl sehr unvollständiges System einer *critica sacra* über das Prediger Buch. — Aber unsre Leser sollen uns nicht weiter glauben, wenn sie nicht beym Durchlesen finden werden, daß schon alle Materialien zu einer critica sacra über das Ganze des A. T. wie man sie nur wünschen kann, darinnen gesammlet sind. Sollte sich ein Deutscher, welches wir im vorbeygehen erinnern, in kurzen an eine paraphrastische Erklärung des Hohen Lieds machen wollen, so bitten wir ihn vorher das durchzulesen, was der Engländer S. 73. gegen das Ende, bis zum zweyten Perioden S. 74. sagt. So viel wir übrigens, ohne die Urkunde selbst zu besitzen, von der Uebersetzung urtheilen können, ist der Sinn des Verfassers in einer reinen und fliessenden Schreibart ausgedrukt worden. Ein einzigesmal haben wir eine den Verstand verwirrende Construction gefunden. So scheint es uns wenigstens, wenn S. 229. gesagt wird, daß er die mit griechischen Buchstaben geschriebenen Wörter der Urkunde beybehielte, da es wohl heissen sollte — die Wörter der Urkunde, mit griechischen Buchstaben geschrieben. —

Das durch eine neue wichtige Schrifterklärung erneuerte traurige Andenken des Lißbonischen Erdbebens: oder Beweis, daß Matth.

am 24. v. 15. fgg. da der von dem Propheten Daniel prophezeyten gräulichen Verwüstung gedacht wird, mit nichten die Zerstörung Jerusalems, sondern ein vor dem Ende der Welt auf Flügeln (על כנף) herbey eilendes Erdbeben angedeutet, und geweissaget werde, u. s. w. Hamburg, im Verlag des Herausgebers, 1764. 6 B. 4.

Die bisher gleichsam im verborgenen gelegene grösseste Prophezeyung von Christo: oder unumstößlicher Beweis, daß in den Worten Genes. 3, 22 : : : das erste Evangelium seinen Hauptsitz habe, u. s. w. Gedrukt zu Hamburg im Jahr Christi 1765. 5 B. 4.

Wenn werden doch dergleichen Vorreden, lange Titel endlich einmal aus der Mode kommen! doch dies wäre das wenigste. — Wenn nur der Verfasser und seines gleichen, uns ihre Gesichte nicht statt einer gründlichen Exegese aufdrängen. Erscheinungen muß man doch warhaftig haben, wenn man, wie hier geschicht, beweisen will, daß Matth. am 24. der Untergang der Welt durch ein Erdbeben geweissaget worden, es so beweiset wie der Verf. und es so bewiesen zu haben glaubt, daß man am Ende allen Troz bieten, und sagen kann: — Wer bey dem allen noch wiedersinnig seyn will, der bleibe immerhin wiedersinnig. In der zweyten herrscht nun wohl mehr Exegese, aber doch immer auch die schwärmende, schwülstige und gezwungene Erklärungsart: Die Worte der auf den Titel angezogenen Stelle, sollen Worte des Er-

Erlösers seyn, und der Verstand: Siehe Adam soll Gott gleich werden — der Beweis, weil es Ps. 82, 6. heißt, ich habe gesagt, ihr seyd Götter, und sich keine Stelle im A. T. anderswo findet, wo dieses gesagt wäre, und ein zweyter, weil sonst die Beziehung des Erlösers auf diese lezten Worte: Joh. 10, 36. keine Bedeutung haben würde. Weil es denn nun unumstößliche Beweise seyn sollen, so mögen sie es immerhin in den Gedanken des Verfassers bleiben. Nur bedauren wir die Anlage, die er gehabt zu haben scheint, ein beßrer Exegete zu werden; so wie wir ihn noch izt für einen gutherzigen Mann halten.

A.

Vermischte Predigten von Joh. Jac. Mack. E. E. Cap. Sen. und Archidiaconus zu Crailsheim. Schwabach, in Verlag Joh. Jacob Enderers, Hochfürstl. privil. Buch- und Disputationshändler, 1764. 8. 466 Seiten.

Es sind mehrentheils Gelegenheitspredigten. Der V. hat wirklich eine Gabe zu reden und es haben uns viele Stellen nicht misgefallen. Aber er nimmt langweilige Umwege, ehe er zur Hauptsache kommt, und dehnt seine Vorstellungen sehr ins weite. Mehr Gedanken und weniger Worte, mehr Unterricht für den Verstand und das Herz, wo er bloß Tiraden anbringt, würden den Herrn M. zu einen guten Prediger machen. Und, wir müßten uns sehr irren, sonst dünkt uns, man richtet in den öffentlichen Kanzelvorträgen gegen die Ungläubigen mehr aus, wenn man sich sanfter und gemäßigter Ausdrücke, als harter

Worte gegen sie bedient, welche ihr gegen das Christenthum ohnehin schon feindseliges Herz noch mehr aufbringt. Man braucht deshalb doch nicht zu weichlich mit ihnen umzugehen.

Versuch einer Abhandlung von den Absichten und Eigenschaften der Parabeln Jesu Christi. Nebst einem Anhange einiger nachgeahmten Parabeln und Gleichnissen Jesu in gebundener Rede, von Joh. Jacob Mack, E. E. Cap. Senior ꝛc. Schw. Hall, drukts und verlegts Joh. Christoph Messerer, priv. Buchdrucker, 1764. 8. 203 Seiten.

In dieser Schrift ist wirklich viel gutes. Nur mit kritischen Untersuchungen über die Natur der Fabel, womit sich Herr M. den Weg zu seiner Abhandlung bahnt, hätte er sich nicht abgeben sollen. Er ist da nicht in seinem eigentlichen Fach und hat zu wenig Stof, es darinn mit Herr Leßing aufzunehmen. Er hält davor, Breitingers Erklärung der Fabel sey richtig, weil sie im Grunde mit der seinigen übereinstimme, und habe einen Vorzug vor der Leßingischen. Breitinger, sagt er, beschreibe als Redner, Leßing erkläre als Philosoph. Wenns aufs erklären ankomt, so ist uns ohnstreitig der Philosoph der liebste. Und doch soll jener richtiger seyn, wenn dieser Wahrheit und Billigkeit in seiner Kritik verfehlt. So hätten wir nicht geurtheilt — Weit besser glükt dem V. das, was er zur Erklärung der Parabeln des Heilandes selbst beybringt. Nur ein wenig kürzer hätte er seyn können. Er bestimmt die Regeln, nach welchen selbi-

ge auszulegen sind, nicht unrecht, verwirft, wie billig, die mystischen Deutungen und merkt sehr richtig an, daß man dabey weder die Vielheit noch die Aehnlichkeit der Vergleichungsstücke übertreiben müsse, indem man jedem Worte mit einer ängstlichen Sorgfalt eine Deutung geben wolle — Nach diesem geht Herr M. die vornehmsten Parabeln des Heilandes durch und erkläret jede besonders, natürlich und dem übrigen Zusammenhange und der Absicht der Rede gemäß. Wir haben ihn hier mit Wohlgefallen gelesen und durchgängig auf dem rechten Wege gefunden. Zur Ehre des V. hätten wir aber gewünscht, daß die Parabeln in gebundener Rede, womit er alles wieder verdirbt, was er vorher gut gemacht hat, weggeblieben wären. Wir wissen nicht, warum er sie Nachahmungen nennt. Es sind die eigenen Erzählungen Christi in geradebrechte deutsche Verse gebracht, die wirklich unter der Kritik sind und sich gar nicht lesen lassen. Herr M. sieht selbst ein, daß sie nichts taugen, und Herr Gellert hat es ihm auch gesagt. Aber doch hat er sich nicht überwinden können, sie zu unterdrücken, aus dem verzweifelten Principio, das alle schlechte Versmacher haben, es wären nicht alle Leser Leute von dem feinsten Geschmack und es gebe auch gute Seelen, die sich durch schlechte Stücke zu erbauen wüßten. Für diese stünden die wenigen Proben da. Besser wäre es, sie stünden nicht da. Sollte man wohl glauben, daß ein Mann, der sonst nicht ungeschikt ist und in der Abhandlung über die Parabeln des N. T. viel guten Geschmack zeigt, am Ende seiner Schrift so elende Verse anhängen könne, als die Beschreibung jenes ungerechten Richters S. 181?

Dies richterliche Ungeheuer
War dort die Geissel einer Stadt,
Der er das Mark erpresset hat,
Verwüstender als Krieg und Feuer.
An dieser rechtsentblösten Stätte
Fand einst, ihr wahres Dornenbette,
Ein Weib von mehr als Wittwenleid
Ein Dränger trutzt der armen Schwachen,
Verschlingt ihr Gut mit weitem Rachen.
Und plagt und drukt sie ungescheut.

Oder jenes Pharisäers und Zöllners, S. 188. und 189?

Der andre aber saß am Zoll,
Und füllte die erpachte Bude,
Gewissenlos mit fremden Gute,
Hört man den Juden, geitzig voll.
Ein Zöllner stinkend bloß vom Namen,
Und welcher, wenn man jenem glaubt,
Recht strassenräuberisch beraubt,
Die seiner Zollstadt nahe kamen. u, s. w.

Der heilsame Gebrauch des Leidens und Sterbens unsers Herrn Jesu Christi zum großen Versöhnungstag, auf die 24 Stunden eines jeglichen Tages angewendet; nebst einem poetischen Anhang von Charlotta Elisabetha Nebelin, gebohrne Rambachin, und nun nach dem seeligen Abschiede der Verfasserin mit einem schuldigen Denkmal der Liebe dieser seiner herzlich geliebtesten Ehegattin heraus gegeben von Heinrich Christoph Nebel, Evangel. Prediger in Worms. Zweyte und vermehrte Auflage. Frankfurt und Leip-

zig.

zig, bey Johann George Fleischer. 1765. 8. 288. Seiten.

Das Denkmal der Liebe macht noch besonders drey Bogen aus, Epitaphienmäßig geschrieben. Zugleich wollen wir auch mitnehmen

Charlotta Elisabetha Nebelin, gebohrnen Rambachin, erbauliche Betrachtungen über mancherley Wahrheiten unsers christlichen Glaubens, nebst einer Sammlung aus andern geistreichen Schriften, nach dem seeligen Abschiede der Verfasserin herausgegeben von ihrem Ehegatten Heinrich Christoph Nebel, Evangelischen Prediger in Worms. Frankfurt und Leipzig, bey J. G. Fleischer. 1765. 8. 304. Seiten, nebst 4½ Bogen Vorrede.

Herr N. versichert, die Poesien seiner sel. Frau, die so in dem Geschmack der aller unbrauchbarsten und elendesten Lieder in unseren gewöhnlichen Gesängbüchern sind, wären mit vielem Beyfall, — in und um Worms vermuthlich — aufgenommen worden, und also wollte er nun auch hier ein anderes Bändchen ihrer nützlichen Bemühungen nachfolgen lassen. Nichts vom nüzlichen. Die christliche Religion hätte wirklich dabey gewonnen, wenn der V. mit seinen und seiner sel. Ehegattin Betrachtungen zurück geblieben wäre. Sie sind allenthalben mit den seltsamsten Einfällen durchwirkt, voller Schwärmerey und Unsinn. Zur Probe mag dienen, was uns gleich S. 241. in

seinem vorangezeigten eigenen Werke in die Augen fällt. Er sagt zum Erlöser: „Ich will dir die Nägel „aus deinen heiligen Wunden ziehen und damit mei„nen alten Adam durchspiessen. Ich will deine theu„ren Wunden noch zulezt küssen und herzen und mei„nen Mund mit deinem Purpurblute färben. — Ich „will die Dornen aus deinem heiligen Haupte ziehen, „mache du ein Gehege daraus um den Garten meiner „Seele, daß das höllische Wild nicht hinein dringe.„ Soll ein vernünftiger Mensch dabey lachen oder weinen? Eine weise Obrigkeit sollte wirklich auf den Druk und Verkauf von dergleichen Büchern, wie sie es mit den Schriften der Ungläubigen zu machen pflegt, eine Strafe setzen; denn sie verderben im gleichen Grade die menschlichen Seelen und führen vom wahren Christenthum ab.

Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener engländischen Schriftsteller zusammen getragen, und in der holländischen Sprache ans Licht gestellet, nunmehr aber in dieser deutschen Uebersetzung aufs neue durchgesehen und mit vielen Anmerkungen und einem Vorbericht begleitet worden von Jacob Brucker rc. rc. Der siebenzehnte Theil, welcher des N. T. sechster Band ist und die Epistel an die Hebräer begreifft. Nebst beygefügten Registern über den vierten, fünften und sechsten Band des

Neuen

Neuen Testaments. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn. 1765. 4. 3 Alph. 18 Bogen, nebst einen Bogen Vorrede.

Wir billigen es sehr, daß sich Herr B. bey diesem Briefe auch vorzüglich der Arbeit des Herrn Hofrath Michaelis mit bedient hat.

Iac. Christophori Beckii, S. Th. Doct. et P. P. Instituti Freyio-Grynaeani Lectoris, Synopsis institutionum universae theologiae naturalis et revelatae, dogmaticae, polemicae et practicae in usum auditorii domestici. Praemittitur encyclopedia theologica breviter delineata. Eph. IV. 15. Ἀληθεύοντες ἐν Ἀγάπῃ. Basileae, apud Ioh. Rod. Imhofium et Fil. MDCCLXV. 8. 2 Alph. ½ Bogen.

Ist dem Lehrbegriff der Kirche gemäß, und da sie nur zur Grundlage in den Vorlesungen des V. dienen soll, bey aller Kürze ordentlich und brauchbar von ihm eingerichtet.

Bündlein der Lebendigen, worin verschiedener Kinder und Knechte Gottes letzte Reden und Geschäfte befindlich, aus sichern Urkunden beschrieben und mit nützlichen Anmerkungen versehen von Christoph Birkmann, Dienern am Evangelio in Nürnberg. Hildburghausen, 1765. verlegts Joh. Gottf. Hanisch. 8. 2 Alph. 2 Bog. nebst 1 Bog. Vorrede.

Es

Es ist uns unbegreiflich, daß ein Mann, wie der Königl. Dänische Gesandschaftsprediger in Wien, Herr Chemnitz, die neue Auflage eines so jämmerlichen Buchs kann verlangt und mit seiner eigenen Hand Beyträge dazu geliefert haben. Indessen der Herausgeber sagt es. Beyden muß es also an Unterscheidung dessen, was wahre und verständliche, oder was falsche und dunkle Erbauung im Christenthum ist, fehlen. Man urtheile selbst, was daraus für Nutzen zu ziehen sey: wenn man das Ende solcher Sterbenden lieset, die sich auf dem Todtenbette mit ihren Seelsorgern in abgebrochenen Fragen und Antworten voll heiliger Dunkelheit, beschäftigen. Ein Mann, noch mehr ein großer Geist, von dem der Leichenprediger sagt: „seine „Rede wäre ohne Geräusch wie Oel geflossen, sein Vor„trag wäre gestossen und wohl geschlagen Baumöl ge„wesen ꝛc.„ redet da von einem aus der Buße durchgerungenen und gedrungenen Glauben, von einem concentrirten Heilande, an dem er alles, was an dem ganzen Heilande wäre, zusammen hätte. Der Beichtvater unterstüzt es und spricht: „Wir wollen in den „Himmel hinein auf den Knien kriechen, und doch da„bey im Glauben an den Herrn Jesum mit ausge„spannten Segeln voll Freudigkeit hineinfahren.„ Der Kranke stirbt, nachdem er noch einmal das Hemde gewechselt und seiner Eheliebste die Hände geküßt. Der Leichenredner tritt am Ende auf und sagt: „Mei„ne Geliebten, das war ein conversabler Mann, er „discourirte gerne von gelehrten Sachen. — Aber er „war wie ein geistlicher Zirkel. Wenn dessen einer „Fuß gleich in der Peripherie herum fuhr und Himmel,

„Meer

„Meer und Erde durchwanderte, so blieb doch der an„dere Fuß fest und unbeweglich in seinem Centro ste„hen, welches Christus war, und in welchem sich je„mehr und mehr alles zusammen spitzte. — Um euch „dieses Mannes, einfältiges Auge„ (ja wohl recht einfältig) „seine Amtsführung und ganzen Charakter „auf einem kleinen Täflein zum gesegneten Andenken „mit nach Hause zu geben, so wisset, ich vergleiche ihn „dem Berge Tabor, auf welchem Jesus verklärt wor„den, u. s. w.„ — Es wäre Sünde von dergleichen Unsinn mehr zu lesen und zu schreiben. Was wird doch die verstandlose und freche Sprache der Schwärmer noch am Ende aus dem hellen und trost-vollem Evangelio unsers Herrn Jesu machen? Und solch Zeug im Jahr 1765 von neuen aufzulegen, das betrübt uns warlich. Wir verlangen keine sophistische Redner, die ihren Vortrag mit künstlichen Blumen schmücken, nein, die verlangen wir nicht in unsern Zeiten, wir wollen nur erleuchtete Prediger der christlichen Wahrheit haben. Aber das sind die nicht, mit deren mystischem und ungesalzenem Geschwäz Sie uns hier unterhalten.

Neue Sammlung gründlicher und erbaulicher Kanzelandachten über die Evangelien und Episteln des ganzen Jahrs, auch andere wichtige Stellen der heil. Schrift, der Gemeinde Christi zur Erbauung, nebst eines auswärtigen berühmten Gottesgelehrten Vertheidigung des Lehr- und Predigtamts in der Evangelisch-lutherischen Kirche, ans Licht gestellet von Johann Adam Löw, des Herzogthums

Go-

Gotha General-Superintendenten und Oberconsistorial-Rath zum Friedenstein. Eilfter Theil nebst den gewöhnl. Registern. Gotha und Leipzig, bey Christian Mevius. 1764. 8. 1 Alph. 20 Bogen, und 7 Bogen Vorrede.

Wir können nicht sagen, daß die meisten in diesem Theil enthaltenen geistlichen Reden sich über das mittelmäßige erhöben. Die statt einer Vorrede vorangesezte Vertheidigung des Predigtamts wider dessen Verächter vom Janus Irenäus Petrosus ist ziemlich weitläuftig. Der Verfasser sagt manche Wahrheit, aber wir wünschten, er hätte sie mehr cum grano salis gesagt und mit Geschmack geschrieben, so möchte seine Vertheidigung auch mehr Gewicht und Beyfall bekommen haben. Etwas größere Achtung der protestantischen Geistlichen, eine erneuerte und vernünftig eingerichtete Kirchenzucht, bessere Besoldung für so viel arme Prediger, würden freylich der Religion und dem Staate nüzlich seyn. Aber es sind pia desideria. Bey aller der Unzufriedenheit mit den Rechtsgelehrten, mit Böhmern, Thomasius und ihrem Anhange, auch mit dem Verfasser der vertrauten Briefe über die Grundsäze des protestantischen Kirchenrechts, welche P. darüber blicken läßt, daß sie der Kirche ihre Collegialrechte absprechen und überhaupt die geistliche Gewalt zu enge einschränken wollen, dünkt uns doch nach reifer Ueberlegung, es muß dabey sein Bewenden haben, daß auf der einen Seite der geistliche Stand in einem bestimmten Ansehn stehe, weil die Verachtung der Religion mit der Verachtung ihrer Diener gar zu genau

zu-

zusammen hängt, auf der andern Seite aber auch die Gewalt der Clerisey durchaus gemäßigt seyn müsse, weil sonst bald ein neues Pabstthum unter uns entstehen würde. Mit der bischöflichen Kirche, ist es in Deutschland wohl vorbey und bis zu dem Range eines Bischofs von Canterbury, der dem Verf. sehr gefällt, möchten wir uns in Germanien wohl nicht empor schwingen. Indessen ist uns vor dem Verfall des Lehramts, wenn die Geistlichkeit sich nur nicht selbst von der Würde und dem exemplarischen Charakter der ersten Kirchendiener entfernt, nicht so bange als ihm und wir sind versichert, daß selbst unter den Protestanten ein gelehrter, frommer und rechtschaffener Prediger, dessen Amtsführung über die Kirche und den Staat so überwiegende Vortheile verbreitet, auch bey Staatsleuten und allen vernünftig denkenden Personen weltlichen Standes jederzeit in der größten Achtung bleiben werde. Eine abergläubige Hochachtung von Rom verlangen wir doch nicht.

Heinrich Rudolph Roßbachs vollständige Schrift- und Vernunftmäßige Abhandlung der bisher streitigen Materie von dem Baum der Erkänntniß des guten und bösen und vom Baum des Lebens. Langensalza, bey Joh. Christian Martini. 1764. 4. 128 Seiten, nebst 1 Bogen Zuschrift.

Nachdem Herr R. in der ersten Abtheilung dieser kleinen Schrift alle mögliche Erklärungen, welche man jemals über diese Materie gegeben hat, beurtheilt

theilt und als ungegründet verworfen, so trägt er in der andern Abtheilung die seinige als die einzige wahre und richtige vor. Er giebt beyden Bäumen eine moralische und symbolische Bedeutung. Der Baum der Erkenntniß des guten und bösen, das ist ein göttliches Denkmal und äusserliches Bundeszeichen gewesen, bey dessen Anblick die Menschen ihrer wahren göttlichen Lehrerkenntniß und deren Ausübung haben eingedenk seyn sollen. Der Baum des Lebens aber hat ein göttliches äusserliches Bild und Zeichen des vollkommenen unsträflichen Lebens und des unter der Bedingung dieser geleisteten Lebensvollkommenheit zu erwartenden ewigen Lebens seyn sollen. Der Herr B. beweist solches nach aller Strenge der philosophischen Methode. Er würde aber angenehmer zu lesen gewesen seyn, wenn er ein wenig ungezwungener geschrieben und die vielen Wiederhohlungen einer und eben derselben Begriffe, deren der Leser überdrüßig werden muß, weggelassen hätte. Dieses ausgenommen wird er völligen Beyfall finden, obgleich seine Erklärung so neu nicht ist, als er glaubt.

Christliche Gedanken von der Kirche Christi auf Erden, bey der am 16ten Jul. 1764. erfolgten feyerlichen Legung des Grundsteins zum neuen Creutzkirchen-Bau, in einer über 1 Cor. 3, 11. gehaltenen Predigt, vorgetragen von D. Johann Joachim Gottlob Am-Ende. Pfarrern und Superintendenten, wie auch des Obern-Consistorii Assessorn in Dresden. Dresden, bey Johann

Nico-

Nicolaus Gerlach und Sohn. 1764. 4. 5 Bogen, nebst 1 Bogen Zuschrift. Jmgleichen

Nachricht von denen Solennitäten, mit welchem am 16. Julii A. 1764. Der Grundstein zur Creutz-Kirche in Dresden geleget worden. 4. 3 Bogen. Und denn

Carmen panegyricum *Serenissimo Xaverio*, Reg. Princ. Pol. et Lithuan. Duci Saxoniae rel. h. t. Electoratus Saxonici Administratori etc. devotissimo cultu inscriptum ab Adamo Grenz. v. d. m. Dresdae. 4. 3 Bogen.

Das traurige Schiksal, welches Dresden in dem lezten Kriege erlitten hat, und selbst Feinde zum Theil mit Augen voller Thränen angesehen haben, und die nunmehr veranstaltete Wiederaufbauung der zerstörten vortreflichen Kreuzkirche, die ein Meisterstück der alten Bauart war, verdiente, durch den Druck dieser drey Tractate auf die Nachkommen gebracht zu werden. Das Gedicht hat leidliche Stellen und der Schluß der Predigt des Herrn D. muß jedes menschliche Herz rühren. Die Bewegungen in den Gemüthern, da sie sich der vorigen Trübsale erinnern, werden so stark, daß Redner und Zuhörer in Thränen zerfliessen.

Herrn Professors Formey, Secretairs der Königl. Academie in Berlin, moralische Reden, als eine Fortsetzung des christl. Philo-

sophen. Frankfurt und Leipzig, bey Heinr. Ludw. Brönner 1764. 8. 356 Seiten.

Herr F. liefert hier die Fortsetzung seines christlichen Weltweisen, den die Welt sowohl aufgenommen hat. Er hat diese moralische Reden eigentlich von der Kanzel gehalten, ihnen auch die völlige Form der Predigten gelassen, und einer jedweden den zum Grunde gelegten biblischen Text vorangesezt. Es fällt uns zu weitläuftig ihren Inhalt anzumerken. Genug sie empfehlen sich schon durch den Namen des V. Die Ewigkeit der Höllenstrafen hat wohl schwerlich jemals ein Philosoph so zuverläßig behauptet als hier Herr F. thut. Die vorläufige Abhandlung von der Nothwendigkeit, die Sittenlehre dem Glauben, als ihrer eigentlichen Quelle, zu unterwerfen, ist wohl ausgeführt.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Die vier Bücher der Institutionen des Kaysers Justinianus nach dem angehängten Grund-Text, übersezt von zweyen Freunden der Rechts-Gelehrsamkeit. Lemgo, mit Meyerschen Schriften. 1765. 432 Seiten, 8. nebst Vorrede.

Deutsche Uebersetzungen des lateinischen Textes unserer Rechtsbücher sind nicht völlig ohne Nutzen; besonders vor die, so bey vielen practischen Geschäften nicht allemal Zeit haben viele Hülfsmittel zum Wert-

ver-

verstande zu Rathe zu ziehen. Jedoch ob gleich viel dergleichen Uebersetzungen, wiewohl nur von den Institutionen, gemacht worden; so ist doch keine davon von der Brauchbarkeit, die man von ihnen erwartet. Wer kein Latein kann, versteht sie nicht, und wer es kann, sieht den Sinn der Stellen durch sie nicht deutlicher ein, als wenn er sie nicht gebraucht hätte. Man bindet sich entweder schlechthin an die Worte, oder trift durch einen selbst erfundenen Ausdruck die Sache nicht. Könnte man doch von der jetzigen Uebersetzung ein anderes sagen! Die Verf. sagen, daß sie sich des Gesnerischen Thesaurus, des Heineccius, Cujacius, Pacius, Ludovici und Gebauers dabey bedient haben. Das ist schön. Aber sie mögen es nicht übel nehmen, wenn wir sagen, daß sie sich doch nicht lange genung in der Theorie müssen geübt haben, weil ihre Uebersetzung noch die Fehler hat, die wir schon überhaupt an andern getadelt. Jedoch ist ihr Unternehmen rühmlich und sie haben ihre Vorgänger übertroffen. Sie sollten ihre Arbeit einigen geschickten Männern, die aus der theoretischen Jurisprudenz ihr Handwerk machen, zur Ausbesserung vorlegen. Denn ausbessern ist leichter, als ganz neu machen. Wir haben nur die ersten Bogen angesehen, und darinnen z. E. naturales durch unehliche, Paterfamilias durch Hausvater, Filiusfamilias durch Sohn vom Hause, homines sui juris durch Personen, die ihre eigene Herrn sind, posthumi durch nach dem Tode gebohrne Kinder, capitis diminutio durch Standes-Verminderung, tutor suspectus durch verdächtigen Vormund, übersezt gefunden, und uns dabey des

Schulen vorkommenden ob rerum gestarum gloriam wegen des Ruhms der geführten Thaten erinnert.

Christoph Dan. Meyers, Hochl. Rep. Nürnb. dermal. Stadtschreib. zu Betzenst. und Gerichtschr. zu Hohenst. Kurzer Begriff und Anweisung, wie sich ein Beamter auf dem Land in vorkommenden Concurs-Fällen mit der Austheil. der Schulden und gesezl. Claßification der Gläubigere, zu Verabfassung eines richtigen Priorität-Urtheils, zu verhalten hat. Nach Anleitung der löblich. Nürnb. Reformation, welche hin und wieder mit den gemeinen Rechten verglichen worden, mit einem Register und einer Vorrede Herrn D. Joh. Mich. Frid. Lochners, Hochl. ged. Rep. Consiliarii und am Ehe-Ger. Assess. Nürnb. bey Joh. Ad. Lochner, 1765. 4. 5 Bogen, Vorrede 3 Bogen.

Der Titel ist halb so lang, als das ganze Buch. Der Verf. macht keinen Anspruch auf den Ruhm, ein gelehrtes Werk geschrieben zu haben. Er gesteht, daß er seine 5 Bogen blos aus dem Ludovici und Philoparchi klugen Beamten genommen, und damit die Nürnb. Reform. verglichen. Der Aufsatz soll zum Gebrauch der Landleute dortiger Gegend dienen, die ausser Bibel, Gesangbuch und Calender selten ein ander Buch zu haben pflegen. Allein zu diesem Behuf wäre nöthig gewesen, die lateinischen Ausdrücke deutsch zu übersetzen. Es sind alle wahre und irrige Säze

der

der Urquellen hier ohne die geringste Beurtheilung mit eingeflochten.

Wolffgangi Adami Lauterbachii, JCti quondam Tubingensis, Collegium Theoretico-Practicum, studio b. filii *Ulrici Thomae Lauterbachii*, S. Caes. Maj. quondam Consiliar. et Cam. Imp. Assess. primum publici juris factum. Edit. nova prioribus correctior. Tubing. Tom. I. 1763. pag. 1040. Tom. II. 1764. pag. 988. Tom. III. 1765. p. 1098. 4.

Das Unterscheidende dieser Ausgabe, ist blos eine genauere Berichtigung der angeführten Gesetze und Schriftsteller und eine Verbesserung derer Marginalien. Uebrigens ist das Buch zu bekannt, als daß nöthig wäre, davon etwas weiter zu sagen.

Jo. Gottl. Heineccii Historia juris civil. Romani ac German. observationibus aucta Joh. Dan. Ritteri et Joh. Mart. Silberradii. Accessit Ejusd. Historiae jur. Galfic. epitome. Editio nova. Cum Privil. Caes. ac Reg. Pol. et Elect. Sax. Argentor. ap. Jo. Gothofr. Bauer. Typis Heizianis 1765. 8. pag. 1147. nebst Register.

Dies ist ein gänzlich unveränderter Abdruck der vorigen Strasburger Ausgabe dieses Buchs. Dies einzige ist neu, daß der Name des Strasb. Prof. Herr Silberrads, der vorher nur durch ein S. seine Anmerkungen bezeichnete, sich jezt auf dem Titel ausgedrukt befindet. Die Güte der gelehrten Ritter- und Si-

Silberradischen Noten, über das Heineccianische Werk, so demselben erst den rechten und vorzüglichen Werth gegeben, ist zu bekannt, als daß sie einer abermaligen Anpreisung bedürften. Es ist bekannt, daß fast alle die nach der erstern Strasburger Ausgabe eine Rechtsgeschichte geschrieben, viel gutes aus derselben in ihre Arbeit überzutragen und zu entlehnen für gut befunden.

Eiusd. Recitationes in Elementa Jur. Civil. secundum Ord. Institutionum. Accedit Joan. Christ. Gottl. Heineccii, Consil. Aul. Pruss. et Antec. Comment. de Vita, fatis ac scriptis b. Parentis, auctior et emendatior. Wratisl. Impens. Jo. Mich. Gampert, 1765. 8. p. 624. nebst $4\frac{1}{2}$ Bogen zur Comm. de Vita und Dedicat.

Heineccius hat zu Franecker seinen ganzen academischen Vortrag über die Elemente, so wie er ihn seinen Schülern zu halten, sich vorgesezt, vorher zu Papier gebracht; und aus dieser Vorbereitung desselben zu seinen Vorlesungen, sind gegenwärtige Recitationes entstanden. Es ist nicht zu leugnen, daß dieselben den Anfängern unendlich nüzlicher sind, als die so bekannten Academischen Reden, welche unter des Heineccius Namen nach dessen Tode erschienen, und wovon der Herr Hofrath das Zeugniß giebt, daß sie kaum dem 20sten Theil nach, dem seel. Heineccius zugehören. Inzwischen bleiben auch diese Recitationes blos eine Erläuterung für Anfänger. Heineccius räth im Anfange seinen Schülern sich bey seinen Elemen-

mentis keines andern Buchs, als des Vinii Comm. Hubers Prælect. und des Syntagm. antiquitatum zum Nachlesen zu bedienen. Aus diesen Büchern sind auch die mündlichen Anmerkungen des Heineccius fast alle hergeflossen, und es zeigt eine große Offenherzigkeit, daß er die Quellen nicht verschwiegen. Der Herr Hofrath H. verdient vielen Dank, daß er zugleich denen Angehenden eine Erleichterung der Anfangsgründe, und der Ehre des seel. Heineccius, wozu die bisherigen vorgegebenen Academischen Reden desselben eben nichts beytrugen, Gerechtigkeit verschafft.

Ejusd. Elementa Jur. civil. secundum ord. Institutionum commoda auditoribus methodo, Editio Berolinens. altera priori auctior multo atque emendatior. Cum grat. et privil. S. Reg. Maj. Pruss. Berol. ap. Arnold Wever, 1765. 8. p. 404. nebst Vorrede und Register.

Die jetzige neue Auflage ist in gar nichts von der vorigen des Jahrs 1762. unterschieden, ausser, daß die beyden leztern Bogen etwas weitläuftiger gedrukt sind. Dies hat nun zwey Blattseiten das Werk verstärket, welches deshalb auf dem Titel anzumerken, nicht vergessen worden. Uebrigens hat man das Kupfer des Verfassers hinzugefügt, und dagegen einige unnöthige Dinge weggelassen, so der Heineccianischen Dedication und Vorrede in der vorigen Auflage angehängt waren. Diese und die vorige Ausgabe haben überhaupt den Vorzug, daß sie theils mit des Verfas-

sers eigenen, aus dessen eigenhändig beschriebenen Exemplar genommenen Anmerkungen, theils mit andern nöthigen Zusätzen aus denen übrigen Heineccianischen Schriften vermehrt sind.

Ejusd. Elementa jur. Cambial. commoda auditoribus methodo adornata. Editio septima prioribus auctior atque emendatior. Norimb. sumtibus Car. Felseckeri, 1764. 15 Bog. 8.

Das neue dieser Ausgabe besteht in denen angehängten Vindiciis cambialibus des Herrn H. R. Ayrers, die er zu Rettung seiner Abhandlung de cambialis instituti vestigiis ap. Rom. denen Einwürfen des seel. Prof. Siegels in der Einleitung zum Wechselrecht P. 2. c. 1. §. 1. entgegen gesezt. Bey dieser Streitigkeit kommt es zulezt auf ein Wortgepräng hinaus. Das Wechselgeschäft auf heutigen Fuß ist freylich blos eine Geburth des mittlern Zeitalters. Zulezt hat man noch des Herrn H. R. Eisenhards Specimen bibliothecae jur. cambial. mit ansehnl. Vermehrungen, desgleichen den Inhalt der Frankfurthischen Wechselresponsen angefügt, und dabey den Verfasser jedes Gutachtens angezeigt.

D. Joh. Henr. Christ. v. Selchow, rc. rc. Jurist. Bibliothek von neuen juristischen Büchern und Abhandlungen, 2ten Bandes 1stes Stück. Göttingen in Verlag der Wittwe Vandenhöck, 1765. 8. 236. Seiten.

Der Herr Verf. hat in diesem Stück eben so wie in denen vorigen eine gute Wahl der beurtheilten

Schriften getroffen, den Inhalt derselben sehr ausführlich und brauchbar erzählt, und hin und wieder denen Meynungen derer Schriftsteller bescheiden und mit Grunde widersprochen. Die Anzahl derer in diesem Stück vorkommenden größern Abhandlungen und Büchern ist 16, derer kleinen und academischen Schriften aber, 9.

II.

3. Arzneygelahrheit.

David Mackbride, Chirurgi, durch Erfahrungen erläuterte Versuche über folgende Vorwürfe: 1) Von der Gährung der zur Nahrung dienenden Mischungen. 2) Von der Natur und den Eigenschaften der figirten Luft. 3) Von den gegeneinander gehaltenen Kräften und Art zu würken, der verschiedenen Gattungen der Fäulung widerstehender Sachen. 4) Von den Scharbock, nebst einen Vorschlag neue Wege zu versuchen, denselben auf der See entweder zu verhüten oder zuheilen. 5) Von der auflösenten Kraft des Kalks. Aus den Englischen übersetzt von Conrad Rahn, M. D. Mitglied der Physicalischen Gesellschaft in Zürich. Zürich bey Orell, Geßner und Compagnie 1766. 8. 342. Seiten mit 2 Kupfertafeln.

Der Verf. scheint noch jung, weil er verschiedene Arzneymittel als zuträglich anräth, ohne daß

er selbst davon einen Versuch gemacht; und weil er die Heilkräfte anderer verwirft, die doch unwidersprechlich erwiesen sind. Doch scheinen uns diese Versuche an sich selber richtig, obwohl Herr Mackbrid, zuweilen in seinen Schlüssen galoppirt.

Erdfnetes Bruderherz, darinnen angewiesen und gezeiget wird, wie in des im Licht der Natur hocherfahrnen Philosophi, Theophrasti Paracelsi, Ichts, Nichts und Ichts der wahre Grundstein, nebst der königl. Lusttinctur der Weißen eingewickelt sey. Ans Licht gestellt durch den Naturforscher Bueß (Zürch) 1765. 8. 24 S.

Paracelsischer Wahnwitz eines dem Tollhause entgangenen Hermetischen Schwärmers in Prose und in Versen ausgeschüttet.

Anleitung zu richtiger Erkänntniß und vernünftigen Heilung der Ruhr, zum besten der Land-Aerzten, herausgegeben von Conrad Rahn, M. D. Zürich, bey Orell, Geßner und Compagnie 1765. 8. 56. S.

Der Verfasser schreibt in einen Geschmacke, der allerdings bey Landärzten und Dorfbarbiers den vollkommensten Beyfall finden wird. Aber der hier eröfnete Schatz von höchst zweydeutigen; höchst unzuverläßigen, und durch eigene Erfahrungen keinesweges nachgeprüften Specificis wider die Ruhr, erwekt bey uns den Verdacht, ob nicht vielleicht der gute Herr Conrad Rahn, selbst ein bisgen an der Empirie laborire.

Herrn

Herrn Anton Störks, Abhandlung von dem sichern Gebrauch und der Nutzbarkeit der Lichtblume. Aus dem lateinischen übersetzt, und mit einer Vorrede begleitet von Salomon Schinz, M. D. Zürich, bey Heidegger und Compagnie 1764. 8. die Vorrede 24. und die Abhandlung 72 Seiten, mit einer Kupfertafel.

Den neuesten Nachrichten aus Wien, den Brief des Herrn von Haen, den Schierling betreffend, und Kratochnills Abhandlung von der Lichtblume zu Folge, legen wir in Ansehung der Störkischen Entdeckungen, die Hand für eine Weile auf den Mund. Der uns auch aus andern Proben rühmlich bekannte Herr Schinz, giebt in der Vorrede die botanische Beschreibung der Lichtblume, er zeigt, was man von ihren Kräften vormals gewußt hat, und izt zu wissen glaubt, er warnt sehr ernstlich die nur deutsche Schriften lesende Afterärzte vor den ungeschikten Gebrauche dieses ihnen hiermit an die Hand gegebenen Mittels; und räth ihnen an dessen statt Huflattichblätter mit Milch. Er übersezt gut, aber wir möchten fragen, zu wessen Gebrauch er auch eigentlich übersetze? für die Aerzte, die nur deutsche Schriften lesen, will er nicht übersetzen, und für die lateinisch, die Störkische Schriften lesen können?

Dissertation sur l'inutilité de l'amputation des Membres, par *M. Bilguer*, Chirurgien General des Armées du Roi de Prusse, Traduite et augmentée de quelques Remarques par M. Tis-

Tissot, D. M. à Paris, chez Pierre Fr. Didot le jeune 1764. 151 S.

Herr Bilguer, ein Schweizer von Geburt und einer der größten Wundärzte in Europa, hat diese Abhandlung als eine Probeschrift zur Erhaltung der ihm sehr überflüßigen (und sehr uneigentlich auf unsern Universitäten, so genannten höchsten Würde in der Arzneykunst,) in Halle vertheidigt. Das Original und auch die deutsche Uebersetzung ist bey uns schon bekannt genug.

Ein wichtigeres und zugleich beschämenderes Werk könnte man den Franzosen nicht vorlegen, zumal da vor einigen Jahren die Königliche Academie der Wundärzte in Paris als ein axioma festgesetzet hat: que l'amputation est absolument necessaire dans les plaies d'armes à feu compliquèes de fracas des Os. Die Uebersetzung und die Anmerkungen sind von einer Meister Hand.

L'Onanisme, Dissertation sur les Maladies produites par la Masturbation par *M. Tissot*, M. D. de la Societé Royale de Londres. Troisieme edition: considerablement augmentée. a Lausanne chez Marc Chapuis et Compagnie 1764. 12. 264. S.

Wir kennen nicht leicht ein gemeinnützigeres Werk für alle junge Leuthe und besonders ihre Väter, ihre Mütter, ihre Aufseher. Die grausamen Folgen von Onans Sünde sind darinnen mit einer Kraft und einer Wahrheit abgemalt, der die eingewurzelste Bos-

heit

heit nicht zu widerstehen vermag: propriis exstinctum vivere criminibus —! Auch die besten Hülfsmittel wider die Uebel werden hier angegeben, und das ganze Werk scheinet uns in vielerley Absichten höchst lesenswürdig. Diese dritte Auflage ist übrigens sehr beträchtlich vermehrt, und hat eben so viele Vorzüge vor der zweyten Auflage, als diese vor der ersten, die allein in unsere Sprache übersezt ist. Wir wünschen gar sehr, daß auch diese dritte Auflage einen Uebersezer finden möchte; aber freylich nicht von denen, die im Tagewerke arbeiten.

T.

Briefe über das Blatterbelzen. Dem Parlamente von Paris gewidmet. Erster Theil. Altona, bey David Iversen. 1765. 8. 16 Bogen.

Sie sind in einem angenehmen Styl geschrieben. Nachdem kürzlich die Historie der Blatterkrankheit und ihrer Verwahrungsmittel entworfen worden, so wendet sich der Verfasser zur Untersuchung der Gefährlichkeit der natürlichen, und Unschädlichkeit der künstlichen Pocken. Hier werden nun die mehr oder weniger glüklichen Erfolge der Inoculation in allen denen Ländern Europens, wo man sie bisher ausgeübt hat, erzählet. Die Affecten vieler Aerzte, die an dem noch fortdauernden Streit vom Blatterbelzen Antheil gehabt, werden in ihrer Blöße dargestellt. Ueberall herrschet in diesem Buche eine große Belesenheit, eine feine und gründliche Critik, und eine starke Beurtheilungskraft. Ob gleich dasselbe eine Schuzschrift vor

die

die Inoculation ist, so sind doch die Urtheile des Verfassers unpartheyisch. Wir können es allen Aerzten mit gutem Grunde als das beste Buch, so jemals von dieser Materie gehandelt, anpreisen.

Commentarii de rebus in scientia naturali et Medicina gestis. Voluminis XII. Pars. I. Lipsiae, apud Ioh. Fried. Gleditsch. 8. maj. 1764. 12 Bogen.

In diesem Theil kommen die merkwürdigsten Bücher vom Jahr 1762. und 1763. vor. Die Anzeige aber derer Bücher im Supplement gehet nur bis 1761.

D. Petri Delsance, auf der hohen Universität zu Cölln, der Medicinischen Facultät Mitgliedes und öffentlichen Lehres; nunmehr Ihro Churfürstl. Durchl. zu Pfalz wohlbestellten Landphysici derer Aemter Münster Eifel, Tomberg, Ober- und Unter-Nideggen. Kurze Anweisung zur gerichtlichen Wundarzney u. s. w. Frankfurt und Leipzig, bey Johann Georg Eßlinger. 1765. 8. 24 Bogen.

Hier haben die Chirurgi ein deutsches Buch, worinn die Lehre von der Tödtlichkeit der Wunden nach Gründen der Arzneygelahrtheit umständlich und sonst gut genug vorgetragen wird. Wir sagen es ist deutsch, und wünschten nur, daß es nur nicht so undeutsch geschrieben wäre.

Fort-

Fortsetzung der Abhandlung von der Materia Medica des Herrn Steph. Franz Geoffroy. Achter Theil. Von den vierfüßigen Thieren. Aus dem Französischen übersezt. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilschern, 1765. 8. 22½. Bogen.

Dieses bekannte Werk des jüngern Geoffroy, welches nach seinem Tode vom Herrn Jußieu fortgesezt worden, hat einen allgemeinen Beyfall erhalten. Die deutsche Uebersetzung ist unter der Direction des Herrn Prof. Ludwigs von solchen Leuten geschehen, welche der Sachen völlig fundig sind. Wenn in einer Materia Medica nur allein die Charaktere, die Bestandtheile, und Wirkungsarten der einfachen Arzneyen, bestimmt werden müssen; so enthält das Geofroysche Werk viel überflüßiges, weil es zugleich die natürliche Geschichte eines jeden Körpers weitläuftig vorträget. Daher ist kein Wunder, daß es so sehr angeschwollen. Es unterscheidet sich übrigens auch noch von den andern Büchern dieser Art darinn, daß eine große Anzahl von Simplicibus hier chymisch zergliedert worden, die man in andern Schriften vergebens suchet; und daß auch viele Mittel aus der Classe der Alimenten nach ihren Bestandtheilen und Kräften untersuchet worden. Nach Geoffroy hat sich diesen lezten Vorzug auch die Cranzische Materia Medica zu eigen gemacht.

Die durch Fragen und Antworten treulich anweisende Wehmutter, von Joh. von Horn,

M.

M. D. Ihro Königl. Maj. Leibmedico, des Königl. Collegii Med. Präside und Stadtphysico in Stockholm. Fünfte mit neuen Anmerkungen vermehrte Auflage. Stockholm und Leipzig, bey Gottfried Kiesewettern, 1765. 8. 24½. Bogen.

Der Autor hatte bereits 1697. die Schwedische Wehemutter geschrieben. Ao. 1715. gab er es in einer andern Gestalt und mit dem jetzigen Titel nochmals in Schwedischer Sprache heraus, und nach einigen Jahren lieferte er es auch, mit vielen Anmerkungen vermehret, in deutscher Sprache. Nach der Zeit ist es verschiedenemale wieder aufgelegt und verbessert worden. Obgleich dasselbe nur eigentlich vor Wehemütter dienet, und nur blos die Handgriffe, nicht aber den Gebrauch der Instrumente, zeiget; so ist es doch bey allen Accoucheurs in großem Ansehen, und wurde selbst auf verschiednen Universitäten, ehe des seel. Röderers Ars obstetricia herauskam, zu Vorlesungen gebrauchet.

---

4. Philosophie.

Die Mnemonick und Hevristick nach ihren ersten Zügen, entworfen von Joh. Christoph Dommerich, der Log. und Metaph. ordentl. Prof. auf der Akademie zu Helmstedt. Halle und Helmstädt, bey Carl Hermann Hemmerde. 1765. 11 Bogen, in 8.

Wer

Wer in dieser Schrift eigene Blicke in die Natur der Seele, scharfsinnige Beobachtungen, oder auch nur einen philosophischen Gebrauch der schon vorhandenen Erfahrungen sucht, der betriegt sich. Es sind weitläuftige Wiederholungen und Erweiterungen bekannter Dinge, die in den gemeinen Logicken und Psychologien angetroffen werden, und zur vorläufigen Einleitung zu den beyden Künsten dienen können, welche auf dem Titel genannt sind. Wir wagen es aber doch nicht zu sagen, daß nichts neues in diesem Büchelgen sey, denn der V. nimmt diejenigen sehr herum, die nichts neues in solchen Büchern, als die seinigen sind, finden wollen. Den Wunsch wird er uns aber zu thun erlauben, daß diejenigen, die eine Heuristick schreiben wollen, entweder selbst Erfinder seyn, oder mit den Erfindungen anderer genau bekannt seyn und ihrer Bahn nachgespürt haben möchten, wenn sie Philosophen unterhalten wollten. Doch der V. schreibt nur für seine Zuhörer: es sind Elemente, es ist ein kurzer Abriß; er hat sich bey der Sache nicht lange aufhalten wollen; die Hauptmaterie würde vielleicht über ihre Fassung gewesen seyn. — Nun, so mag es denn hingehen.

B.

---

5. Schöne Wissenschafften.

Tändeleyen; dritte und vermehrte Auflage, Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung. 1765. 4 Bogen, in 8.

Eine neue Ausgabe eines der besten deutschen Dichter. In dieser Ausgabe sind die aus Prosa und Poesie gemischte Stücke voran, und die kleinen blos poetischen Stücke zulezt gesezt worden.

Fortgesetzte Versuche in sittlichen und zärtlichen Gedichten, von Johannen Charlotten Unzerinn, gebohrnen Zieglerin. Rinteln, bey Gotthelf Christ. Berth. 1766. 4 Bogen, in 8.

Die Verfasserin sagt, daß sie diese Lieder aus Gefälligkeit gegen den Verleger, der ihrer Schwester Sohn ist, habe drucken lassen; nun wäre die Frage: ob die Leser diese Gedichte auch aus Gefälligkeit gegen den Verleger werden lesen wollen, sonst möchte ihm mit der Gefälligkeit der Fr. V. auch nicht viel gedienet seyn. Wir wissen, welche Nachsicht man einem Frauenzimmer schuldig ist, aber bey einem Frauenzimmer, wie eine Unzerin, der man gute Stücke zutraut, wird man wirklich ein wenig verdrießlich, wenn man auch nicht etwas gutes findet. Der Name verführet uns, vier Bogen, sorgfältig durchzulesen, in Hofnung uns wenigstens durch etwas belohnet zu finden, und siehe, wir finden nichts als mittelmäßige Reime. Das ist der empfindlichste Korb, den uns ein Frauenzimmer geben kan, in dem Augenblicke, als wir uns mit den süssesten Hofnungen schmeicheln.

Des Herrn von Fontenelle, gesammlete Schauspiele, aus dem Französischen übersetzt, zweiter Theil. Hamburg, bey Joh. Christ. Brandt. 1764. 18 Bogen, in 8.

Fon-

Fontenellens Schauspiele, sind für ihren wirklichen Werth allzuwenig bekannt. Sie gehören zu seinen schäzbarsten Werken. Er hat die Vorwürfe zu diesen Lustspielen oder Schauspielen, wie man sie nennen will, meist aus der alten Geschichte genommen und meistens sehr glüklich bearbeitet. Die Uebersetzung ist mittelmäßig, und hin und wieder ziemlich steif.

Des Freyherrn Joh. Friedrich von Cronegk, Schriften, 2 Bände, Leipzig, 1765. bey Jacob Christoph Posch, Buchhändler in Anspach, 1ster B. besteht aus 26½ Bogen, der 2te B. aus 22 Bogen, in groß 8.

Eine neue Ausgabe der Werke eines jungen Dichters, der für seinen Ruhm und für den Ruhm der deutschen schönen Wissenschaften nur zu früh verstorben ist. Das vorgesezte Bildniß des Verfassers hat eine etwas verdrießliche Mine, vielleicht gehts ihm wie dem Bildnisse des Boileau.

Der Jüngling. Königsberg, Mietau und Leipzig, bey J. J. Kanter. 1764. zwey Theile in groß 8. von 36 Bogen.

Ein neuer und sehr niedlicher Abdruck, einer vortreflichen Schrift, die Deutschland Ehre macht, und unter die allerbesten ihrer Art zu rechnen ist. Sie bedarf, da sie ohnedem allen Lesern von Geschmack bekannt ist, keines fernern Lobes.

Schreiben des Grafen von Comminges, an seine Mutter. Nebst einem Schreiben der Philo-

mele an Progneu: aus dem Französischen des Herrn Derel. 1765.

Seit kurzen fangen beynahe alle französische junge Dichter an, Heroiden, zur Nachahmung des Ovids zu schreiben. Wir haben eine Menge davon gesehen, die meist mit saubern Kupfern von Eisen und andern verzieret sind. Man hat sogar den alten Calas auf dem Schavotte, und den Cain an seine Frau Mehala schreiben lassen. Uns scheint diese ganze Art von Gedichten sehr ungeschmakt zu seyn. Ein junger Dichter braucht dazu nichts weiter als eine Fertigkeit, mittelmäßige Gedanken zusammen zu stoppeln, und erträglich zu versificiren. Wenn man Proben von dieser Dichtungsart in unserer Sprache haben wollte, so brauchten wir sie warlich nicht erst aus dem Französischen zu übersetzen; man dürfte unsers ehrlichen Hofmannswaldau Heldenbriefe nur hervorsuchen, und von verschiedenen Ungereimtheiten reinigen, so würden sie vielleicht, denen, die izt in Paris mit so vielem Beyfall gelesen werden, mit gutem Fuge können an die Seite gestellt, ja wohl gar vorgezogen werden.

Die allerneuesten Sonnetten, den Liebhabern der Dichtkunst zum Vergnügen, herausgegeben von Johannes Westermann, Bremen, 1765. In Commißion bey G. L. Förster. 4 Bogen in groß 8.

Die allerneueste, allerelendeste und allerabgeschmakteste Reime, die man sich denken kann.

kann. Der Verfasser drohet noch mit mehren Bänden voll Sonnette, und empfiehlet sich darauf in die Gewogenheit seiner hochgeneigten Leser mit geziemendem Respect. Mit eben diesem geziemenden Respect wollen wir ihm ein ewiges Stillschweigen empfehlen: als welches das beste Mittel seyn wird, die Gewogenheit derer wieder zu erlangen, die so unglücklich gewesen sind, diese Bogen zu lesen.

K.

Samuel Buttlers Hudibras, ein satyrisches Gedicht wider die Schwärmer und Independenten, zur Zeit Carls des ersten, in neun Gesängen, aus dem Englischen übersezt. Mit historischen Anmerkungen und Kupfern versehen. Hamburg und Leipzig 1765. 8. 528 Seiten.

Herrn Diac. Waser zu Winterthur in der Schweiz, dem Verfasser der moralischen Beobachtungen und Urtheile, a) hat man diese überhaupt nicht misgerathene, in Zürich bey Geßnern gedrukte Uebersetzung eines englischen Schriftstellers zu verdanken. Die Leser in monarchischen Staaten werden uns vielleicht die sehr wahre Anecdote kaum glauben, daß in Zürch, in einer freyen Republik, der Antistes der Zürchschen Geistlichkeit, diese Uebersetzung, als ein gottloses, verruchtes, und der wahren Religion höchstnachtheiliges Buch hat verbieten dürfen; da doch bekanntermaßen Buttler, der Republik England und der wahren Religion den wichtigsten Dienst durch dis

a) S. Briefe die neueste Litteratur betreffend. T. I. p. 77.

Buch geleistet hat. Die Kupfer sind ganz hogarteisch, wie das Urtheil des Herrn Antistes.

W.

Sinngedichte von F. A. Cartheuser. Neue und vermehrte Auflage 1765. in 8. drey und einen halben Bogen.

Ziemlich schlecht. Der Vortrag des Subjekts in ihnen ist selten edel, nie simpel, mehrentheils nicht sonderlich. Die sogenannte epigrammatische Spitze, wird man nur etwa in einem oder zwey derselben entdecken; die übrigen haben entweder gar keine, oder so sie etwa ja da ist, so ist sie just wie der Stachel einer Biene, den ein kleiner Bube, nachdem er das arme Thierchen gehascht, mit einer saubern Scheere entspitzte. Sieht man sich nach den übrigen Stücken des Epigramms um, daß es interessant, glüklich und in wenig Worten vorgetragen seyn soll, so deucht mir, daß man in jedem alle diese Stücke vermisse. In einigen ist auch eine solche Versart gewählt, die sich dazu gar nicht paßt, Mängel, die mit jenen zusammen genommen, bey dem Epigramm nimmermehr zu vergeben sind. „Man will, sagt Batteux, daß alle seine Theile genau verbunden seyn; einen leichten, ungezwungnen „Gang haben sollen; das Ohr soll mit keinen Worte, „mit keiner überflüßigen Silbe beschweret; mit keinem „harten, magern, schleppenden, zischenden Tone beleidiget werden; der Verstand soll durch keine mühsame Wortfügung, durch keine gezwungne Auslassung, durch keinen unnatürlichen oder zu weit hergesuchten „Begrif verwirret werden; kurz, der Gedanke soll auf

„eine

„eine anständige und angemeßne Weise eingekleidet wer„den, doch so, daß er seine Feinheit behalte.„ Der Herr V. prüfe sich, ob seine Sinngedichte diesen Character haben, und denn dichte er weiter, wenn er das Herz hat. Wir wollen wenigstens eines von den Sinngedichten, zur Probe hersetzen

Von dem Heldengedicht Hermann.

Daß Schönaichs weitberühmte Muse die Leidenschaften rege macht,
Bleibt richtig, wenn auch noch so höhnisch die freche Schaar der Spötter lacht.
Als ich den Titel: Hermann sah, ward ich von Freude sanft durchdrungen;
Ich las, und wünschte voller Zorn, der Dichter hätte nie gesungen.

D.

Der Mensch, eine moralische Wochenschrift. Erster Band. Neue Auflage. Halle, bey Johann Justinus Gebauer. 2 Alph. 8 Bogen. Zweyter Band. 1765. 2 Alphabet 10 Bogen.

Es gehört in die Jahrbücher von dem Wachsthum des Geschmaks und Witzes unter den Deutschen, daß die spashafte Geschichte vom Doppelbatzen, die lustigen Einfälle des Packesels und seines Führers, die langweiligen Erzählungen von den Begebenheiten der Jungfer Irrwisch, und dergl. nochmals aufgelegt, und mit Beyfall gelesen werden. Aus guter Wohlmeynung gegen unsere Mitbürger, und aus Treuherzigkeit gegen künftige Wochenschriftschreiber wollen wir ein

Recept mittheilen, wie eine solche gangbare Wochenschrift fabricirt werden müsse. Nimm ein leidliches Collegium über die philosophische Moral, reiß nach Belieben Stücke heraus, und erweitere sie, so lange als die Feder schreiben will, oder bis der Bogen voll ist. Dieß giebt die ernsthaften moralischen Stücke. Zu den lustigen mußt du ein Mandel Charaktere, und eine Menge seltsamer Namen dazu vorräthig haben; je mehr, desto besser; desto neuer und spashafter wirst du in deinen Wendungen: kannst du noch einige Stadt- oder Provincialhistörchen auftreiben, und sie recht weitläuftig hie und da einschalten; so hast du Materialien auf einige Jahre. Wie mancher wird dann zu deinem eignen Erstaunen über deine große Weltkenntniß erstaunt seyn, und es nicht begreifen, wie du so tiefe Blicke in das menschliche Herz habest thun können?

Der Rechtschaffene, eine satyrisch-moralische Wochenschrift, in gebundener und ungebundener Schreibart. Erster Theil. Lindau, bey Jacob Otto, 1765. 1 Alph. 3 B. in 8.

So sehr der Verleger auch in einem vorgesezten Vorbericht dem Verf. dieser Schrift ein gutes Dichtergenie zutraut, und ihn von der Schüchternheit, die ein Gefühl seiner Schwäche ist, befreyen will; so richtig ist doch das Urtheil des Verf. von sich selbst, wenn er seiner Arbeit nicht einmal einen mittelmäßigen Werth beylegt. Sie ist wirklich unter dem mittelmäßigen, und wenn wir des Verf. oder Verlegers Rathgeber gewesen wären, würden wir kein Stück des Druks

würdig geachtet haben. Die gebundene Schreibart ist so, wie man sie von einem gemeinen Alltagspoeten erwarten kann, und die prosaischen Stücke enthalten moralische Betrachtungen ohne Weltkenntniß, gemeine Erzählungen ohne Geschmack, Religionsgesinnungen, die zwar gut gemeint sind, die aber auch das Gepräge mit sich führen, daß der V. weder mit dem Geiste der Religion, noch mit dem Geiste derer, die Zweifel dawider hegen, bekannt sey. Es ist überdem alles so roh ausgedrückt, die Satyre so plump und studentenmäßig, und die Schreibart so unpolirt, daß der Verf. besser thäte, noch einige Jahre zu lernen, ehe er andere unterrichten wollte. Schade um den Titel, der gut zu einer Wochenschrift genuzt werden könnte, davon der Verf. aber weder die Kraft noch den Umfang verstanden hat; denn bey ihm hat er mit den Stücken selbst eben so wenig Verbindung, als jeder anderer, der ihm eingefallen wäre. Ohne unser Erinnern kann man den Schluß ziehen, daß wir die Fortsetzung dieser Schrift in gleichem Ton eben nicht wünschen.

B.

---

6. Schöne Künste.

1. Malerey und Kupferstecherey.

Paris.

Les Musiciens ambulans, ist die Aufschrift eines vortreflichen Blattes, welches Herr Wille nach Dietrich gestochen hat. Beyde Künstler sind Deutsche, und also müssen wir aus doppelter Ursach dieses Blattes gedenken. Es sind darauf, zwey ziemlich zer-

lumpte Dorfmusikanten, nebst verschiedenen zuhorchenden niederländischen Bauren vorgestellt. Die Arbeit eines Wille an diesem geringen Sujet ist ausserordentlich schön: Die diesem großen Künstler gewohnte Festigkeit des Stichels; die richtigste Beobachtung des helldunkeln, woraus eine tresliche Hellung erwächst, welche uns die Vollkommenheit des Gemäldes ins Gemüthe bringen muß, kurz alles kommt zusammen um dieses Blatt zu einem der vollkommensten Kunstwerke zu machen. Es ist des Churfürsten von Sachsen Durchl. zugeeignet.

Dreßden.

Von dem Herrn Geheimen Legationsrathe von Hagedorn, erhalten wir unter dem Titel: Neue Versuche, sechs sehr niedliche radirte Landschaften. Wenn ein Mann, der selbst so viele Einsicht in die bildende Künste hat, Aufseher einer Malerakademie ist, so kann man sich von derselben die herrlichsten Früchte versprechen. Die Dreßdner Akademie befindet sich in diesem Falle.

Nach einem Gemälde, C. du Jardin, das in dem Kabinette dieses großen Kunstkenners befindlich ist, hat der Churf. Hofkupferstecher C. F. Boetius, ein Viehstück geliefert, das sehr wohl gerathen ist.

Herr Follin, ein Venetianischer Kupferstecher, der sich jezt in Dreßden aufhält, hat nach einem Bilde von van Dyk, einen Kopf gestochen, den dieser große Künstler für sich zum Studio entworfen. Das Original ist ebenfalls in des Herrn von Hagedorn Kabinette.

In eben diesem Kabinette befindet sich die Originalzeichnung Adr. van der Velde, einen sitzenden Bauern vorstellend, welche der hiesige Graveur D. C. Sahler, durch gehämmerte Arbeit, nachgeahmet, und die Art der schwarzen Kreide ziemlich glüklich ausgedrükt hat.

Leipzig.

Herr Oeser, Direktor der hiesigen Malerakademie, hat ein sehr schönes Bild nach Rembrand geätzet. Es stellt die Hexe von Endor vor, die Samuel heraufruft. Man weis schon aus mehrern Beyspielen, mit welchem Geiste Herr Oe. die Art der Rembrandischen Schule umzubilden weis. Dieses Blatt ist ein neuer Beweis davon. Das Original ist in der Sammlung des Herrn Bachmann zu Magdeburg.

Kupfer zu D. Eduard Youngs Klagen oder Nachtgedanken, über Leben, Tod und Unsterblichkeit, Leipzig, in Commißion, bey J. C. Barth. Buchhändler in Rinteln.

Das abgeschmakteste Gekritzel, womit jemals Kupfer verderbt, oder Papier beschmutzt worden. Der V. sündigt wider die ersten Regeln der Zeichnung, und ist unter alle Kritik erniedriget.

K.

2. Musik.

Sei facili Sonate di Violino con il Basso, composte da Girolamo Bon, Cittadino di Venezia e dilettante di Musica. Alle spese della Vedova Schmidt; in Norimberga. 9 Bogen in Folio.

Der

Der Titel sagt schon, daß man sich von dem Herrn Verfasser keine grosen Künste zu versprechen habe. Wenigstens aber hätte er sich, ehe er zu schreiben anfieng, in der musikalischen Rhytmik etwas besser sollen unterrichten lassen. Denn die hat er an manchen Orten sehr gemißhandelt, welches auch einem Dilettanten nicht zu verzeihen ist. Die Melodie ist, dieses ausgenommen, sonst ganz artig, obgleich etwas gemein, und gar nicht belebt.

Clavierstücke verschiedener Art, von Carl Philipp Emanuel Bach. Erste Sammlung, Berlin 1765, bey Georg Ludew. Winter, in Querfol. 13 Bogen.

Diese Stücke sind für das Clavichord mehr, als für den Flügel eingerichtet. Es sind große und kleine, leichte und schwere darunter. Wir haben unter andern eine Fantasie nach denen in des Herrn B. Versuche, über die wahre Art das Clavier zu spielen gegebenen Regeln; eine in Form eines Concerts eingerichtete Sonate, welche deswegen auch, obwohl etwas uneigentlich, Concerto benennet wird; und eine sehr wohl gearbeitete Fuge besonders anmerkenswürdig gefunden. Alle Stücke sind mit dem Erfindungsreichen Geiste und dem Feuer geschrieben, welches man in allen Werken des Herrn Verfassers schon längst gewohnt ist. Sie brauchen also keiner weitern Anpreisung.

P.

---

7. Romanen.

Der hinkende Teufel, ein comischer Roman des Herrn le Sage, aus dem Französischen übersezt. Frankf. und Leipzig 1764. 1 Alph. 2 Bogen in 8.

Dieser angenehme Roman, den le Sage aus Spanischen Stoffe zubereitet, verdiente recht sehr diese neue Auflage: Wir wünschten nur, daß die Geschichte des Gil Blas von Livias, der beste Roman dieses Schriftstellers, auch bald in einer verbesserten Uebersetzung, und ohne den abgeschmakten Titel eines Spanischen Robinsons, den sie in der deutschen Uebersetzung bisher getragen, erscheinen möge.

Geschichte des Prinzen Titi, zwey Theil. Leipzig, 1765. bey Christ. Gottl. Hilschern 23 Bogen in 8.

Ein sehr entbehrliches französisches Feenmährgen.

Die Wege der Tugend; oder die Geschichte der berühmten Pamela, der Klarissa Harlowe, und des Ritter Karl Grandisons, im Kleinen entworfen. Aus dem Englischen übersezt. Zweyter Theil. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung, 1765. 12 Bogen in 8.

Der V. dieser Bogen betrachtet, die Briefe des Herrn Richardson, als Urkunden, aus denen er erst die Geschichte zu schreiben sucht. Diese Geschichte

schichte ist aber so kurz, daß sie beynahe nur einem etwas weitläuftigen Inhalte ähnlich ist. Diejenige, die nicht die Geduld haben, durch neunzehn Bände sich, bald möchten wir sagen, durchzuschlagen, werden es dem V. Dank wissen, daß er sie dieser Mühe überhoben hat. Diejenige aber, die diese Geduld einmal gehabt haben, finden sich freylich durch viele vortreffliche Züge entschädigt. Gegenwärtiger Theil enthält die Geschichte des Ritters Carl Grandison.

Lebensgeschichte des Dechants von Killerine, in zwölf Büchern. Aus dem Französischen des Herrn Abt Prevost. Erster Theil, zweyte Auflage. Leipzig bey Christ. Gottl. Hilschern 1766. 2 Alph. in 8.

In Ermangelung guter deutscher Originalromane, müssen die Liebhaber sich mit Französischen und Engländischen Romanen behelfen, die neue Auflage dieses sonst bekannten Buchs, ist ein neuer Beweis davon.

Belustigende Erzählungen, aus dem Französischen übersezt. Frankf. und Leipzig, 1765. $9\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Wir glauben schwerlich, daß diese Erzählungen irgend jemand belustigen werden.

Die vernünftige Einfalt in des Ignatz Eleazer Di Priora, und der Maria Iriatte, zwey Kinder von wilden Eltern entworfenen Wundergeschichte. 1766. 17 Bogen in 8.

Das

Das elendeste und abgeschmackteste Gewäsche, womit jemals Papier verdorben worden.

Die Junge Amerikanerin, oder Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meere, aus verschiedenen Sprachen übersezt. Zwey Theile. 1765. Ulm bey Bartholomäi 43 Bogen in 8.

Einer jungen Amerikanerin, die nach Frankreich überfährt, wird die Zeit lang: um sie ihr zu vertreiben, erzählen in diesen beyden Theilen verschiedene Personen allerhand Feenmährchen von verwünschten Prinzeßinnen, Hexen, Wassernixen, Drachen und was dem anhängig ist. Wie diese Verkürzung müssiger Stunden auf dem Meere nach Schwaben kommt, wissen wir nicht. Der Verleger verspricht noch mehr Theile folgen zu lassen. Das kann er unserthalben thun, nur nicht allzu lange, sonst möchte aus der jungen Amerikanerin endlich eine alte Vettel werden. Noch müssen wir sagen, daß diese Geschichte, als Feenmährchen betrachtet, ziemlich leidlich sind.

Briefe des Herrn von S worin derselbe seinen in C* zurück gelassenem Freunde verschiedene Werbehistörchen, nebst seinen eignen Begebenheiten vor Augen leget. Leipzig 1765. bey J. G. Rothen Buchhändler in Copenhagen. 24 Bogen in 8.**

Von der Klasse der gewöhnlichen deutschen Romane, ohne Charaktere, ohne Erfindung, ohne Witz, ohne Interesse.

Merk-

Merkwürdige und ausserordentliche Begebenheiten einer Kosakischen Standesperson, von ihr selbst beschrieben. Regenspurg bey J. L. Montag 1766. 36 Bogen, ½ Bogen Kupfer, in 8.

Dis ist noch viel schlechter als das vorige, so elend daß es kaum zu beschreiben ist. Die Alberkeit leuchtet gleich beym Anfang in die Augen, und am Ende wirds noch schlimmer. Die Kupfer sind eben so wie das Buch selbst beschaffen.

K.

Morgenländischen Erzählungen. Aus dem Französischen übersezt, von J. R. F. Zürich bey Heidegger und Compagnie. 1766. klein 8. 196 S.

Dieses Werk des Herrn von Sauvigny ist bekannt und beliebt. Die Uebersetzung dünkt uns ziemlich gerathen. Aus der Zueignungsschrift, scheint ein Buchhändler oder Buchdrucker als wirklicher Uebersetzer durch.

W.

---

8. Geschichte, Geographie, Staatsrecht.

Versuch einer diplomatischen Geschichte der K. Preuß. Immediat- und vormaligen Erzbischöflichen Residenzstadt Cößlin, seit ihrer vor fünfhundert Jahren erlangten städtischen Einrichtung, entworfen, von Christ. Wilhelm

helm Haken, Stadteigenthumsprediger zu Jamund. Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 42 Bogen in 4to.

Die Liebhaber der deutschen Historie wissen wohl, wie dergleichen Geschichte kleiner Städte beschaffen zu seyn pflegen, da man schon von vielen Städten dergleichen hat. Wir wollen dem Herrn V. nicht absprechen, daß er nicht alles deutlich und urkundlich erzählet, wir geben ihm auch darin Recht, daß dergleichen Städtegeschichte zur Aufklärung der Landeshistorie das ihrige beytragen, wir glauben auch, daß den Einwohnern einer solchen Stadt, die Erwähnung mancher sonst nicht sehr erheblichen Umstände angenehm sein mag; aber für auswärtige sind sie gemeiniglich sehr uninteressant, weil sie den wenigen Nutzen, den sie daraus schöpfen, mit dem Lesen sehr vieler geringfügiger und oft lächerlicher Geschichte beynahe allzutheuer erkaufen müssen. Wir wollen dis eben nicht durchaus auf die gegenwärtige Geschichte angewendet wissen, aber doch hätten wir dem Herrn V. öfters mehr Kürze und Beurtheilung der Wichtigkeit und Unwichtigkeit der Umstände gewünscht. Er will auch Fortsetzungen dieser Geschichte, und unter andern eine Beschreibung des fünfhundertjährigen Jubiläi so 1766. in Cößlin soll gefeyert werden, herausgeben. Ob hieran ausser Cößlin jemand viel gelegen seyn könne, mögen unsere Leser selbst ermessen. Wenn übrigens jemand wissen will, was ein Stadteigenthumsprediger für ein Ding ist, so müssen wir ihm sagen, daß das Dorf Jamund ein Cößlinisches Stadteigenthum ist. Diese Nachricht fanden wir im Buche selbst, vorher verstanden wir den Titel des Herrn V. auch nicht.

K.

Herrn M. Joh. Jac. Schatzens, Gymnasiarch. des Strasburgisch. Gymnasii und Univers. Biblioth. erläuterter Homannischer Atlas... von neuem durchgesehen und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesezt von Joh. Joach. Schwaben, A. M. des großen Fürstencolleg. in Leipzig d. z. Probsten, und der dasigen Universit. Biblioth. Aufseher. Leipzig und Eisenach bey Grießbach 1763. 8. 3 Theile, ohngefähr 4 Alph.

In diesem bekannten Buche hatte Hr. Prof. Schwabe schon Verbesserungen vorgenommen, die dem Verfasser nicht mißfällig waren, und nach dessen Tode hielt er sich noch mehr dazu berechtigt; er hat also die Geschichte und Veränderungen bis auf die neuesten Zeiten angezeigt, wo jezt neuere und bessere Charten vorhanden sind, derselben Unterschied in Absicht auf ihren Gebrauch bey dem Buche mit angegeben u. d. g. — Verbesserungen, die wir neuern Erdbeschreibern, besonders Herrn Büsching, zu danken haben, hat er nicht überall, wie er gewünscht, beybringen können, weil er sich nach den Charten richten müssen, auf die sich das Werk bezieht und also z. E. die heutige Geographische Eintheilung von Frankreich, nicht statt der veraltenden setzen dürfen.

J.

Römische Kayserhistorie vom Augustus an, bis zum Constantinus. Aus dem Französischen des Herrn Crevier. Achter Theil. Dreßden und Leipzig in der Waltherischen Hofbuchhandl. 1765. 1 Alph. 10 B. in 8.

Diese

Diese Geschichte ist schon lange als ein getreuer, vollständiger und angenehmer Auszug aus den ältern Geschichtschreibern bekannt. Tillemont scheinet nächstdem einer der vornehmsten Führer des Verfassers gewesen zu seyn, der sich auch durch die gute Art und moralische Absicht der Erzählung als einen glüklichen Nachahmer und Schüler Rollins kenntlich gemacht hat. Die critische Genauigkeit in Untersuchung der Begebenheiten könnte und sollte an manchen Orten grösser seyn. In diesem Theil z. E. welcher die Regierungen des Adrianus, Titus, Antoninus, Marcus Aurelius, und Commodus enthält, fehlt es der Nachricht von dem Wunder der sogenannten donnernden Legion noch an dieser geprüften Richtigkeit, und selbst an der nöthigen Vollständigkeit. Die Uebersetzung ist bis auf einige Kleinigkeiten wohl gerathen. Verschiedene unbestimmte oder gar nichtsbedeutende Anführungen von Schriftstellern, (z. E. Pausan. Adr.) hätten noch in derselben verbessert werden können.

Geschichte des Kaysers Theodos des Großen. Aus dem Französischen des berühmten Abts Esprit Fleschier. Breßlau und Leipzig, im Verlag G. G. Horns, 1765. 424 S. in 8.

Das Buch ist sehr bekannt, und, wie alles was vom Fleschier herrührt, überaus beredt und angenehm geschrieben; nur fehlen darinne, nach französischer Art, die Anführungen der Zeugnisse, auf welche sich die Erzählung gründet, und der Ton ist durchgehends panegyrisch, auch da wo er critisch seyn sollte, z. E. bey dem Verhalten Ambrosii gegen diesen Kayser. Der Uebersetzer hat nicht überall den nöthigen Fleiß angewandt, und an manchen Stellen mußten wir ihn gar in dem Verdachte haben, daß er die Materie nicht ver-

standen hat. Warum kommt so oft Milan statt Meyland vor? Es wäre betrübt genug, wenn der Uebersetzer, wie es scheinet, nicht gewußt hätte, daß Ambrosius Bischof zu Meyland gewesen sey. Die Wilden, wie er sie immer nennet, sind die Barbarischen Völker, nach dem Ausdrucke der Römer; bey Wilden denkt man heut zu Tage an die Indianer in Nord-America. Die Schlacht bey Cannes, die Lieutenant des Valentinian, S. 39. und dergl. mehr, sind Ausdrücke die noch übersezt werden müssen.

Geschichte von Frankreich, durch den Königl. Französ. Geschichtschreiber P. Gabriel Daniel von der Gesellschaft Jesu. Sechzehnter Theil, welcher das General-Register zu dem ganzen Werke enthält. Nürnberg, auf Kosten der Raspischen Buchhandlung, 1765. 2 Alph. 18 Bogen in 4.

Man bekömmt an diesem sehr vollständigen Register ein gutes Hülfsmittel, sich über alle merkwürdige Personen und Begebenheiten der Französischen Geschichte geschwinde Raths zu erholen; sonderlich wenn man sich nicht sogleich erinnert, in welchen Zeitpunkt oder in welches Jahr sie gehören. Oft hat man auch eine chronologische Folge darinne beysammen; wie z. E. unter den Artikeln Friede, Schlacht, und s. w. Die Verbesserungen, welche noch bey manchen Wörtern und Ausdrücken nöthig sind, (z. E. Meander, Genevieve, Friedrich, Herzog von Sachsen, wird in der Schlacht bey Mühlberg geschlagen, x.) machen es glaublich, daß das Register ganz aus dem Französischen übersezt worden sey.

R.

Ver-

Versuch einer pragmatischen Geschichte des Durchlauchtigsten Hauses Braunschweig und Lüneburg, 8. Braunschw. 1764.

Dieser Entwurf enthält die genealogischen Umstände, Landesabtheilungen und einige merkwürdige Thaten der Braunschweig-Lüneburgischen Regenten von Wolf I. bis auf H. Ernst den Stifter der jezt herrschenden beyden Linien. Ordnung und Fleiß zeigt der Autor, besonders in der Zeitrechnung. Aber der Titel pragmatisch ist zu groß. Damit können wir auch nicht zufrieden seyn, daß er bey denen Geschichtumständen, welche ohne Beweiß angeführt sind, bloß seinen Gebrauch ungedrukter Nachrichten versichert, ohne dieselben nahmhaft zu machen.

Sammlung einiger neuen Abhandlungen von deutschen Staatssachen. Erste Sammlung 1765. 4.

Die jetzigen Würtenbergischen Unruhen haben zu diesen Abhandlungen Gelegenheit gegeben. Der Hauptinnhalt ist, daß die Reichsständische Landeshoheit keine unumschränkte Gewalt sey. Dieser Grundsatz wird insonderheit in Ansehung der Landesarmee, des Besteurungsrechts, der oberstrichterlichen Gewalt und des Gottesdiensts ausgeführt. So richtig das Urtheil in der III. Abh. ist, (die ohnfehlbar den ältern Herrn Geh. Rath von Moser zum Verfasser hat) „Wenn „diejenigen Reichsstände, gegen welche noch Justiz zu „erlangen ist, die grosen Regenten copiren, und auch „die Spitze biethen wollen, werden sie und ihre Unter„thanen ruinirt,„ und so gewiß dasselbe durch das Exempel des H. Carl Leopolds zu Meklenburg Schwerin bestätiget wird, mit eben dieser Gründlichkeit und

Einsicht in die deutsche Staatsverfassung ist eine jede Materie ausgearbeitet.

D.

9. Mathematik.

Practischer Beweis, daß die Mathesis bey dem Forstwesen unentbehrliche Dienste thue. Zum allgemeinen Besten herausgegeben und mit Kupfern versehn von Carl Christoph Oettelt, Hochfürstl. Sachsengoth. Forstcommissar und Hochfürstl. Sachsenweimar. Förster zu Heyda bey Ilmenau. Eisenach bey Grießbachen, 1765. 8. 9½ Bog. 1 Bog. Kupf.

Daß jemand, der keinen Begriff von geometrischen Ausrechnungen hat, und wohl nicht einmal weis was ein Cubikschuh ist, es einem Baume nicht ansehn kann, wie viel er Holz hält, daß man, wie viel Fläche ein Wald bedeckt, nicht erfährt, wenn man nur um ihn herumläuft; sind Neuigkeiten die Herr Oe. seinen Professions-Verwandten mit viel Nachdrucke sagen, und noch erwarten muß, ob sie geglaubt werden. Was für Leuten vertrauen die Fürsten so wichtige Schätze an, wie die Waldsachen sind? Hr. Oe. sieht einen Baum als einen Kegel an, und berechnet darnach dessen Innhalt. (Vielleicht spitzen sich die Bäume eben nicht völlig in Kegel zu, ob sie gleich oben dünner als unten sind. In einer zu Frankfurt am Mayn 1758. herausgekommenen Anweisung zu der Meßkunst der Höhe und Dicke des Holzes, wird ein Baum als ein Cylinder betrachtet, und das scheint wenigstens bey Bäumen, die zu Bauhölze u. d. g. gebraucht werden, statt zu finden;

es versteht sich, daß man alsdenn die Länge des Cylinders nicht bis ganz an den Gipfel des Baumes nehmen darf, weil die Verdünnung ohne Zweifel oben zu merklich werden dürfte.) Was für Fehler hiebey von Forstgerechtseynwollenden Männern vorgehn, zeigt Hr. Oe. mit unterschiedenen Exempeln. An einem Orte (79. S.) schätzte man einen Stamm noch einmal so hoch, wenn sein Umfang noch einmal so viel betrug, da doch, wenn alles übrige einerley war, der Stamm viermal so viel Holz hält. Die Klaftern, die an Anhöhen der Berge gesezt werden, bekommen schiefe Winkel und also weniger Innhalt. Hr. Oe. zeigt 64. S. wie man befinden könnte, wie viel eine solche Klafter höher müsse gesezt werden, den Abgang zu ergänzen; Sollten sich die Holzhauer nicht darein finden können, so räth er, ihnen lieber was mehr zu geben, daß sie das Holz den Berg hinunter schaffen und in der Ebene aufsetzen. Auf der 96. S. erzählt er eigne Erfahrungen, wie viel die Zwischenräume bey einer Klafter Holz betragen. Er nimmt die Scheite 3½ Fuß lang an, die Klafter aber 6 Fuß breit und hoch; Sie soll also 126 Cubikfuß halten, und da er ausgerechnete Stämme durch ordentliche Holzhauer spalten und in Klaftern legen lassen, hat er nur 108 bis 112 Cubikfuß Holz in die Klafter etwa von 150 Scheiten nöthig gehabt, daß also 14 bis 18 Fuß für die Zwischenräume abgehn, welches sich aber auch noch nach der Stärke der Scheite ändern wird, da schwächere Scheite mehr Zwischenräume lassen. Nach Berechnung des Imhalts muß die Taxe des Holzes, aus den Umständen gemacht werden; und Werkholz ist natürlich höher zu schätzen als Brennholz, obgleich auch hier die Unwissenheit das Holz auszurechnen, wie Hr. Oe. berichtet, die ungereimtesten und schädlichsten Folgen gehabt hat. Gränzrisse sind unumgänglich nöthig; und eine blosse

Beschreibung der Gränze und Abmessung der Weite jedes Gränzsteins vom nächsten, sind nicht genung, weil die Gränzen ungemein können verändert werden, ohne diese Weite zu ändern. Die Wasserbaukunst erklärt Hr. Oe. einem Förster, wegen der Veränderungen für nöthig, die Wasser oft in Wäldern mache, und nennt dabey Hr. Silberschlags Buch. Er fodert von einem Förster die Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie, das Nivelliren, die Verwandelung der Figuren, die Cubik- und Quadratrechnungen. Schrekliche Foderungen für die meisten Förster! und doch liesse sie sich gar leicht vergrößern, wenn man nur etwas strenge seyn wollte. Denn der Chursächsische Herr Bergh. von Oppel hat die Abtheilung der Hölzer in jährliche Gehaue sogar durch Buchstabenrechnung abgehandelt. Die Mechanik ist neuerlich auf fällen der Bäume und ausrotten der Stöcke angewandt worden u. s. w.

Neue Verbesserung dioptrischer Fernröhren, welche ohnlängst von dem berühmten Dollond in Engelland sind erfunden worden, aus dem Lat. des Herrn P. C. Scherffers übersezt. Leipzig, bey Joh. Gottfr. Müller, 1764. 4. 5 B. $\frac{1}{2}$ B. Kupfert.

Herr P. S. sucht aus den bekannten dioptrischen Formeln, wie die Gläser von unterschiedenen brechenden Kräften gebildet seyn müssen, zusammen die violettene und rothe Strahlen in einen Punct zu brechen, wobey er selbst gesteht, daß er des P. Boscowich synthetischen Beweis nur analytisch gemacht hat, doch hat er davon leichte Anwendungen auf jede Unterschiede der Brechungen zwischen den äussersten Strahlen, auf will-

führ-

führliche Zusammensetzung der Gläser und auf Vergrösserungsgläser gemacht. In einer der Uebersetzung beygefügten Anmerkung wird berichtet, der Dresdnische Mechanicus, Herr Rudolph, verfertige Dollondische Fernröhren, die den Englischen nichts nachgeben, um den dritten Theil des englischen Preises. (Dollond verlangt für den Fuß eine Guinee; und da ich mich bey einem Leipziger Gelehrten nach den Rudolphischen erkundigt habe, ist mir gemeldet worden, daß sie nicht viel wohlfeiler wären.)

Roger Joseph Boscowich, der Ges. J. Priest. und öffentl. Lehrer der Math. auf der hohen Schule zu Pavia, Abhandlung von den verbesserten dioptrischen Fernröhren, aus der Sammlung des Instituts zu Bologna, samt einem Anhange des Uebersetzers C. S. S. J. Wien, bey v. Trattner, 1765. gr. 8. ½ Alph. 2 Kupfert.

Der P. B. handelt hier die Theorie der Dollondischen Fernröhre sehr vollkommen ab; daher der Uebersetzer (von dem auch die lateinische Uebersetzung des L'Hopital und Bougainville herrührt) sich durch die Bekanntmachung dieser wichtigen Schrift aus einer kostbaren Sammlung, um die Liebhaber der Optik verdient gemacht hat. — Die Uebersetzung selbst wäre vielleicht noch ein größer Verdienst, wenn sie auch das algebraische deutsch geben könnte, aber wer kann dafür, daß die Sprache der Erfindungskunst noch so wenig Leuten verständlich ist? Der Anhang enthält besonders aus des Uebers. Briefwechsel mit den P. B. auch aus andern Quellen viel beträchtliche und zum Theil zur Ausübung gehörige Zusätze. Der P. B. hat einen Glasmesser erfunden, die Unterschiede der Refraction zwischen Glas und Wasser genau zu bestimmen; er schlägt auch vor, das Objectiv aus dreyerley

Gläsern zusammen zu sezen, wo die Abweichung wegen der Farbe, so zu reden, ein Differential der dritten Ordnung seyn würde, wie sie bey den gewöhnlichen Objectiven von der ersten, und bey den Dollondischen von der zweyten ist. (Herr Inspector Reccard hat bey seinen Aufenthalt in Engelland, ein Fernrohr mit dreyfachem Objective bey Dollonden gesehen, das er sehr vortreflich befunden hat.)

J.

---

10. Naturlehre und Naturgeschichte.

Adolph Dietrich Ortmanns, Insp. zu Züllichau, Betrachtungen über wichtige Begebenheiten der Naturgeschichte des 1763. Jahres. Züllichau, in der Waisenhaus- und Frommannischen Handlung. 1764. gros 8. 224 Seiten.

Dieser Betrachtungen sind 10. an der Zahl. Sie betreffen die Fruchtbarkeit und andere für die Menschen sehr allgemein wichtige Vorfälle des genannten und einiger nächstverflossenen Jahre, das Erdbeben und die Viehseuche 1763. u. d. g. Herrn O. Absicht ist nicht dem Naturforscher nur Entdeckungen mitzutheilen, sondern durch die Erinnerung bekannter Sachen das Herz zu rühren, welches ihm, nach seiner schon bekannten Geschiklichkeit hierinnen, gelingen muß. Zuweilen hat er doch auch physische Muthmassungen gewagt. Dergleichen ist 142 S. woher zuweilen plözlich Insecten in gewaltiger Menge und in unerwarteter Vollkommenheit zum Vorscheine kommen. Er sezt zum voraus, daß alle lebendige Geschöpfe ihre gewisse bestimmte Elemente, Monaden (das Wort steht hier nicht

nicht an seinem Orte) oder Bestandtheile, wie man es nennen will, haben, diese sind allenthalben ausgestreuet und sie können von solcher Feinheit seyn, daß sie sich in der Luft, im Wasser, in den Regentropfen, in der Erde, in den Bäumen, und andern lebendigen Geschöpfen befinden, ohne daß sie im geringsten merklich sind. Sie können durch hundert und aber hundert Veränderungen gehn und immer bleiben. Aber gewisse Arten von Dunststrichen können ihm Bewegung und Leben verschaffen und das sehr schnell. — (Daß Saamen organischer Geschöpfe auf verschiedene Art in der Welt zerstreut seyn könne, ist wohl nicht unwahrscheinlich, aber daß sie auf andere Arten, als die uns die Erfahrung gelehrt hat, zur Vollkommenheit kommen sollte, ist man wohl nicht berechtiget anzunehmen, weil dazu nichts weiter nöthiget, als gählinge Erscheinungen von Heuschreckenschwärmen, deren Herkunft und Reisen schon bekannt sind, wie Herr O. selbst zugesteht, oder Heere von Feldmäusen, die so ofte weite und breite Gegenden befallen. Tiefsinnige Naturkündiger denen Herr O. diese Frage vorlegt, werden wohl wahrscheinlicher finden, daß diese Thiere, die sich an uns verborgenen Orten aufhalten und vermehren, sich häufig versammlen, als daß sie auf eine ausserordentliche Art entstehen sollten. Die Ursachen ihrer häufigen Versammlung, bleiben uns freylich, wie so viel anders in ihrer Lebensart unbekannt. Als die Franzosen auf der Rückkunft von Roßbach und Minden häufig durch die Hannöverischen Lande zogen, hat niemand daselbst, wenn er auch noch nichts von den Schlachten wußte, geglaubt, daß eine gewisse Art von Dunststriche, Franzosenmonaden aus der Luft sehr schnell Leben und Bewegung verschaft hätte.) Wie übrigens die Naturgeschichte, nur die Veranlassung zu Herrn O. Betrachtungen ist, so kommen hier auch viel andere Gegenstände vor, als am

Ende

Ende des Werks, die Theurung, die Gesindenoth und die Erziehung besonders des gemeinen Volkes, wobey die rühmlichen neuern Schulanstalten in preußischen gehörig erwähnt werden. Von Herrn D. Gedankenreichen und lebhaften Vortrage eine Probe zu geben, ist unnöthig, weil man dergleichen schon von ihm erwartet. Auch verdient die Schrift, von jederman, der die Werke des Herrn D. gern und mit Rührung betrachtet, selbst gelesen zu werden.

Untersuchungen der Natur und Kunst. Herausgegeben von Joh. Heinr. Wincklern, Prof. der Physik in Leipzig des großen Fürstencollegii Collegiaten und der Königl. Großbrittan. Societät der Wissenschaften, Mitglied. Leipzig bey Joh. Gottlob Rothen, Buchhändler in Kopenhag. 1765. 8. 1 Alph. 6 Kupfert.

Herr W. liefert hier zwey Abhandlungen 1) von der ursprünglichen und beständigen Kraft aller Körper, oder der Kraft der Trägheit. In derselben hat er diese von den meisten Naturforschern sehr geheimnißvoll angesehene Sachen in größeres Licht zu setzen gesucht, wobey er sich unter andern vorzüglich eines zu Leipzig herausgekommenen Programma des seel. Hausens bedienet. Er ist auch die Lehren durch unterschiedene Versuche zu erläutern bemüht. Einige davon kommen darauf an, daß ein Faden reißt, wenn das eine Ende von ihm schnell fortgezogen wird, an dem andern aber ein Gewicht hänget das bey weiten nicht so schwer ist, als die Last die er ruhig tragen kann. Hr. W. drücket dieses so aus: die Kraft der Trägheit übertrift die Stärke der Last ihres eignen Körpers: das Gewicht nemlich würde den Faden durch seine Last

nicht reissen, und es reißt ihn durch seine Trägheit. Dieser Ausdruck könnte etwas fremd scheinen, weil man ordentlich lehret, daß sich die Trägheit wie das Gewicht verhalte. Hr. W. wird sich aber wohl dadurch recht-fertigen lassen, daß die Trägheit, wenn man sie sich als eine Kraft vorstellt, anders wirkt, wenn ihrem Körper viel, anders wenn ihm wenig Geschwindigkeit soll beygebracht werden. Hier nemlich reißt der Faden, weil das Gewicht nicht plötzlich so schnell folgen kann, als das andere Ende fortgezogen wird. 2) Von den merkwürdigen Eigenschaften und Wirkungen der elastischen Kraft der Luft. Wie man die Federkraft der Luft ausmißt, wie sie sich durch Wärme u. d. g. verändert, beym Schalle wirket u. s. w. wird in diesem Aufsatze erzählt. Hr. W. macht Hofnung diese Arbeit fortzusetzen und wird dadurch den Liebhabern der Naturkunde eine sehr schätzbare Sammlung physischer Wahrnehmungen und Schlüsse mittheilen, da er mit vieler Belesenheit, selbst eine große Erfahrung in physischen Versuchen und eine gründliche und wirkliche philosophische Beurtheilung verbindet.

M. Th. Brunnichii, entomologia sistens insector. tabulas Systematicas, cum introd. et iconibus. Hafn. 1764. Darunter auf eben der Seite dieser Titel dänisch; bey Godiche gedrukt, 8. 6 B. ½ B. Kupfert. Lateinisch und Dänisch.

Herr B. behält die Linndischen Kennzeichen und Namen bey, oder führt von dem ersten solche an die ihm seine Sammlung gezeigt, die aus mehr als 500 Arten besteht. Aber wo es diese von ihm an-enommene Kennzeichen erfodern, hat er Arten von Geschlechten, und Männchen von Weibchen abgesondert. Die Einleitung enthält allgemeine Begriffe von

den

den Insekten. Die Methode selbst ist in Form einer Tabelle verfaßt, und führt den Titel: Tabula insectorum perfectorum. Seine Hauptabtheilung ist A) Kopf von Brust unterschieden, (capite a thorace distincto) oder B) damit vermischt. Unter A) stehen I) sechsfüßige, II) vielfüßige, unter I) wieder A) mit Flügeldecken, B) ohne solche. Die Unterabtheilungen werden von der Beschaffenheit der Füsse, Flügel, Fühlhörner, u. s. w. hergenommen. Die Einrichtung einer Tabelle ist allerdings vortheilhaft, ein gegebenes Insekt nach und nach durch Aufsuchung seiner Kennzeichen genau zu bestimmen; an die häufigen Absätze muß man sich nicht stossen, da sie unvermeidlich waren. Vielleicht hätte ein grösser Format die Bequemlichkeit verschafft, daß man mehr auf einer Seite hätte übersehen können, wollte aber Herr Br. etwa, daß Insektenfänger diese Bogen bey sich tragen sollten, so schikte sich kein Foliant dazu. Die Figuren stellen in blossen Umrissen, einige Insekten und Theile von andern vor. Eine neue von Herr Ström entdekte Spinne ausgenommen, sind die übrigen nicht unbekannt, und wenn Herr Br. Figuren mittheilen wollen, hätte er sie wohl zu Erläuterung seiner Methode wählen sollen, wozu die gegenwärtigen weder ausgesucht noch zahlreich genug scheinen. Das Dänische ist unter oder neben das Lateinische gedrukt, und Herr Br. hat sich bemüht, alles in seiner Landssprache gut auszudrucken, ein Unternehmen, welches ohne Zweifel zu Ausbreitung solcher Kenntnisse sehr beförderlich ist.

J.

---

11. Philologie und Kritik.

Αἰλιανου περι ζωων ιδιοτητος βιβλια Aeliani de natura animalium libri XVII. cum animadversio-

versionibus *Conr. Gesneri* et *Dan. Wilh. Trilleri*, curante *Abrahamo Gronovio*, qui et suas adnotationes adiecit, Pars I. II. Juxta Exemplar Londin. Heilbronnae, apud Franc. Ioseph. Eckebrecht. 1765. 4. 6. Alph. 16½ B. mit 10 Bogen Vorreden.

Dieß ist ein den Seiten, obgleich nicht den Zeilen nach, gleicher Abdruck der londonschen Ausgabe, welchen die Gesellschaft zur Aufnahme der Künste, auf D. Meads Veranlassung, auf ihre Kosten 1744 veranstalten ließ. So viel wir davon verglichen haben, finden wir ihn getreu und richtig. Lettern und Papier sind zwar von der in Deutschland gewöhnlichen gemeinen Art; indessen ist denen, welche sich den Aelian bloß zum Gebrauch wünschen, ein angenehmer Dienst hierunter geleistet worden. Wie sehr wünschen wir, daß sich unter diesen ein in der natürlichen Geschichte geübter und mit Einsicht und Scharfsinn begabter Mann finden möchte, welcher uns einmal den Aelian mit einer solchen Art kritischer Anmerkungen lieferte, in welchen dieses schwatzhaften und bald leichtgläubigen, bald gedankenlosen Schriftstellers Erzählungen, die gleichwohl wegen der alten Quellen, aus denen sie geschöpft sind, schätzbar seyn müssen, geprüft, durch neuere Erfahrungen bestätiget oder verworfen, und die wirklichen oder vermeintlichen Erscheinungen aufgesuchet würden, welche die Alten zu so verschiedenen mährchenhaften Nachrichten verleitet haben.

Nova Clavis Homerica, cujus ope aditus ad intelligendos sine interprete Iliadis libros omnibus intercluditur. Interspersae sunt selectae clariss. virorum Clarckii, Ernesti, Spondani cet. Annotationes et Scholia. Opera Ioannis Schau-

Schaufelbergeri, publici in Schola Turic. Paedagogi. Tom. IV. Σ - Ω. Cum Indicibus necessariis. Turici. Litteris Heideggeri et Soc. 1765. gr. 8. 22 B.

Mit diesem Band wird ein Werk geschlossen, das wohl schwerlich etwas beytragen wird, daß man den Homer mit mehrern Geschmack, als vorher geschah, liest. Die wenige Erleichterung, welche es Anfängern in der griechischen Sprache verschaffen kann, dürfte auf der andern Seite den Nachtheil haben, daß man sie mit desto weniger Genauigkeit erlernt. Doch es ist auch dieß noch in Zweifel zu ziehen, ob diese Methode eine merkliche Erleichterung verschaft. Wenn ich mir daran genügen lasse; daß ich weis, *ἀγηγέρατο* 3. plur. plusq. perf. ind. Pass. *ἀγείρω*, so kann ich dessen, was ich gehört habe, auf ein andermal gewiß noch weniger versichert seyn. Die Indices sind so unvollständlich als das Buch unhinlänglich, den Homer wirklich zu verstehen.

Die Briefe des Seneca aus dem Lateinischen von Joh. Franz von Palthen, Königlich Schwedischen Justitzrathe. Erster Band, Leipzig und Rostock in der Koppischen Buchhandlung, 1765. 8. 1 Alph. 16 Bog.

Sollen wir den Werth dieser Uebersetzung bestimmen? so muß uns der Leser voraus sagen, wie weit seine Foderungen bey einer guten Uebersetzung gehen. Wünscht er mehr nicht, als was man im Handel und Wandel eine Uebersetzung nennet; verlangt er bloß, ohngefehr zu wissen, was Seneca wohl möge gesagt haben, ohne, daß es ihm eben um die größte

Ge-

Genauigkeit bis in jeder einzelnen Stelle, noch um den eigenen Charakter des Seneca, um Anmuth, Schönheit, mit einem Wort um nichts als eine Uebersetzung zu thun ist? gut, so ist hier eine Uebersetzung; sie ist ein Buch wie ein anderes, kann in allen Buchläden verkaufet, in alle Bibliotheken gestellt, nach Belieben in Corduan mit vergoldeten Schnitt, in Franzband, oder in Maculatur gebunden werden.

L.

Auli Persii Flacci Satyrae. Les Satires de Perse avec des notes. à Berne, aux depends de B. L. Walthard 1765. 8. 184. S.

Diese Ausgabe des Persius ist sauber gedruckt, und mit vielen antiken Denkmalen ausgezieret. Die französische Uebersetzung steht dem Text gegenüber. Sie ist das Werk eines Mannes, der seinen Dichter mit tiefer Empfindung gelesen, und auch darinnen verstanden hat. Wir sehen aus allen, daß er nicht etwa ein bloßer Sprachgelehrter, sondern ein feiner und witziger Kopf ist. Er heißt Sinner, Herr zu Balaigue, und ist Bibliothecarius und des großen Raths der Republik Bern.

T.

---

12. Haushaltungskunst.

Entwurf eines Land-Wirthschafts-Calenders, über die jeden Monath vorfallenden vornehmsten Haushaltungs-Verrichtungen, nach allgemeinen Grundsätzen und mit einigen praktischen Anmerkungen. Auf Veranlassung der

Leipziger öconomis. Societät und von einem Mitgliede derselben, dem Churfürstl. Sächs. Cammer-Commißions-Rath Michael Gottlob Bucher. Leipzig bey M. J. Weidmanns Erben und Reich, 1765. gr. 8. 6 Bogen.

Obgleich dieser Wirthschafts-Calender eigentlich nur auf die sächsische Landesart eingerichtet ist, so kann man ihn doch als einen allgemeinen Grundriß empfehlen, der sonderlich angehenden Landwirthen von vielem Nutzen seyn dürfte. Wer sich denselben noch brauchbarer machen will, dem geben wir den Rath ihn mit einigen Bogen Papier durchschiessen zu lassen und die Verfassung seiner eigenen Wirthschaft darinnen aufzuzeichnen. Auf diese Weise würde selbiger nicht nur vollständiger, sondern jedem besondern Fall mehr angepasset. Die hierin befindlichen praktischen Anmerkungen sind vortreflich, und wird jeder einsehende Landwirth wünschen, daß dieselben nur häufiger und hie und da etwas ausführlicher seyn möchten.

Oeconomische Abhandlung von gründlich bessern und einträglichern Weinbergsbau, nebst angefügter Churfürstl. Sächs. Weingebürgs-Ordnung, de Anno 1588. von H. A. F. Dreßden und Leipzig 1765. 8. 8 Bogen.

Das vorzüglichste in diesem Buche ist die von S. 1-12. befindliche Nachricht von dem ehemaligen berühmten Weinbau in Sachsen, der aber freylich nur so lange blühend seyn konnte, als der deutsche Geschmack entweder noch nicht fein genug, oder aber patriotisch war, um ein Glas Champagner oder Ungarischen Wein nicht besser als den Torgauer und Siptitzer zu finden. Wenn

übri-

rigens der Herr Verfasser S. 14. schreibt: „Ich alte den Weinbau vor einen sehr großen Landes-Schatz,„ so würde es uns nicht schwer fallen, diesen gemein behaupteten Satz äusserst enge einzuschrän-n, zumal wir glauben, daß vornehmlich auf Sach-n die alte Wirthschaftsregel angewendet werden kann: muß kein Weinstock stehen wo eine Aehre wachsen nn. Warum lässet denn sogar Frankreich, Wein-rge ausrotten? Wem indessen nach seinen jedesma-gen Verhältniß der Weinbau zum Vortheil gereichet, r kann diese Schrift sehr gut gebrauchen, und wird nderlich von der Düngung der Weinberge S. 26. f. gute Regeln vorfinden. Zulezt müssen wir noch ymerken, daß der bekannte Denker hier mehr als ein-al, vermuthlich durch einen Drukfehler, Denter, nd der Abt Vallemont, Vollemont genennet werden.

Y.

Glossarium Melitturgicum; oder Bienenwörter-buch, in welchen die bisher bey der Bienen-pflege bekannt gewordne oder gebräuchliche Kunstwörter und Redensarten erkläret wer-den. . . . von Joh. Adolph Overbeck; Pa-stor zu Handorf im Fürst. Füneb. Bremen, bey Förstern, 1765. 152 Octavs.

Dieses Wörterbuch ist sowohl dem nüzlich, der von dem Bienenwesen noch wenig Kenntniß hat und olche erweitern will, als auch dem der nur wissen will, die Sachen, die ihm schon bekannt sind, in unterschied-ichen Gegenden Deutschlands, besonders in einigen Hannöverischen Ländern, wo die Bienenwartung einen eträchtlichen Theil des Gewerbes ausmacht, genannt werden. Herr O. erklärt die Wörter deutlich, und

sezt auch wohl ihre lateinischen und französischen Ausdruckungen hinzu. Er hat auch, was zur Naturgeschichte der Bienen gehört, aus Reaumurs u. a. Erfahrungen kürzlich angezeigt. Ein doppelter Anhang endigt dieses Werk. Der erste ist eine Uebersetzung des 14, und eines Theils des 15 Cap. im 9 B. des Columella vom Feldbau, wo von Bienen gehandelt wird. Herr O. macht dabey viel brauchbare Anmerkungen, und verbessert auch oft die Irrthümer seines Schriftstellers, so daß er angiebt, wie sie entstanden seyn könnte. Columella erzählt, daß manche Leute den Bienen im Winter zur Fütterung todte Vögel gäben. Herr O. erinnert mit Recht, daß diese Nahrung vermuthlich für Bienen seyn möchte, die aus Rinderäsern entstehen. Es möchte aber vielleicht das Fleisch der Vögel seyn von Speckkäfern verzehrt worden, die Federn hätten immer den Bienen Wärme geben können. Der zweyte Anhang besteht aus sechsmahl vierzig kurzen Sätzen, worinnen Erfahrungen, Vorurtheile, Anwendungen, so die Bienen und ihre wunderbaren Eigenschaften angehen, enthalten sind. Durch diese Aufschrift rechtfertigt sich also Herr O. zulänglich, daß man ihn nicht tadeln kann, wenn hier stets vom Bienenkönige geredet wird, bey dessen Tode die Bienen Trauer anlegen, wenn es heißt: Unter den Thieren sind die Männlein gemeiniglich die schönsten; wird denn nicht der Weiser im Stock generis masculini seyn müssen? Ingleichen: die Werkbienen sind alle generis femini, denn sie sind geizig. Daß Herr O. klüger ist, als der so wenig galante Erfinder dieser beyden Sätze, zeigt sein Wörterbuch; aber wenn er einem Kinde, das Ducaten und Zahlpfennige nicht zu unterscheiden weis, und vielleicht die leztern, wenn sie fein groß und dicke sind, oder allerley seltsame Bilder haben, noch den ersten vorzieht, etwa unter 230 Zahlpfennigen

pfennigen 10 Ducaten gäbe, würde er wohl damit den Kinde ein nüzliches Geschenk machen. Die meisten Bienenwirthe, denen sein Buch in die Hände kommen wird, sind in physischen Sätzen solche Kinder, warum sagte er ihnen nicht lieber, die Ducaten wären alle im Wörterbuche, und hier kaum noch sechsmahl vierzig Zahlpfennige nur damit zu spielen?

J.

Versuch einen Haushofmeister zu bilden, in fünf Abtheilungen, nach einer etliche dreyßigjährigen Erfahrung zusammen geschrieben, von einem Hauswirthschaffter. Frankfurt und Leipzig bey Johann Paul Krauß, Buchhändler in Wienn. 40 Bogen in 8.

Der Verf. hat, wie aus dem Tittel erhellet, selbst viele Jahre lang das Amt eines Haushofmeisters verwaltet; Er schreibt also aus der Erfahrung, und giebt die nüzlichste Regeln, wie das Hausgesinde, die Bedienung der Tafel vornehmer Herrschaften, sowohl in Städten und auf dem Lande, als auch sogar auf Reisen, und bey hohen Kriegsbedienten in Feldzügen einzurichten sey. Man hat unseres Wissens über diese Materien, noch keine besondere Schrift gehabt; die gegenwärtige kann sowohl Herrschaften, die ein ansehnliches Hausgesinde halten müssen, als den Haushofmeistern, die diesen Hausgenossen vorgesezt zu seyn pflegen, zur reifen Ueberlegung empfohlen werden.

K.

---

13. Vermischte Nachrichten.

Historische Nachricht samt denen Statuten des neuerrichteten hochpreißlichen Jonathaner-

Ordens, oder der Societé de la parfaite et veritable Amitié von J. C. G. Nürnberg 1764. bey Joh. Jos. Fleischmann, 8 B. in Fol.

Dieser Orden ist im Jahr 1756 in Leitmaritz von dem Prinzen von Coburg, Kayserl. Königl. Generalmajor, errichtet worden, und bestehet, wie aus dem dieser Nachricht angehängten Verzeichnisse zu ersehen, meist aus Subalternen-Officiers der Kayserl. Königlichen Armee. Das Ordenskreuz mag ganz ansehnlich aussehen, und hat jeder Großkreuz- bey der Aufnahme 24, ein Ritter aber 12 Speciesdukaten zu zahlen. Weil aber dieses nebst dem jährlichen Beytrage nicht richtig bezahlet zu seyn scheinet, und doch der Orden wirklich viele Ausgaben hat; indem derselbe den lebenden Rittern die verlohrne Kriegsequipage wiederschaffen, ja überhaupt in allem Unglück beystehen, für die verstorbenen aber Seelenmessen lesen lassen will, so finden wir schon vom 29. Dec. 1762 ein Decret, wegen Abführung, der der Ordenscasse schuldiger Gelder; dahingegen die Ordensgesetze erst vom 20. Jun. 1763 datirt sind. Bey einem von diesem Datis wird vermuthlich also wohl ein Drukfehler vorgegangen seyn.

Historie des Himmels, darinnen vom Ursprunge der Abgötterey und von den philosophischen Irrthümern über die Entstehung des Weltgebäudes und der ganzen Natur gehandelt wird. Nach der neuesten französischen Ausgabe übersezt. 2 Theile, Leipzig und Breßlau bey Johann Ernst Meyer 1764. 56½ Bogen 3⅛ Bogen Kupfer in 8.

Eine neue Auflage und wie es aus der Vorrede erhellet, sogar eine neue Uebersetzung eines sehr bekann-

kannten Buchs, das viel scharfsinnige Muthmassungen enthält, die aber nicht bey jedermann haben Beyfall finden wollen.

Einleitung zur doppelten Buchhaltung. Erster Theil, Wissenschaft der Kaufleute und Buchhalter, aus dem französischen des Herrn de la Porte übersezt, zweyte Auflage 1764. Wien, Prag und Triest, gedruckt bey Joh. Thomas v. Trattnern, 53 Bogen. Dito Zweyter Theil, enthaltend eine Erbschaftstheilung, eine Wirthschaftsrechnung, und eine Finanzoperation. das. 1762. $53\frac{1}{4}$ Bogen in gros 4.

Die doppelte Buchhaltung ist einem Kaufmanne unentbehrlich. Die gegenwärtige Anweisung dazu ist sehr gut, ob wir gleich eben nicht sehen, daß sie, wie in der Vorrede vorgegeben wird, an sich, ausserordentlich viel vorzügliches vor andern auch guten Anweisungen, hätte. Hingegen ist der zweyte Theil, der bey der deutschen Uebersetzung hinzu gethan worden, sehr wichtig, wo die doppelte Buchhaltung auf Wirthschaftsrechnungen und Finanzoperationen angewendet wird. Diese Art der Anwendung ist unsers Wissens ganz neu, und ist denen die Landgüter zu verwalten, und Cassen zu führen haben, zum weitern Nachdenken gar sehr zu empfehlen.

Versuch über verschiedene wichtige Gegenstände der Politik und Moral, aus dem Französischen übersezt. 2 Theile. Leipzig, bey Car Ludwig Jacobi Wittwe, 1763. 1764. $31\frac{1}{2}$. Bogen in 8.

Dies ist die Uebersetzung eines französischen Buchs, das ziemlich angenehm geschrieben ist, viel nüzliche Anmerkungen enthält, und von vielen Sachen gründlicher urtheilt, als Französische Schriftsteller sonst wohl zu thun pflegen. Der V. ist aber auch ein Deutscher, nehmlich, der Sachsenweimarische Legationsrath, Herr Schmid von Känstein, aus Aerau in der Schweiz gebürtig, den man aber mit seinem Landsmanne, dem Herrn Legationsrathe Samuel von Schmid, in Carlsruhe, nicht verwechseln muß. Die Uebersetzung scheint zu den leidlichen zu gehören; aber die Anmerkungen des Uebersetzers hätten wohl wegbleiben können, denn sie sind mehrentheils sehr seicht. S. 81. des ersten Theils sagt er: „Wenn der französische „Arzt Helvetius in seinem Buche de l'Esprit gleich „Irrthümer vortrage, so kann man sich doch daraus „von seinem guten Herzen überzeugen.„ Hier sind zwey Fehler in einem Athem. 1) Ist der Verf. des Buchs de l'Esprit kein Arzt, sondern ein ehemaliger Finanzpachter und itziger Capitalist, und 2) möchten wir wohl wissen, wo man in einem Buch, dessen Grundsätze alle ehrliche Leute zu Schelmen machen müssen, das gute Herz des V. finden könnte. S. 117. vermuthet der Uebersetzer, daß Rousseau seine bekannte Meynung, vom Schaden der Wissenschaften nicht im Ernste gemeinet habe. Wie? Rousseau sollte seine Lieblingsmeynung im Spaße behaupten? Die Meynung, worauf sich sein Emille gründet, durch welchen er am jüngsten Tage von Gott für alle seine Sünden Vergebung zu erlangen hoffet?

Berlinisches Magazin, oder gesammlete Schriften und Nachrichten für die Liebhaber der Arzneywissenschaft, Naturgeschichte und der angenehmen Wissenschaften überhaupt, des

erſten Bandes 1ſtes bis 5tes Stück. Berlin bey Arnold Weber 1765.

Dieß iſt eine Nachahmung des bekannten hamburgiſchen Magazins. Die Nachrichten aus der natürlichen Hiſtorie, und der Arzneygelahrheit, ſind nicht ohne Nutzen, ob nur gleich hin und wieder die Wahl etwas beſſer ſeyn, und anſtatt gemeiner und unbedeutender Sachen, gemeinnützige gewählet ſeyn könnten. Die Schreibart iſt auſſerdem ziemlich ſchleppend und ſehr offt am unrechten Orte witzelnd. Die eingerückten Gedichte, und andere in die ſchöne Wiſſenſchaften einſchlagende Aufſätze aber, bloß die muſikaliſchen Artikel ausgenommen, ſind meiſtens wirklich elend, und die Herren Verf. werden ſehr wohl thun, wenn Sie ſich mit ſolchen Sachen, zu denen ſie gar keine Talente zu haben ſcheinen, gar nicht abgeben wollten.

Das gelehrte Schleſien; oder Anzeigen alter und neuer ſchleſiſcher Schriftſteller, und ihrer ſowohl gedrukten, als noch nicht gedrukten Schriften. Worzu noch, in ſo ferne, Auswärtige, gerechnet werden, als ſie was von Schleſien geſchrieben, oder auch in Schleſien gelebt haben. Breßlau und Leipzig, bey Georg Gottl. Horn, 1764. 9 B. in 4.

Der V. unterſchreibt ſich unter der Vorrede, Joh. David Wolf. Das Werk ſelber iſt eine Compilation ohne Geſchmak und Ordnung; wem in der Welt iſt z. B. wohl daran gelegen, ob (wie Herr W. ſehr ausführlich berichtet) einer Namens Rhüdiger von Herwigsdorf, ein Informator geweſen, keine Pfarre kriegen können, ein Pachter geworden, ſich die

Wissenschaften und Bücher mehr habe angelegen seyn lassen, als die Landwirthschaft, daher er endlich Schul- und Gerichtsschreiber der Freybauern in Kanderwitz geworden, und zwölf Kornsäcke voll Manuscripte, hinterlassen, die seine Frau meistens beym Kuchenbacken verbraucht hat. Wenn sie nicht besser gewesen, als dessen Geistliche Seelenlust, (die der V. als eins von diesen Manuscripten anführet,) so hat sie sie nicht nützlicher anwenden können.

Schilderungen verschiedener häußlichen Zufälligkeiten. 1) Unglüklicher Ehen. 2) Eine Trennung von seiner Familie. 3) Eines unglüklich verschenkten Herzens, aufgesezt vor unser Jahrhundert, von Johann David Wolf. Breßlau und Leipzig, bey Georg Gottl. Horn 1764. 3 Bogen in 8.

Beweiß, daß der V. nicht allein, wie aus dem vorigen Artickel erhellet, unnütze Nachrichten zusammen suchen, sondern auch elenden Unsinn, in schwülstiger Schreibart ausposaunen könne.

Vademecum für lustige Leute, enthaltend eine Sammlung angenehmer Scherze, witziger Einfälle und spashafter kurzer Historien, aus den besten Schriftstellern zusammen getragen. Sr. Hochehrwürden dem Herrn Verfasser der schwarzen Zeitung in Hamburg demüthig zugeschrieben. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Im Jahr 1765. 14 B. in 8.

Man hat viele Sammlungen dieser Art: in der Gegenwärtigen scheinet eine gute Wahl beobach-

lich zu seyn. Viele, doch nicht alle, sind auch gut erzählt. Wie der Herausgeber auf den Einfall gerathen, dem schwarzen Zeitungsschreiber, oder deutlicher zu reden, dem Verfasser der Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, diese Sammlung von lustigen Histörchen zuzuschreiben, wissen wir nicht; Er redet denselben an: „Es ist, Hochgebietender Gönner, dem ganzen Deutschlande bekannt, daß Dero Magen aufs äusserste verschleimet, Dero Gehirn mit bösen Dünsten beschwert ist, und Dero Säfte in allen Gefässen stocken, in diesem kläglichsten Zustande fällen Ew. Hochw. die seltsamsten Urtheile, Sie sprechen von den besten Schriftstellern unserer Nation, als ob es die einfältigsten Tröpfe wären, und wenn ein Subconrector ein Programma, eine Antrittsrede, oder wohl gar einen Hochzeit- und Leichenfluch geschrieben hat, so machen Sie einen Lärm, als wenn der ganzen gelehrten Welt Heil wiederfahren wäre.„ Dis ist eine sehr genaue Schilderung, dieser Zeitung, wir zweifeln nur, daß der Vorschlag des V. die verschleimte Milz des Zeitungsschreibers durchs Lachen zu reinigen, sonderliche Wirkung haben möchte. Das Uebel fizt nicht in der Milz, sondern im Kopf und im Herzen.

Der Kranke, eine Sittenschrift. Danzig, gedrukt und verlegt von Joh. Friedr. Bartels, 1765. 27 Bogen in 4.

Mittelmäßige Moral, in so viel Geschwätz eingekleidet, daß für Ueberdruß und Ekel, freylich der gesundeste Mensch krank dabey werden könnte.

Lebensgeschichte des Herrn M. Elias Friedr. Schmersahls, Garnisonspredigers in Zelle,

auf-

aufgesezt und zum Druck befördert durch Joh. Christoph Ludewig. Neue mit dem Kupfer vermehrte Auflage. 1765. 13 Bogen in 8.

Mit was vor Sorgfalt der Herr V. alle mögliche auch allerkleinste seinen Helden betreffende Umstände, auskramet, ist unbeschreiblich. Sogar Universitätsmatrikel, Hochzeitcarmina, und solche Sächelgen rükt er in extenso ein. Kurz, es ist die allereléndeste Compilation, die man sich vorstellen kann. Und es scheinet beynahe, als ob der Herr Schmersahl selbst müsse alle zu dieser herrlichen Lebensgeschichte nöthige Nachrichten dem V. an die Hand gegeben, weil sich sonst nicht begreifen läßt, warum ein unbekannter Pastor in Nordhausen sich um die sehr unbeträchtliche Lebensumstände eines andern unbekannten Pastors in Zelle, so genau habe bekümmern wollen.

Von der öffentlichen Erziehung oder dem Unterrichte und der Zucht der Jugend in den allgemeinen Schulen. Wegen seiner Vortreflichkeit aus dem französischen übersetzet, und mit einer dahin einschlagenden Einleitung vornehmlich für die Deutschen begleitet. Augsburg bey Conrad Heinrich Stage, 1764. 17¼ Bogen in 8.

Enthält viele gute, aber auch sonst schon gesagte Anmerkungen. Da der V. alle Augenblick sich auf die französische Sitten, Sprache und Bücher bezieht, so findet ein Deutscher bey jedem Schritte Anstoß. Wenn der Uebersetzer nicht blos den Bogen hätte füllen, sondern den Deutschen wirklich nüzlich werden wollen, so hätte

hätte er das ganze Werkchen umarbeiten, und für Deutschland einrichten müssen. Dagegen finden wir in der sechs Bogen langen Einleitung des Uebersetzers, leere Locos communes vom Nutzen der öffentlichen Schulen u. d. gl. Diese Einleitung ist überhaupt bey allen guten Willen des V. voll von solchen Einfällen, deren Albernheit sich besser empfinden, als aussprechen läßt. Z. B. S. 68. wird uns die trefliche Nachricht gegeben, daß Melanchton, Crusius und Rhodomann Verse geschrieben, welche den Gedichten Homers, Pindars und Theokrits nichts nachgeben. S. 75. die Nachricht, daß er, der Herr, Uebersetzer angefangen habe, den Telemach in Homerische Verse, als eine Folge und Nachahmung der Odyssee zu übersetzen, und einige Mosheimische Reden ins Griechische, nach dem Style des Chrysostomi, zu bringen.

Die lächerlichste Stelle aber steht S. 51. und 52. Der V. will, daß die Jugend auf Schulen und Gymnasien, in den Waffen geübt werden solle. Dis wollten wir eben nicht tadeln, sonderlich wegen der Leibesbewegung, aber der Nutzen, den der V. daraus ziehen will, übersteigt alle menschliche Vermuthung; Er siehet im Geiste den Zeitpunkt zuverläßig da, wo alle deutsche Fürsten, mit dem Kaiser vereint, die Türken überziehen werden, „alsdenn (wir müssen des V. eigne Worte „anführen,) würde ihnen ein unzählbares Heer von den, „von ihrer ersten Jugend an so tapfer erzogenen Deut-„schen entgegen gesetzet, und im Nothfalle der Kern der „ganzen martialischen und regelmäßig zu streiten ange-„wöhnten Nation aufgeboten, und wider diese weichli-„chen Asier angeführet werden können. Bey einer so „guten Sache, würde der Sieg unfehlbar einer so un-„widerstehbaren Macht zufallen; die Morgenländer „wider mit dem römischen Kayserthum vereiniget, die „wahre Religion in diesen von der Natur so gesegneten

„E. d.

„Erdstrichen, wieder empor gehoben, so viel tausend
„unter den Fesseln seufzende Griechen und Christen
„frey gemacht werden.„ — Und der V. ein Gehalt
von Tausend Thalern bekommen, um in Constantinopel griechische Verse zu machen.

Schlesisches Allerley. Frankfurt und Leipzig, 1764. 8½ Bogen in 8. Zweyter Theil, 1765. 6 Bogen in 8.

In einem Allerley kann man freylich nicht lauter gute Stücke verlangen, aber die Frage ist nur, *warum* man eben ein Allerley zusammenschreiben muß. Und in diesem Allerley sind noch dazu nicht ganze Stücke gut, sondern nur hin und wieder einzelne Stellen erträglich. Diese zwey Theile enthalten prosaische Versuche über einige Gegenstände, meist in spashaftem Tone. Uebrigens ist der Verfasser kein Pedant, dem man einen Universitätsstaub ankleben sieht, sondern er ist ein Weltmann, der an Faro- und Tresetttische wohl bekannt ist. Er hat viel mit Hochwohlgebohrnen Fräuleins und Hochwohlgebohrnen Herren zu thun, die, so viel wir merken können, sich insgesamt auf ihren Gütern aufhalten. Wir befürchten aber sehr, die Tresettgespräche des Landadels, möchten für den Hof eben so unbedeutend seyn, als für die gelehrte Welt die Disputationscollegia der Studenten.

Versuch in Handlungsbriefen und größern Aufsätzen, nach den Gellertschen Regeln. Nebst einer Abhandlung von dem guten Geschmack in Handlungsbriefen von Joh. Carl May. Altona, verlegts David Iversen. 29 Bogen in 8.

Ein

Ein bereits sehr bekanntes, und sehr nüzliches Buch. Es heißt der deutschen Sprache einen wichtigen Dienst leisten, wenn man veranlasset, daß sie bey einem so beträchtlichen Theile der menschlichen Geschäfte, als die Kaufmännischen Geschäfte ausmachen, rein und richtig gebraucht wird. Herr May hat gewiß seiner Muttersprache und dem guten Geschmacke einen größern Dienst gethan, als er vielleicht anfänglich geglaubt hat. Die Schreibart dieser Briefe ist ein Muster einer reinen, ungeschmükten und deutlichen Schreibart, so wie sie sich in Geschäftbriefe schikt; daher es recht sehr zu wünschen ist, daß sein Buch alle die lächerliche dicke Briefsteller verdrängen möge, die mit abgeschmakten Anweisungen, und mit pedantischen verwirrten Exempeln, der Jugend das Briefschreiben mehr erschweren als leichter machen. Weil inzwischen dies Buch ein Muster für junge Leute seyn soll; so wünschten wir, daß der V. bey einer neuen Auflage, einige, obgleich in der That nicht sehr beträchtliche Fehler, verbessern wollte. Wir wollen einige anzeigen. Der V. schreibt z. B. öfters: Es ist mir angenehm, recht sehr angenehm. Das ist schlecht, recht sehr schlecht. Dies ist ein Clauselchen, das Gellert irgend einmal gebraucht hat; ihm es aber alle Augenblicke, zumal in Handlungsbriefen, nachahmen wollen, kommt uns tändelhaft, recht sehr tändelhaft vor. Herr May hütet sich ferner mit Recht für ausländischen Wörtern, aber er sollte auch nicht solche gebrauchen, die zwar deutsch klingen, aber völlig undeutsch sind. z. E. Ich habe Ihre Rechnung gleichförmig gebuchet, anstatt dieses ganz undeutschen Worts hätten wir lieber das ausländische notiret, gebraucht, überdem konnte man ja sagen, zu Buch gebracht, welches unter Kaufleuten schon sehr gewöhnlich ist. Aus eben dieser Ursach, weil es schon gewöhnlich ist, möchte man auch immer

sagen,

sagen, ich habe Ihre Rechnung für Mk. 1000. belastet, aber doch muß Herr May nicht schreiben: Ich habe Ihnen belastet, sondern Sie belastet, sonst ists wider die Grammatik. In der in der Einleitung gegebenen Anweisung zur Titulatur stehet unter andern, daß man an einen Professor Theologiä Hochwürdiger, und an einen Doctor Theologiä Hochehrwürdiger schreiben solle; so viel uns bekannt, muß es gerade umgekehrt seyn. Ob übrigens ein Adelicher, der in keiner Bedienung stehet, mit Wohlgebohrner, werde zufrieden seyn, hingegen eben dieses Wohlgebohrne, einem Hofrath bürgerlichen Standes gebühre, lassen wir dahin gestellt seyn. Vielleicht ist es in einigen Provinzen so gebräuchlich. Der allgemeinen Praxi ist es unsers Wissens gemäß, daß man alle Adeliche, sie mögen in Bedienung stehen oder nicht, Hochwohlgebohren nennet, und gerade ein Landadelicher, der in keiner Bedienung stehet, möchte es einem Kaufmann am ersten übel nehmen, wenn er das Hoch wegliesse. Wohlgebohren, giebt man bürgerlichen Personen, die adeliche Bedienungen haben. Z. E. Geheimeräthe, oder Officiers bürgerlichen Standes. Wir würden diese Kleinigkeiten gewiß bey keinem Buche anmerken, als bey einem, das der Jugend gewidmet ist, die diese Dinge doch wissen muß.

K.

Vier und zwanzigmal ein Kind in diesem Monat gebohren, oder Wahrsagungen des Veridicus Horoskopus, aus einer ziemlich arabischen Handschrift zu einem leserlich deutschen Druck befördert. Frankf. und Leipzig, 5 Bogen in 8.

Eine neue Darstellung solcher Charaktere wie Rabner mit so viel Beyfall geschildert hat. Die vormalige

lige Calenderprophezeyhungen von Kindern in diesem Monat gebohren, sollen nachgeahmt seyn, man sieht aber daß der V. den Zwang der Nachahmung, die sonst in manchen Stücken seinen Vortrag lustiger gemacht hätte, zu schwer befunden, meistens ganze Lebensläufe erzählt, und andere Einfälle einmengt, die seinem angenommenen Charakter nicht gemäß sind. Seine Schrift verliert dadurch desto mehr, weil einer so gebrauchten Einkleidung der Satire, als Schilderungen sind, das feyerliche der alten Kalenderschreibart noch einiges Ansehn gegeben hätte. Swift hatte die Calenderprophezeyhungen so natürlich nachgeahmt, daß eine hohe Standesperson, einen preußischen Mathematiker, Joh. Urinus, veranlaßte, 1708. bescheidentliche Anmerkungen über Isaac Bickerstafs Prognosticon heraus zu geben. (Buks Lebensbeschr. preuß. Mathematiker 109 S.) So verführerisch schreibt unser V. nicht. Indessen läßt sich sein Scherz ganz wohl lesen. Ein Sohn im Jänner gebohren, besizt viele Fähigkeiten . . . hat einen natürlichen Hang zur Dichtkunst, und wird, wenn man ihn zum studiren anhält, anakreontische Gedichte, oder wenn er ein Handwerk lernt, Lieder beym Bier und Brantewein zu gebrauchen, verfertigen . . . So steht für jeden Monat eine Prophezeyhung für einen Sohn und für eine Tochter. Auf der 60 S. wird einem prophezeyht, daß er Raupen sammlen werde. Mylius hat schon den Jüngling belehrt, daß Raupen nicht pflegen gesammlet zu werden. Die witzige Köpfe sollten doch einmal einsehen, daß man gelehrt seyn muß, um über Thorheiten der Gelehrten zu spotten, weil man sonst durch einen Spott, der eigne Unwissenheit verräth, selbst lächerlich wird.

Bremisches Magazin, zur Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend ꝛc. Siebenter

benter Band. In Försterischen Verlag. 1 Alph. 8.

Diese Sammlung unterhält sich immer noch in ihrem Werthe durch eine gute Wahl meistens aus den englischen Monatsschriften. Vielleicht würden Anmerkungen, welche die Uebersetzer oft beyfügen könnten, nicht überflüßig seyn: so hätte bey des 4. Stüks 27 Art. von Thieren, die in festen Körpern leben, eine Nachricht, die in der Abhandlung der Kön. Schwed. Akad. 3. Bande der deutschen Uebersetzung steht, können angeführt werden. Die Nachricht von dem herauszugebenden Bremischen Wörterbuche im 3. St. wird den Liebhabern der deutschen Litteratur sehr angenehm seyn, und die Probe davon aus dem Buchstaben E. erregt vortheilhafte Erwartungen. Auf der 614 S. sollte statt: der petalus stehen: das petalum. Wer eine Abhandlung, die Blumen betrifft, übersetzen will, sollte doch in der Botanik nicht so fremd seyn. Eine Erinnerung, die zu unsern ökonomischen Zeiten desto nöthiger ist.

Prodromus Polonus eruditae veritatis de dignitate et vtilitate impedimentis et subsidiis sedibusque scientiam rei litterariae promouendae causa ex occasione electi Regis Poloniae ex diuersis auctoribus concinnatus per M. *Martinum Swiatkowski* A. A. L. L. et Philos. Doct. ecclesiae collegiatae Scarbimiensis custodem 1765. Berl. und Bresl. bey Meyern. 1 Alph. 5 Bogen.

Der ausführliche Titel wird verstatten, den Auszug abzukürzen, da daraus erhellet, daß Herr Sw. nur aus unterschiedenen Schriften gesammlet hat. Das Lob, für die Leser, die er am meisten vor Augen gehabt

hat,

hat, mit guter Wahl gesammlet, und eine Schreibart die sich ganz wohl lesen läßt, gebraucht zu haben, ist ihm nicht abzusprechen. Das Werk ist dem Könige in Polen zugeeignet. Der erste Theil enthält Betrachtungen über den Werth, die Hindernisse und Beförderungen der Wissenschaften überhaupt, der andere handelt von der Schule der Wissenschaften. Es wird vielleicht nicht unangenehm seyn, aus den lezten 384 S. hier Nachrichten von der Krakauischen Universität zu lesen. Es sind daselbst 3 eigentlich sogenannte Collegia, die von Professoren allein bewohnt werden; das größere von Theologen und Philosophen, die einen gemeinschaftlichen Tisch haben, das Kleinere von Philosophen der niedrigern Ordnung, die auch einen gemeinschaftlichen Tisch haben, und das Juristische von Professorn beyder Rechte, ohne Tisch. Sieben andere Collegia sind eigentlich öffentliche Studentenwohnungen, oder sogenannte Bursä, eines davon, das Zizanistarum hieß, ist vor einigen Jahren in ein Seminarium Academicum verwandelt worden, wo die unterrichtet werden, die den geistlichen Stand (statum spiritualem) wählen, sie haben einen gemeinschaftlichen Tisch, den Andr. Stanisl. Kostka Zaluski, Bisch. zu Krakau, Herz. zu Severien gestiftet hat. In einigen andern Bursis sind auch Tische aber sehr schecht. Noch hat Krakau acht Trivialschulen, in denen auch Studenten mit wohnen, daß fast alle Studenten in solchen öffentlichen Gebäuden wohnen, wo sie Magister zu Vorgesezten haben. Im folgenden Kapitel 387. und f. S. wo Herr Sw. die christliche Universitäten nach dem Alphabet, mit Anführung einiger Merkwürdigkeiten, erzählt, meldet er noch von der Krakauischen, daß ihr Collegiatenhaus das Recht einer Freystatt habe, und 12 Meilen weit um sie herum, keine andere Universiät, auch keine Schule, die nicht unter ihr stehe, dürfe angelegt werden, weßwegen sie auch 1633. wider die Jesuiten, die

eine neue Universität anlegen wollten, auf den Reichstage geschüzt worden. Die Göttingische Universität, die Erlangische und die Büzowische kennt Herr Sw. nicht, denn aus Religionspartheylichkeit, hat er sie nicht weggelassen, da er von der Hällischen sagt: Wenn andere Universitäten nur manchmal berühmte Leute gehabt hätten, so habe es dieser fast nie daran gefehlt. Die Nachricht, daß zu Leipzig, Magistri und Doctores, Rectores würden, auch ohne Professoren zu seyn, ist noch aus dem vorigen Jahrhunderte.

J.

Auszug

eines Schreibens von einem Unbenannten.

Die viele Erwehnungen, die von Einimpfung der Pocken geschehen, und die verschiedene Meynungen, die davon pro et contra geführet worden, haben mich auf die Gedanken gebracht, ob es nicht besser wäre auf Mittel zu gedenken; wodurch man die Pocken gänzlich abwenden, und folglich die Inoculation derselben entübrigen könnte? nach meiner Meynung glaube ich, daß ein solches Mittel würklich vorhanden ist: Weil ich aber die gründliche Untersuchung und Beurtheilung dieser Sache, mir Selbsten alleine nicht zutraue, so will ich der gelehrten Welt dieses Mittel anzeigen, und zur weiteren Prüfung und Beurtheilung übergeben. Meine Meynung ist folgende:

Die Venerische Seuche, Rabies canina, und die Pocken, kommen darin überein, daß sie eine subtile, scharfe, fressende, erstickende, giftige Materie zum Grunde haben, welche viele Zeit und Jahre, in tubulosa substantia corporis eingewickelt und verborgen bleiben kann, bis endlich durch eine geschehene Entwickelung und Lösung, sich dieselbe, per motum fermentativum durch den ganzen Cörper ausbreitet, und critica quasi despumatione sich zeiget und ausbricht, und nach der Menge und Grad der Schärfe, universum Systema nervosum, et Fibrosarum partium ergreifet.

In

In der venerischen Seuche ist der Mercurius als das sicherste Mittel, und einzigste Specificum genungsam bekannt.

Wider den tollen Hundesbiß, ist seit 1730 in Engelland der Mercurius als das einzigste sicherste Mittel mit den glücklichsten Erfolg gebrauchet und befunden worden, und zwar, ohne damit bis zur Salivation zu schreiten.

Sollte nun auch nicht wider die verborgen liegende Pocken-Materie, welche bey ihrer Subtilité, dennoch wegen des langen verborgenen Aufenthalts im Cörper, entweder an sich Selbsten eine zähe Kläbrigkeit haben, oder auch darinnen eingewickelt seyn muß, der Mecurius ein sicheres Mittel abgeben? weil der Mercurius, wegen seiner grossen Subtilität, alle Theile, auch die allerengsten kleinsten Gänge und Gefäße im Körper durchdringet, und vermöge seiner Schwere, alle Säfte des Körpers ergreiset, auseinander setzet, verdünnert und in Bewegung setzet. Zum wenigsten wäre von den Gebrauch dieses Mittels nichts zu befürchten, wenn anders der Mercurius gut präpariret, und mit gehöriger Behutsamkeit angeordnet und gegeben wird. Nach meiner Meynung könnte bereits in utero materno, darnechst durch der Mutter und Ammen Milch, und so ferner, den Kindern der Mercurius mit dienlichen evacuirenden Mitteln beygebracht und gegeben werden.

Die historische Preißfrage, welche die Churfürstl. bayersche Academie der Wissenschaften dem gelehrten Publico im abgewichenen Jahre vorgelegt hat, war folgende: **Wann sind die Landpfalzen in den Herzogthümern aufgekommen, und worinnen haben die Rechte, und das Amt der Pfalzgrafen, insonderheit der bayerschen, bestanden?**

Unter den verschiedenen Schriften, so über diese Frage der Academie sind eingeschickt worden, ist eine mit dem Wahlspruche: Davus sum non Oedipus, so unser geehrtes Mitglied, Herr Georg Christian Crollius, Bibliothecarius und Professor zu Zweybrücken sehr gelehrt und vollständig abgefasset hat, mit der gewöhnlichen Preißmedaille von 50 Ducaten gekrönet worden.

Die philosophische Frage bestund darin: **Ob es nach Gründen, so aus der Naturlehre hergeleitet werden müs-**

müssen, möglich sey, die hierländische gemeine Wolle durch eine Art der Zubereitung der englischen, wo nicht allerdings gleich, doch an Güte und Feine sehr nahe zu bringen, und wenn es möglich, wie diese Zubereitung mit allen Umständen geschehen müsse?

Unter den eingesandten Schrifften, ist eine mit dem Denkspruche: In labore paries filios, besonders wohl ausgearbeitet, und enthält viele nützliche Vorschläge, wie die Schaafwolle hiesiger Lande verbessert werden könnte. Da aber der unbekannte Verfasser die vorgeschlagene Art und Weise, die Wolle von dem ihr anhangenden fremden Fett und Schmutz zu reinigen nicht selbst versucht, noch Muster davon beygebracht hat, solche Art zu reinigen auch sehr vielen Unbequemlichkeiten unterworfen zu seyn, und zum Theile gar unmögliche Dinge zu enthalten scheint: so hat die Churfürstl. Academie, so gerne sie immer gewolt hätte, sich nicht entschliessen können, diese Schrift mit dem Preisse zu krönen.

Für das künftige Jahr 1766 hat die historische Classe zu erörtern aufgegeben: Worinnen ist das Amt und die Vorzüge der Hallgrafen bestanden?

Die philosoph. Classe verlangt eine Auflösung folgender Frage: Giebt es keinen nähern, leichtern und weniger kostbareren Weg, das Silber ohne Abgang von den geringern auch in grössere Menge beygemischten Metallen, vornemlich aber vom Kupfer, ohne dessen beträchtlichen Verlust, zu scheiden, als das bekannte Seigern und Abtreiben? Kan solches nicht durch einen Niederschlag in Güß und Fluß geschehen, wie bey der bekannten Gold- und Silberscheidung? und wie ist solche Scheidung oder dieser trokene Niederschlag zu bewerkstelligen?

Die Schriften, welche diese Fragen am besten abhandeln werden, haben in jeder Classe den gewöhnlichen Preiß von einer Medaille an 50 Ducaten zu gewarten. Die Verfasser müssen aber ihre Abhandlungen nebst ihren verschloßsenen Namen und einer beliebigen Devise bis Ende des künftigen Augustmonats 1766 an den Secretair der Academie P. Helephons Kenedey einsenden. Die später einlaufende Schrifften werden nicht untersucht.

Des

Des Herrn Abt Winkelmann unter uns so berühmte Gedanken von der Nachahmung der Griechen ꝛc. nebst seinen Abhandlungen von der Empfindung der Schönheit und von der Grazie in den Werken der Kunst sind nunmehr auch ins englische übersetzt unter dem Tittel: Reflections on the Painting und Sculpture of the Greeks: With Instructions for the Connoisseur, and an Essay on Grace in Works of Art, translated from the German Original by Henry Fusseli. M. A. In 8. Der Uebersetzer ist ein Sohn des berühmten Zürchischen Malers Füßli, dem wir die Geschichte der Schweitzerischen Maler und das allgemeine Künstlerlexicon, zu danken haben.

Eben dieses Schriftstellers: Historie der Kunst, kommt bey Harrnvelt in Amsterdam französisch in gr. 8. heraus. Der Uebersetzer ist Herr Robinet, der bekannte Verfasser des Buchs de la Nature, Bey unserm Verleger werden Exemplarien zu haben seyn.

Herr Prof. Zacharia in Braunschweig will ein neues Heldengedicht, Cortes, in 4 Bänden, jeden von einem Alphabet herausgeben. Man zahlet einen Dukaten Vorschuß, in Berlin nimmt der Herr Prof. Ramler die Pränumeration an.

Herr Prof. Ramler verspricht eine von ihm verbesserte Sammlung auserlesener Sinngedichte deutscher Dichter von Martin Opitz bis auf unsere Zeit, in verschiedenen Bänden. Imgleichen eine Sammlung der besten deutschen Lieder.

Herr Leßing arbeitet itzt an einer Abhandlung, von den Grenzen der Dichtkunst und der Malerey.

Herr Dutens in Turin, läßt bey den Gebrüdern des Tounnas zu Geneve Leibnitzens sämmtliche Werke, in fünf Bänden, in gr. 4. drucken. Diese Ausgabe soll so viel möglich vollständig werden. Herr D. hat einen ausführlichen Plan davon drucken lassen, worin die Tittel aller Stücke die ihm von Leibnitzen bekannt sind, angezeiget werden. Da ihm einige Stücke noch fehlen, so ersuchet er diejenigen Gelehrten, die die Stücke etwa besitzen möchten, sie ihm zuzusenden, und verspricht dagegen seine Erkenntlichkeit. Seine Addresse ist: à Mr. Torras à Turin, pour rendre à Mr. Dutens. Die Stücke, die ihm noch fehlen, sind folgende: 1) Disputatio Metaphysica de

prin-

